Opp. 582 t/8

L 125

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Achter Theil.

Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Wb9/66/191

Des
Schweizerlands Geschichte
für das
Schweizervolk.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Wie es im Anfang gewesen.

Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und bösen Tagen der Väter ist viel gesungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks. Und ich trage sie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen sich entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande.

So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geschichte verflossener Zeiten ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen.

Wo der Rhonestrom, welcher aus den Eisbergen des Wallis quillt, nach weitem Lauf endlich in das mittelländische Meer stürzt, erhebt sich eine Reihe niedriger Berge. Wie sich dieselben aber weiter gegen Sonnenaufgang erstrecken, steigen sie höher mit den Gipfeln in die Luft, und an Italien immer höher vorüber, ihre Felsenscheitel verhüllt von Nebeln und ewigem Schnee. Dreihundert Wegstunden lang dehnen sie sich hin gen Aufgang, bis ins Ungarland. Dort senkt sich das Gebirg allmälig wieder und wird zu Hügeln. Das ist das

Gebirg der Alpen. Und Helvetia ist das Land genannt worden, welches im Schoose der Alpen da gelegen ist, wo sie die beschneiten Kämme, Hörner, Firsten und Zinken am höchsten aufrichten, weit über die Länder der Menschen und über die Wolken des Himmels hinaus.

Durch enge Schluchten vom Hochgebirg herab, mit Strömen, die den Gletschern entquellen, breitet sich das Land gegen Mitternacht aus in weitere Thäler, bis zu den Kalkbergen des Jura. Diese krümmen sich in Gestalt eines ungeheuern Halbmondes vom See des Leman bis zum Bodensee. Und von Schafhausen bis Basel steht der Rheinstrom vor dem Jura, wie der Graben vor dem Wall. Also hat Gott unser Vaterland mit hohen Bergen und tiefen Gewässern umgürtet, wie eine große Veste. Doch die Veste ist nur stark, so lange es dahinter der Mensch bleibt.

Dies Alles ist in Zeiten, von denen kein Mensch weiß, ein Weltmeer gewesen. Die Wogen der Wasser sind anderthalbtausend Klafter hoch über Feldern und Wiesen gestanden, die wir heut bauen. Damals waren die Gipfel des Gebirgs einsame Inseln. Droben an Felswänden werden noch Spuren der mächtigen Fluth gesehen. Pflanzen und Muschelthiere des alten Wassergrundes liegen nun versteinert im felsgewordenen Schlamm. Siehe, aus unterirdischen Höhlen ist verkündet, und vom

Finger Gottes steht in den Lagern des Gebirgs geschrieben: Ehe der Mensch kam, ist schon mehr denn ein Weltuntergang gekommen.

Nachdem die Gewässer abgelaufen und aus dem trocken gewordenen Meerboden Moose, Gräser, Gesträuche und Wälder hervorgesprossen waren, sind Jahrhunderte verflossen, bevor die Stimme eines Menschen durch die Stille dieser Wildniß scholl. Es weiß Niemand, wer zuerst mit seiner Heerde längs den Waldufern der Ströme und Seen umherirrte. Die frühesten Geschlechter mögen sich im offenen und zahmern Thalboden angesiedelt haben; weit später stiegen sie in die rauhern Gegenden hinauf; zuletzt entdeckten sie verschlossene Einöden am Fuße der höchsten Alpen.

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt lagen sogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt. Da, wie die Sage geht, sind sie zuerst von Flüchtlingen aus Italien bevölkert worden. Denn ein gewaltiges Kriegsvolk, geheißen die Galen, war nach Italien eingedrungen und hatte die Einwohner daselbst bezwungen, getödtet oder aus den ererbten Wohnsitzen vertrieben. Viele Leute, erschrocken vor dem Grimm des feindlichen Schwertes, flohen aus dem Lande der Rasennen am Meere, wo in unsern Tagen die Städte Florenz und Genua blühen. Sie retteten sich mit Weibern, Kindern und Hausgöttern in die Schluch-

ten und Wildnisse der Hochalpen. Daselbst bauten sie sich in einsamen Thälern zwischen Waldungen und himmelhohen Bergen an, sicher vor der Wuth der Galen. Und von ihrem Gott oder ihrem Helden Rhätus sind sie Rhätier genannt worden. Darum ist das Land um den Quellen des Rheins und Inns noch in unsern Tagen Rhätien geheißen, die starke Heimath der freien Bündner.

2.

Die ersten Thaten der alten Helvetier, und wie zu ihnen die Kymern gekommen sind.

(Hundert Jahre vor Christi Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwischen den Alpen und dem Jura, dem lemanischen und windischen See (Bodensee) vermehrte sich langsam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwischen Wäldern, Felsen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt, in rauher Freiheit. So viel Thalschaften, so viel unabhängige Gemeinsamen. Ihre streitbare Jugend zog durch finstere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshöhlen und Sümpfe und mit Ungeheuern in den Bergen, oder streifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn

hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinden zusammen in einem Gau. Vor allen ward zuerst am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab sich, daß durch die Wälder Deutschlands erschreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Dreimalhunderttausend streitbare Männer waren es, die da hießen Kymern, das ist, Bundesgenossen aus allerlei Volk. Viele derselben, sagt man, sind aus Fries- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erstarrt. Es wird geredet, daß sie vom Hunger ausgetrieben worden wären, als über ihrer Heimath die Schleusen des Himmels gebrochen und Thal und Höhe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen sie kriegend und siegend zum Rhein, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heut Frankreich genannt. Da trieben sie unermeßlichen Raub ein.

Als solches die Jugend im Gau der Tigurer hörte, ward sie gelustig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer streiten konnte, zog aus und stieß zu den gewaltigen Kymern. Da ist viel Gut gewonnen, viel

Blut geronnen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und schrien um Hilfe bis Rom.

Rom sandte alsbald ein starkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge herab zum lemanischen See. Deß erschracken die Tigurer, welche bei den Kymern waren; denn sie meinten, es gelte ihre Heimath im Gebirg. Stracks eilten sie den Römern entgegen am lemanischen See. Ein junger Held war ihr Führer, Diviko genannt. Als dieser das Lager der Römer sah, griff er zum Schwert. Es erhob sich ein entsetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen um Gnade baten. Da richtete Diviko zween Baumstämme auf, oben mit einem Querbalken verbunden. Unter diesem Galgenjoch ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde kriechen; dann schickte er sie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wieder den Kymern zu, seinen Kriegsgesellen, und verwüstete mit ihnen das Galenland. Und sie überstiegen die hohen Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben sich die Römer; viel blutige Schlachten wurden geschlagen. Das Glück aber verließ die Kymern. Ihrer die meisten fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben davon trug, rettete

sich mit Diviko in die Sicherheit des helvetischen Gebirgs.

Also mögen von den Männern, die vorzeiten durch Wasserfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben gewesen waren, nach Helvetien gekommen sein. Noch singt von ihnen in den Bergen das Westfriesenlied. Am Ufer des Waldstättersees, zu den Füßen des Haken und Mythenberges, setzten sie sich bei Bruch, das heißt Sumpfland, und rodeten den Wald aus. Darum wurden sie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Suiter und Swen soll Schwyz gestiftet worden sein. Noch hörst du in jenen Thälern Namen der Geschlechter, die auch im Schwedenlande blühen.

Von da haben sich die Menschen, als ihrer zuviel wurden, verbreitet in die unbewohnten Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den schwarzen Berg, Brünig, und jenseits desselben durch's Hasli im Weißland am Fuße der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Obersibnen, Sanen, Afflentsch und Jaun.

So lehren die uralten, ungewissen Sagen.

3.

Alles Land wird römisch.

(Fünfzig Jahre vor Christi Geburt.)

Noch lange nach Diviko's Heldenfahrt mit den Kymern ward von den fetten Triften und reichen Orten geredet, die man im Galenland gesehen hatte. Dort sei ein warmer Himmel, unter welchem Trauben und Oelbäume blühen und der Schnee des Winters kaum gekannt werde. Das machte im rauhen Helvetien das Volk lüstern, und nicht minder, was es von Reisenden oder Nachbarn jenseits des Rheins bestätigen hörte, mit denen freundlicher Verkehr gepflogen wurde.

Es lebte aber zu der Zeit im Lande ein angesehener Mann, Namens Hordrich. Zehntausend leibeigene Knechte und Mägde bauten seine Felder und weideten seine Heerden. Auch war er von den Nachbarn im Galenland hochgeachtet und hielt mit ihren kleinen Fürsten Umgang. Dieser trachtete größern Dingen nach. Erst redete er mit den Vorstehern in seinem Gau, dann mit den Uebrigen, zuletzt mit den Leuten in den Gemeinden: Warum man sich auf rauhem Felsenboden quäle, der kaum Vieh und Menschen nähren möge? Man müsse aufbrechen ins Galenland; da sei noch für ein tapferes Volk viel fruchtbares Gefilde feil und offen. Von dieser Rede wurden die Gemüther

erhitzt, und Jeder dachte bald ans Auswandern. Die versammelten Gemeinden beschlossen einmüthig, sich zu einem großen Zuge vorzubereiten. Drei Jahre lang sollte man die Aecker bauen und zur langen Reise Vorrath ärnten, inzwischen aber Bundesgenossen und Helfer werben, und thun, was sonst zur Sicherheit des Wagstücks nöthig sei.

Hordrich, erfreut ob dem Gedeihen seiner Anschläge, machte neue Entwürfe, Alles glücklich durchzuführen; war sehr geschäftig; reisete hin und her in die Gauen und über den Rhein zu den angrenzenden Völkerschaften und deren Häuptern; verlangte freien Durchzug für sein Volk; that viele Verheißungen, sprach groß und mehr als er vielleicht sollte. Auch gab er seine Tochter einem Fürsten der Nachbarn zum Weibe; also daß es schien, er sei selbst schon Herr und König der Helvetier.

Solches machte die Leute im Lande besorgt, und sie fingen an zu argwöhnen, er gehe damit um, die alte Freiheit und sein Volk zu verrathen, um Alleinherr über Alle zu werden. Es war aber ein Gesetz in den helvetischen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, soll Todes sterben in den Flammen. Und der Hordrich ward vorgeladen, er solle seinen Anklägern Rede stehen. Deß weigerte er sich, und wollte Leute bewaffnen zu seinem Schutz. Da brachen die Gemeinden

gegen ihn auf. Wie er nun Alles verloren sah, gab er sich mit eigener Hand den Tod.

Nachdem endlich die drei Rüstjahre verflossen waren, erhob sich das Volk in den vier Gauen und schickte sich zur Auswanderung an. Die streitbaren Männer zogen aus. Der alte Diviko ward ihr Heerführer, welcher vor fünfzig Jahren die Römer am Leman auf's Haupt geschlagen hatte. Dem Zuge folgten Weiber und Kinder, und auf Wagen und Karren die Vorräthe und Kostbarkeiten. Alle ihre Wohnstätten verbrannten sie hinter sich, zwölf Städte und vierhundert Dörfer, auf daß Keinem wieder nach der alten Heimath gelüste. Und vom Bodensee her kamen viele Tausend Bundesgenossen; auch vom Rhein her, wo heut das Frickthal und Baselgebiet, kamen die Nauracher. Alle wollten sie mit den Helvetiern.

So ging der lange, unabsehbare Zug kriegerischer Auswanderer über Berg und Thal. Es waren in Allem dreimalhundert- und sechszigtausend Menschen. Man nahm die Richtung gegen Genf, damals eine Stadt des tapfermüthigen Völkleins der Allobrogen und bundesverwandt mit Rom.

Zu derselben Zeit, ungefähr sechszig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi, stand Rom aber als die großmächtigste Stadt der ganzen Welt. Das war sie durch Freiheit, Heldengeist und Weisheit ihrer Bürger geworden. Ihre Waf-

sen und Gesetze herrschten über Italien, und vom Galenland bis Judäa. Und der größte von ihren Feldherren, Julius Cäsar, war zum Schutze der Allobrogen in Genf.

Als derselbe vom Anzuge der Helvetier hörte, daß sie zu Genf über den Rhonefluß gehen wollten, führte er stracks von der Stadt am Strome entlang eine Mauer auf, neuntausend Schritte lang, sechszehn Schuh hoch, mit vielen Streitthürmen, und wehrte den Durchzug der Wanderer. Diese aber wandten sich darauf gegen die Schlucht des Juragebirgs, durch welche die Wasser der Rhone ins Galenland hinausstürzen. Sie zogen an senkrechter Felswand, auf schmalem Pfade. Unter den Füßen Abgründe und der brausende Strom.

Kaum standen sie jenseits des Gebirgs in den galischen Ebenen, siehe, war auch Cäsar dort. Er schlug in ihrem Nachzuge die Tigurer. Der graue Diviko trat zu Cäsar und sprach: „Was habe ich mit Dir zu schaffen und mit Deinen Römern? Laß mich in Frieden des Wegs ziehen, oder gedenke der Zeiten am Leman, und zittere, daß ich nicht diesen Boden noch einmal durch den Untergang der Römer berühmt mache!“ Cäsar antwortete ihm und sprach: „Die Götter gaben Dir einst am See des Leman Glück, auf daß Dir jetzt das Unglück doppelt bitter werde. Doch

will ich Dich des Weges ziehen lassen, wenn Du meiner Bundesgenossen schonest, ihnen wiedererstattest, was die Deinen auf dem Zuge plünderten, und mir Geiseln für Deine Treue gibst!" — „Nicht also, Römer!" erwiderte Diviko: „Wir haben von unsern Altvordern nicht gelernt Geiseln geben, sondern Geiseln empfahen!"

Damit zogen die Helvetier weiter, schwer und langsam; ihnen auf dem Fuße nach die Römerschaaren, vierzehn Tage lang. Plötzlich wandten sich die Helvetier voll Grimmes und mit den Waffen. Es ward allgemeine Schlacht in den Feldern der galischen Stadt Bibracte; vom Morgen bis Sonnenuntergang Gefecht. Tapfer, ohne Kunst, stritten die Helvetier; nicht minder tapfer, aber mit höherer Kriegserfahrung, die Römer. Das half diesen zum Sieg. Voller Verwirrung flohen die Helvetier zum Hügel, wo ihre Weiber, Kinder und Schätze inner der Wagenburg standen. Der Feind folgte, brach die Wagenburg, würgte. Greise, Männer, Weiber, Kinder fielen durch Feindesschwert; Viele durch's eigene, weil sie Freiheit und Ehre nicht überleben mochten. Andere flohen wehklagend in der Irre umher und wurden von den galischen Völkern dem Cäsar überliefert. Dieser, vor welchem die Ueberwundenen fußfällig um Gnade schrien, sprach: „Leget die Waffen ab; kehret heim, von wannen ihr

kommet; bauet eure Hütten wieder; lebet, wie vormals, genügsam in euern Bergen, nach euern Gesetzen. Jedes Land ist dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist. Ihr sollet nicht Roms Knechte, sondern Bundesverwandte und Schutzgenossen werden."

Nun kehrten sie mit Scham und Gram, ihrer kaum hundert- und zehntausend, in die Thäler heim, von wannen sie gekommen waren, und bauten wieder auf den Brandstätten ihre Hütten neu. Der Cäsar aber ließ, unweit Genf am See, eine neue Festung aufrichten, Noviodunum, jetzt Nyon, geheißen. Das that er, die Helvetier zu bewachen. Auch zogen noch andere Besatzungen hier und da ins Land.

Auch in den Ort Octodurum, am Fuße des Hochgebirgs, im heutigen untern Wallis, wurde römisches Kriegsvolk gelegt, um daselbst die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Denn die Einwohner jenes breiten Thales, durch welches die Rhone zur See geht, lebten frei und wild; hatten nicht mit den Helvetiern, nicht mit den Römern zu schaffen; forderten Zoll von den Waaren, die über ihre Alpen gingen, und trieben Räuberei dazu. Als sie nun sahen, wie sich die fremde Mannschaft bei ihnen niederließ und verschanzte, geriethen sie in große Wuth. Die Landleute stürmten von Bergen und Thälern herab,

fielen die römische Besatzung im befestigten Lager an, und liessen nicht ab, bis die Römer aus dem Gebiet wegzogen. Allein diese kehrten bald mit verstärkter Macht ins Thal zurück, daß aller Widerstand eitel ward. Bei zehntausend von den Einwohnern, die für die Freiheit ihrer Heimath stritten, wurden erschlagen, und die Dörfer standen ringsum in Flammen. Von der Zeit an ist auch Wallis römisch geworden.

Nur die Rhätier, hinter ihren Eisbergen und Seen, dünkten sich unüberwindlich. Längs dem Innstrom, in den Thälern des heutigen Tyrols, und in den windelechischen Ebenen (des heutigen Schwabenlandes) wohnten ihre Stammes- und Bundesgenossen, wie Vorwachten. Sie trieben wildes Wesen, plünderten Reisende aus, oder brachen jählings in großen Haufen aus den Bergschlünden hervor und überfielen und beraubten die nahgelegenen Städte Italiens. Von den Gefangenen schlachteten sie zum Opfer am Altar ihrer Götter.

Dessen zornig, gebot Kaiser Augustus, unter welchem der Weltheiland geboren ward, zweien Kriegsheeren zugleich, in das furchtbare Hochland zu dringen. Das eine stieg über die Alpen, zum Innstrome nieder; das andere kam über den windischen (oder Boden-) See. Und Alles ward überwältigt in blutigen Schlachten.

Es wird erzählt, wie die Mütter der Rhätier in die Reihen der Fechtenden stürzten und ihre Säuglinge den feindlichen Kriegern ins Antlitz schmetterten, als müsse mit der Freiheit des Gebirgs alles Leben darin vergehen.

4.

Von der römischen Botmäßigkeit im Lande.

(Vom J. 1 bis zum J. 300 nach Christi Geburt)

Und die Freiheit des Gebirgs verging, aber das Leben blieb, jedoch unterthänig dem römischen Kaiser Augustus, welcher alleinmächtig gebot von Aufgang bis Niedergang der Sonne. Und er sandte seine Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte in die bewohnten Thäler von Helvetien und ließ starke Vesten erbauen, das Volk in Demuth und Gehorsam zu halten. Und er erkannte, welche unüberwindliche Vormauer das weite Alpen- und Juraland für ganz Italien sei, woselbst er in der reichen Stadt Rom auf dem Throne saß.

Der Kaiser hielt jedoch die unterjochten Helvetier gar glimpflich und schonte ihrer Sitten und Gebräuche, damit sie sich leichter zu seiner Herrschaft gewöhnen möchten und ihrer Schmach vergäßen. Auch ließ er sie nach ihren alten Gesetzen

und unter selbstgewählten Ortsvorstehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, traten die Ausschüsse der Gemeinden zusammen. Aber allgemeine Gesetze zu geben, Steuern und Abgaben auszuschreiben, Krieg und Frieden zu beschliessen, lag allein in des Kaisers Gewalt.

Das Alles begab sich zu derselben Zeit, da Jesus Christus geboren ward im jüdischen Lande. Und nach des Kaisers Augustus Tode haben sich lange Zeit auch seine Nachfolger also billig gegen die Helvetier erwiesen. Sie bauten viele neue Pflanzstädte und verbanden dieselben unter einander durch breite Heerstraßen. Und die römischen Vögte, Statthalter und Kriegsknechte, bessern Lebens gewohnt, als die armen, wilden Helvetier, richteten aller Orten zierliche Wohnungen und Lustplätze auf; pflanzten Obstbäume aus Italien an; lehrten das Volk Handwerk, Gewerb und Verkehr, Wissenschaft und Kunst jeder Art: also daß nach und nach Reichthum und Wohlleben im Lande aufging, wie es die Alten vorher nie gekannt hatten.

Viele Ortschaften erweiterten sich volkreich und wuchsen zu prächtigen Städten mit großen Palästen, Tempeln, Bädern und Schauplätzen. Da ward die große Stadt Aventicum zehnmal geräumiger, als heutiges Tages auf ihrer Stätte Wiflisburg (Avenche) ist. Damals lande-

ten die Schiffe des Murtnersees hart unter der Ringmauer. Wo heutiges Tages nur zwei kleine Dörfer (Basel- und Aargau-Augst) am Ausflusse der Ergelz in den Rhein gelegen sind, stieg eine blühende Stadt auf, die raurachische Augusta genannt; und es reden noch heut von ihr die Trümmer alter Pracht. Größer aber, denn alle, prangte die Stadt Vindonissa (Windisch im Aargau). In dem weitläufigen Raume, den sie mit ihren Vorstädten, Palästen und Burgen bedeckte, haben sich zu unserer Zeit drei Dörfer und eine Stadt (Brugg) getheilt.

Solches gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten sich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denselben Zins und Gaben und stellten ihre Söhne zum römischen Kriegsdienst. Im neuerworbenen Wohlleben vergaßen sie der alten Freiheit, für welche ihre Väter so blutig gestritten hatten.

Aber Wohlstand ohne Freiheit ist gar unsicheres Gut; und der Vogel im goldenen Käfig jauchze nicht, denn der Herr kann ihn tödten, wann er will.

Kaum siebenzig Jahre nach Christi Geburt hatte man zu Rom einen Kaiser, Namens Galba, ermordet, und einen andern ernannt, der Vitellius hieß, den nicht Alle wollten. Die Helvetier wußten nichts vom Tode des alten Kaisers; aber die Hauptleute des römischen Kriegsvolks im Lande

hatten es frühzeitig vernommen, und sammelten unter sich Stimmen für den Vitellius, und sandten darum Boten her und hin. Des erstaunten die Helvetier, denn sie glaubten, es begehrten die Hauptleute Empörung wider Kaiser Galba. Das Kriegsvolk, besonders der Stadt Vindonissa, war ohnedem ein gar ungezähmtes und trotziges Volk, und hatte selbst den Sold weggenommen, welcher der Besatzung zu Baden gehörte, die aus helvetischen Jünglingen bestand. Darum fing man die Boten und Briefe des Aulus Cäcina auf, der in Vindonissa Oberbefehl hatte.

Als dies Cäcina zu Vindonissa erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und zog mit seiner Schaar aus, welche die Wüthige hieß und war. Er erstürmte und zerstörte alsbald die Veste und Stadt Baden, welche um den warmen Gesundquellen an der Limmat aufgeblüht war, plünderte das Land und schlug die ausgezogenen Helvetier in einem blutigen Treffen. Er verfolgte die Flüchtlinge weit über den Bötzberg des Juragebirgs. Den Fliehenden kam dort viele trazische Reiterei entgegen, die Heerstraße den Berg hinauf. Da sind ihrer abermals Tausende erschlagen worden im Kampf, oder in die Wälder und Klüfte zerstreut; Andere sind gefangen und in Knechtschaft verkauft worden.

Solches Blutbad stillte den Grimm Cäcina's

nicht, sondern er zog verderbenvoll das Land aufwärts bis zur Stadt Aventicum. Hier lebte ein hochgeachteter und reicher Mann, Julius Alpinus, vom helvetischen Volk. Diesen befahl der grausame Römer zu ergreifen, als den Stifter des Aufruhrs, und ihn in Ketten und Banden zu werfen und zum schmählichen Tode zu führen. Umsonst betheuerten Viele des Greises Unschuld: umsonst warf sich dessen Tochter, Julia Alpinula, eine Priesterin, zu den Füßen des Wüthrichs. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Thränen rührten das Herz des rauhen Kriegers nicht. Der Greis wurde getödtet.

Das ganze Land erscholl von Wehklagen und Jammer. Und man hörte nun zu spät, daß der Kaiser, welchem man hatte treuen Dienst leisten wollen, ermordet sei und daß Vitellius Herr der Welt geworden. Eilfertig ritten Gesandte zu ihm, das Erbarmen des neuen Gebieters anzurufen. Die Helvetier warfen sich vor seinen Thron in Staub und Thränen nieder und schrien um Gnade. Wie sie dieselbe auf verächtliche Weise, als demüthige Unterthanen, erflehten, ward sie ihnen wie elenden Knechten mit Verachtung gewährt. Das ist das Loos der Dienstbarkeit, wo Wohlleben mehr gilt, als Unabhängigkeit von fremden Herren.

Der Mordtag auf dem Bötzberg, der Jammer von Aventicum und die Schmach vor dem kaiser-

lichen Thron erweckten aber die Helvetier nicht zur alten Stärke. Diese war in langer Ueppigkeit erstorben und verdorben. Man vergaß der vergangenen Nöthen und lebte wieder in leichtsinniger Lust, wie zuvor; suchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künsten des Vergnügens, und wußte nichts vom Heldenmuth, welchen ein freies Herz allein kennt.

Das war den römischen Herren willkommen, damit das Volk nicht an das Bessere dächte, sondern weichlich und zinsbar bliebe; daß es unkriegerisch die Führung der Waffen verlernte und von Gau zu Gau nicht einträchtiger würde, sondern in knechtischer Demuth sein Heil und sein Weh aus der Hand der Gebieter schweigend empfinge.

Aber wehe dem Lande, auf dessen Richterstühlen Fremdlinge sitzen und an dessen Pforten Fremdlinge wachen! Wehe dem Volke, welches mit der Macht des Auslandes schön thut und unter sich selbst hadert! Wehe den Leuten, welche Gold sammeln, aber das Eisen nicht kennen, mit dem das Leben geschirmt wird!

Die Helvetier in wehrloser Sicherheit standen immerdar jeder Gefahr bloß. Sie hatten das Vergangene vergessen, darum sahen sie das Zukünftige nicht. Also waren sie zum Untergange reif. Auch kam der Tag des Verderbens alles Volkes über sie mit Schrecken, ehe denn sie es glaubten.

5.

Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird.

(Vom Jahre 300 bis zum Jahre 650.)

Es war aber an der Zeit, daß große Wunderdinge auf Erden geschehen sollten. Der alte Weltherrnthron zu Rom hatte mit seinen Tugenden die tausendjährigen Grundpfeiler verloren. Das wüste Heidenthum lag ohne Kraft, und die Menschen sehnten sich von den Altären der Götzen zu dem unbekannten Gott. Das Licht des christlichen Glaubens leuchtete schon aus Morgenland hell wie eine neu aufgehende Sonne, und entzündete mit seinen Strahlen die Herzen in dreien Welttheilen.

Da war es, als schalle eine Stimme aus den Himmeln: Ich will die Völker der Erde durcheinander werfen, wie die Spreu im Sturmwind, daß die Funken des heiligen Glaubens in alle Welt zerstreut werden und alle Lande der Menschen davon entbrennen. Es müssen die Abgötter Staub und Asche sein. Das Alte soll vergehen und Alles neu werden.

Und siehe, es erschienen alsbald Völker um Völker aus unbekannten Gegenden des Erdkreises, und vertrieben mit der Schärfe des Schwertes, was vor ihnen lag. Und sie kamen von Sonnen-

aufgang und aus den unbezwungenen Mitternachtsländern. Es kamen die Allemannen, wilde Kämpfer aus deutschem Stamm. In drittehalbhundertjährigen Kriegen waren sie immer tiefer in römisches Gebiet eingedrungen, immer näher gegen das helvetische Gebirg. Endlich durchbrachen sie, wie ein verheerender Strom, die Schluchten des Jura, und verbreiteten sich über das Land. Da ward Alles zum Uechtland oder zur Wildniß, vom Schwarzwald bis zum Fuß der Alpen. Die Pracht von Aventicum und Vindonissa stürzte in Schutt zusammen. Der Römer, wie der Helvetier, dessen das Schwert des Feindes schonte, ward leibeigener Knecht. Es vertheilten die Allemannen alles Land, mit Gütern und Menschen, unter sich, vom Rhein und Bodensee bis zum See der Waldstätte und zur Aar. Sie liebten Krieg, Freiheit und Heerden. Die Städte verachteten sie als Kerker freier Männer. Was römisch, was althelvetisch gewesen, ging in schmähliche Vergessenheit unter.

Bald nach diesen schwärmten mit tausend Horden die Hunnen aus den Wildnissen Asiens hervor. Sie plünderten die Welt aus. Ihre Gestalten waren so gräßlich, das man sie kaum für Menschen hielt; noch unmenschlicher war ihr Treiben. Durch Deutschland, Galenland, Italien fuhren die Würger. Nur einzelne ihrer Haufen streiften

über helvetischen Boden, hinein in Rhätien, hinein in die Gauen an der Aar, über die Felder der raurachischen Augusta und der römisch gewesenen Basilia (Basel). Nirgends verweilten sie. Wo aber ihr Fuß hintrat, waren Flamme, Blut und Wehklagen.

Dann kamen die Burigunden, ein gewaltiger Menschenschlag. Die schlugen ihre Sitze im Galenland auf, zu beiden Seiten der Juraberge, im Land von Savoien, am Lemanersee, im untern Wallis, bis zur Aar, wo man noch heut zu Tage welsch redet. Dort bauten sie sich starke Burgen. Genf hoben sie aus dem Schutt hervor; vielleicht auch die Wiflisburg über der Asche von Aventicum. Auf der Höhe am lemanischen See, wo sonst ein römisches Lausonium gestanden war, gründeten sie Lausanne neu und viele andere Orte.

Dann kamen von Mittag über die höchsten Alpen herab die vielgewaltigen Gothen. Schon war Italien ihr Raub geworden, nun ward es auch ganz Rhätien mit seinen Thälern und weidereichen Gebirgen. Die gothische Gewalt ging weit hinaus über den Wallensee bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri, nicht minder in Glarus. Gräuel ward aller Orten.

Es verschwand nun Kunst und Gewerb des Alterthums, Gesetz und Uebung der Vorwelt, Sitt'

und Sprache, die bisher gegolten. Selbst der Name Helvetien ging verloren. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgundern.

Wohin der Allemanne kam, ließ er die Stadt öde. Er saß auf seinem Meierhof oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten seine Hirten, Feldbauer und Handwerker sein. Denen er wohl wollte, verlieh er unveräusserliche Grundstücke um Bodenzins und Frohndienst. Seine Heerden nährten ihn mit Fleisch, Milch und Käse. Alles Land war Viehweide und ungetheilte Allmend. Der einst urbar gewesene Boden verwilderte. Wo sonst der römische Pflug gegangen, wurden Gehölze. Um den Bodensee wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe.

Der Gothe im hohen Rhätien war wohl auch kriegerischen Sinnes, doch hatte er schon mildere Sitte. Er machte zwar das Volk auch leibeigen, aber ließ ihm seine alten Uebungen. Er zerstörte nicht die römischen Burgen, die er fand, sondern baute noch neue hinzu. In den hohen Schlössern saßen die Herren und Grafen, und verwalteten die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs, der in Italien wohnte.

Am menschlichsten von Allen erwiesen sich die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundstücke und Leibeigenen für sich. Sie

rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, wiewohl ihnen dieselben unterthänig und in Rechten nicht gleich waren. Sie wohnten neben denselben und vermischten zuletzt mit deren Sprachen und Gebräuchen die ihrigen, dergestalt, daß beide zuletzt einerlei Volk wurden. Noch heutiges Tages unterscheidet sich dies Volk von den übrigen Eidsgenossen durch die ererbte, aber verunstaltete Sprache, welche man die welsche oder romanische heißt, in den Landschaften der Waat, Freiburgs und Neuenburgs.

Das Reich dieser Fremdlinge insgesammt freute sich jedoch keiner langen Dauer. Denn abermals drang ein anderes Volk heran, gewaltiger, kühner und schlauer, als die vorigen. Das sind die Franken gewesen. Die waren weit her aus den Niederlanden heraufgezogen und mit Flamme und Schwert schon Meister des ganzen Galenlandes geworden. In den eroberten Städten hatten sie sich festgesetzt und das Land nach sich genannt Frankreich. Und als sie am Rhein auf die Macht der Allemannen stießen, ward ein langes Streiten zwischen beiden Völkern. In schreckenvoller Schlacht aber sind zuletzt die Allemannen auf ewige Zeit überwunden worden. Und die von denselben am Rhein, in Schwaben und im helvetischen Lande wohnten, fielen darauf in die Botmäßigkeit der Sieger.

Bald nachdem gingen auch die Burgunder durch Zwietracht und Laster ihrer Fürsten unter. Die Gothen nahmen die burgundischen Alpen und Genf dazu; die Franken nahmen das Uebrige des Burgundergebiets.

Doch nur die letzten behaupteten, was sie gewonnen hatten; nicht also die Gothen. Denn wie deren Herrschaft in Italien ausging, erstarb auch ihre Gewalt über das Gebirg. Der Frankenkönig Dietbert zauderte nicht. Er brach mit seinem Kriegsvolk auf und bemeisterte sich Rhätiens und des Uebrigen.

Also ist am Ende, nach mehr denn eines halben Jahrtausends wechselvollen Schicksalen, das ganze helvetische Land wieder unter den Zepter einer einzigen Herrschaft gerathen, wie es vordem unter römischer gewesen war.

6.

Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande.

(Vom Jahr 550 bis zum Jahr 900.)

Die neuen Herren theilten nun das Land in zwei Theile, weil sie zu ungleichen Zeiten Besitz davon nahmen und die Einwohner selbst verschiedene Sprache redeten. So weit nämlich die

Allemannen angesessen waren und man deutsch redete, ward das Land mit Schwaben vereinigt, das heißt, Rhätien und der Thurigau. Thurigau ward damals Alles geheißen vom Bodensee und Rhein hinweg bis zur Aar und zum Gotthardsberg. — Die andern Gegenden aber, wo man welsch sprach, oder die man den Burgundern abgenommen hatte, wie Genf, Wallis, Neuenburg, und was heut zu Bern, Solothurn, Freiburg und Waat gehört, wurde mit Savoien vereinigt und Kleinburgund geheißen.

Die großmächtigen Frankenkönige, als Herren eines kriegerischen Volks, bestellten die Verwaltung von den Ländern, wie sie ihr Kriegsheer zu bestellen pflegten. Einen Oberfeldherrn oder Herzog setzten sie über ein großes Gebiet; Kriegsobersten oder Grafen setzten sie über einzelne Abtheilungen des Gebiets, oder über Gauen; und andere tapfere Herren beschenkten oder belehnten sie mit weitläufigen Gütern in diesen Gauen. Denn damals war das Geld noch sehr selten. Die Könige belohnten daher den Dienst ihrer guten Kriegsleute mit Ländereien und allen Einkünften derselben. Zu den Gütern, die sie weggaben, gehörten auch alle Einwohner und deren Haus, Hof und Vieh in den eroberten Ländern; denn die Einwohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Der Leibeigene hatte aber kein Eigenthum, weil er

selbst nur das Eigenthum seines Leibherrn war, und er demselben Alles verzinsen mußte, was er besaß. Der Thurigau und Rhätien stand unter dem Herzog von Schwaben oder Allemannien, und das Uebrige unter dem Herzog von Kleinburgund.

So war denn alles Land mit Menschen und Vieh vertheilt; und was der König nicht an seine Grafen, Edle und Kriegsleute vergabt oder verliehen hatte, das blieb sein Eigenthum und ließ er für seinen Nutzen verwalten. Nur die freien fränkischen Leute, so wenige ihrer auch waren, machten das Volk aus; die Menge der unterjochten Einwohner aber ward für nichts gerechnet, war ohne bürgerliche Rechte, dienstbar, ehr- und wehrlos. Das Loos der Leibeigenen war anfangs so kläglich, daß der Herr sie nach Gefallen strafen, verschenken und verkaufen, ja sogar ungestraft tödten konnte. Man hielt sie kaum für Menschen, sondern wie anderes Vieh, ließ sie sich ohne weitere Einsegnung begatten, und die neugebornen Kinder wurden das Eigenthum desjenigen Leibherrn, dem die Mutter gehörte, falls der Vater etwa Eigenthum eines andern Herrn war.

Also grausam und verwildert sind damals die Zeiten gewesen.

7.

Der christliche Glaube dringt herein.

Mitten durch die Finsterniß der Zeiten traten die Boten Gottes, fromme Männer, ins Land, den Heiden das Himmelreich zu predigen und den Gekreuzigten zu verkünden. Es waren Kriegsknechte, die in andern Gegenden das Wort des ewigen Heils vernommen hatten; es waren vornehme Männer, oft Königskinder, welche die Freuden der Welt verläugneten, um, gleich den heiligen Aposteln, unter den Heiden Christum zu bekennen.

Man will sagen, daß schon zur Römerzeit, und kaum zweihundert Jahre nach des Heilandes Geburt, ein solcher Königssohn, Namens Lucius, im rhätischen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgesäet habe. Späterhin sind Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurigau gekommen. Die sammelten fromme Haushaltungen um sich; die tauften Alt und Jung im Namen Gottes; die stifteten kleine christliche Gemeinden; sie bauten Kirchen und Bethäuser. Sie gründeten auch Klöster zur Beförderung in Wissenschaft, Gebet und Glauben, und setzten Bischöfe, das heißt Aufseher, über die andern christlichen Lehrer und Ge-

meinden. Schon bevor Alles fränkisch wurde, hat man einen Bischof zu Chur in Rhätien gefunden, der Stadt, die erst gegen das Ende der Römerherrschaft namhaft geworden war; auch in der raurachischen Augusta, und zu Vindonissa, und zu Aventicum, desgleichen zu Genf und zu Octodurum (vielleicht Martinach) im Wallis.

Doch sind nicht in allen diesen Städten die bischöflichen Stühle der Christen geblieben, sondern sie sind in den langen Gräueln der Verwüstung nach unzerstörten Orten hingetragen worden. So ward der Bischofsstuhl von den Trümmern der alten raurachischen Augusta nach Basel genommen, der von Aventicum nach Lausanne, der von Vindonissa nach Konstanz am Bodensee, der von Octodurum nach Sitten im obern Wallis.

Aber als die Franken, welche selbst schon christlichen Glaubens waren, sich unsers Landes bemächtigt hatten, da wurde erst das Werk der Bekehrung recht mit Eifer betrieben, der Priester beschützt, der Bischof geehrt, das Kloster und die Kirche beschenkt. Zum Unterhalt der Geistlichen stiftete man die Abgabe des Zehnden von den Feldern, zur Verherrlichung des Gottesdienstes freiwillige Opfergaben. Denn weil damals das Geld fehlte, zahlte man lieber mit Erzeugnissen

des Landes und mit Grundstücken. Und was Einer zu frommen Stiftungen hingab, glaubte er nicht sterblichen Menschen zu geben, sondern Gott selbst und den Heiligen Gottes, die er verehrte, und schien ihm Alles nur Darlehn zu sein für Zins ewiger Freuden nach dem Tode. Also sind denn nach und nach Kirchen und Klöster sehr begütert und reich geworden an Land und Zinsen.

Aus fremden Landen aber kamen dazu immer mehr die Verkündiger des Kreuzes, daß sie die letzten Ueberbleibsel des Heidenthums ausrotteten. Denn in den dicken Wäldern um den Zürichsee, in den abgelegenen Thälern des Gebirgs wohnten noch gar lange halbwilde Menschen, ohne alle Kenntniß des lebendigen Gottes. Sie opferten ihren Götzen auf den Berghöhen und in einsamen Gehölzen Heerdenvieh und Pferde, die sie schlachteten; oder trieben beim Beginn eines neuen Jahres furchtbaren Lärmen mit Schreien, Jolen, Klopfen und Schlagen, um die bösen Geister, Hexen und Zauberer zu verjagen; oder zündeten mit Anbruch des Frühlings große Freudenfeuer auf allen Bergen an, wie Dankopfer für die guten Götter. Viel abergläubige Angst quälte die armen blinden Heiden vor der Macht der Hexen und Geister; sie glaubten noch an allerlei Vorbedeutung, an Wahrsagereien, an den Einfluß ge-

wisser guter und böser Tage und dergleichen Selbstbetrug.

Darum waren die frommen Männer, welche den Heiden die Botschaft des Heils brachten, hochzupreisen. Es kam auch aus dem Frankenland Siegbert und predigte den Wildnissen Rhätiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort sein Bethäuslein gegründet, wo nun das Kloster Disentis steht. Columban und Mangold lehrten lange an der Aar und Reuß und am Zürichsee; auch der vieleifrige Gallus. Dieser baute sich zuletzt eine einsiedlerische Bethütte in der Oede des hohen Bergthals am Bodensee, wo zu seinem Gedächtniß nachher das Kloster St. Gallen entstanden ist. In Hochgebirgen am Waldstättersee verkündete der fromme Meinrad das Wort Gottes, und im Finsterwald am Sihlflusse baute er seine Zelle, wo in unsern Tagen das Kloster Einsiedeln prangt. Auf dem Hügel bei Zürich stiftete ein Herzog das Chorherrnstift und gab ihm viele Güter am Albis; ein anderes Münster baute sein Bruder am Waldstättersee, da, wo einst, vielleicht zur Römerzeit, nur ein Leuchtthurm mit nächtlich brennender Laterne für Schiffende stand, und jetzt die Stadt Luzern sich ausbreitet. Und bald darauf erhob der reiche Graf Bero unweit davon ein neues Münster

oder Kloster, welches noch jetzt nach ihm Beromünster genannt wird.

Doch ich würde lange nicht enden, wenn ich alle frommen Werke jener Zeit nennen wollte. Die armen Heiden in den Gauen sahen im weiten Lande umher gottgeweihte Mauern von Kirchen und Klöstern aufsteigen, hörten alltäglich Worte der Erlösung und des Kreuzes, und allnächtlich Gesang und Gebet der Mönche in den Zellen. Ihre Herzen wurden bewegt und sie gingen zur Taufe.

Freilich bewies sich das Christenthum anfangs gar blöde und dürftig, denn der Bekehrungen waren zu viele und zu schnelle. Die Lehrer waren oftmals fast so unwissend und roh, als die Hörer des Worts. Wer die Taufe empfangen, ein Gebet erlernt hatte, die Kirche besuchte, ein Kreuz machen konnte, hieß ein Christ, obschon er die Wildheit der Sitte und den Aberglauben des wüsten Heidenthums nicht abgelegt hatte. Die Heiligen wurden oft nur an die Stelle der Götzen gesetzt und die altheidnischen Lusttage zu christlichen Festen umgekehrt. Furcht vor dem Teufel war gar viel mächtiger, als Liebe zu Gott. Mit Diensten und Vergabungen an Kirchen und Klöster meinte der Sünder gar wohlfeil ewige Seligkeit zu kaufen und sich gegen Höllengewalt zu beschützen.

Doch nicht gänzlich ohne Segen blieb der neue Glaube. Geht auch dem hellen Tagesschein immerdar erst eine Dämmerung voran. Es ward der Gedanke an den einzigen lebendigen Gott allgemein, und der Gedanke an die Vergeltungen der Ewigkeit, und daß wir Menschen alle hienieden die Kinder des Vaters im Himmel sind. Es leuchteten den übrigen Haushaltungen viele fromme Pfarrer und Bischöfe mit ihren Eheweibern im guten Beispiel vor; denn in jener Zeit war Bischöfen und Priestern das eheliche Leben keineswegs untersagt. Viele christliche Herren thaten nun glimpflicher gegen die Unterthanen, und viele Leibeigene bekamen eigene Rechte und erträglicheres Loos. In manchen Klöstern wurden auch Schulen gehalten und Bücher der alten Weisen gesammelt und abgeschrieben; denn die Buchdruckerkunst ist erst lange Jahrhunderte nachher erfunden worden. Von Einsiedlern und Mönchen, welche in ihren Wildnissen Wälder ausrodeten und den Boden urbar machten, lernte das Volk Ackerbau und bessere Landwirthschaft; die Allmenden wurden eingeschlagen. Das Volk lernte Kalk brennen und mit Steinen bauen: denn bisher kannte man bloß elende hölzerne Hütten; es lernte Wolle weben und sich in Wollentuch kleiden: bisher ging es nur in Linnen oder Felle gewickelt. An den

Hügeln des Lemaner= und des Zürichsees fing man selbst schon die Pflanzung der Weinreben an.

Das thaten nun freilich die Mönche nicht allein, sondern vielmehr noch die Franken, als sie das Land in Besitz nahmen, denn diese brachten ihre Haushaltung und den Stier und den Ackerpflug mit sich hierher, wo ihnen der König Ländereien, und leibeigene Knechte und Mägde dazu, schenkte oder zum Lehen ertheilte.

8.

Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut wurden.

(Vom Jahr 900 bis zum Jahr 1200.)

Die Könige des großmächtigen Frankreichs sind lange Zeit gewaltig gewesen über alle andere; und am gewaltigsten König Karl der Große. Der hat sich zu Rom krönen lassen als ein Kaiser des alten römischen Reichs, welches er wieder herzustellen gedachte; und er wollte mit dem Namen eines Kaisers andeuten, daß er sei ein König der Könige. Allein seine Kinder und Kindeskinder waren Fürsten voller Zwietracht und oft Männer schwachen Geistes. Jeder begehrte Theil an der Herrschaft; und sie zerstückelten das weitläufige Reich. Einer nahm Frankreich, ein Anderer Sta=

lien, ein Dritter Deutschland, und sie führten große Kriege wider einander ohne Ende. Auch ist bei diesen Theilungen geschehen, daß vom helvetischen Land dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt gewesen war, ans deutsche Reich kam.

Als nun so viele Könige wurden und sie einander in beständigen Kriegen verfolgten, entstand aller Orten große Verwirrung. Deß erfreuten sich die vornehmen Amtleute und Landpfleger der Könige, nämlich die Herzoge und die Grafen. Denn sie schalteten fortan ohne Furcht vor Strafe, und gaben ihre Stellen, wenn sie starben, ihren Söhnen, und betrachteten die Herzogthümer und Grafschaften, als hätten sie dieselben wie erbliche Lehen empfangen oder gar wie eigenes Gut. Der Herzog von Schwaben wollte Keinem gehorchen; der Herzog von Burgund nannte sich selbst König. Wie die Herzoge den Königen trotzten, also trotzten wieder die Grafen den Herzogen, hielten Kriegsvolk und sprachen zu Allem ihr mächtiges Wort. Auch die Bischöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchsprengeln und Gebieten hochansehnlich und stark, thaten sie den Grafen und Herzogen gleich, machten sich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harnisch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk einher. Und wie die Bischöfe mit den Herzogen und Grafen, so that

zu Rom der Papst mit den Kaisern und Königen; nahm Gewalt über sie an und über alle Bischöfe und Kirchen in deren Landen, und zuletzt über deren Völker.

In solcher allgemeinen Verkehrung ist gekommen, daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien saßen, den Herzogen in Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiser des deutschen Reichs fürchteten oder ihnen schmeichelten, wenn sie durch dieselben hofften, noch größer zu werden. Einig waren sie unter einander nie, oder nur dann, wenn große Gefahr Alle zugleich bedrohte.

Eine solche Gefahr für Alle kam auch in den Tagen, als Kaiser Heinrich, genannt der Finkler, Herr des deutschen Reichs war. Aus Morgenland her, vom schwarzen Meer, am Donaustrom herauf erschien nämlich ein wildes Volk, kriegerisch, Alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer. Man hieß es die Ungarn. Sie streiften sengend und brennend bald durch Deutschland, bald durch Welschland; nichts widerstand ihnen, kein Fluß, kein Gebirg. Nur die festen Burgen und Schlösser liessen sie unangetastet, denn sie verstanden das Belagern nicht. Es war neunhundert Jahre nach Christi Geburt.

Da gebot der Kaiser, daß man alle große Ortschaften im Lande solle mit Mauern, Wällen und

Graben umfangen gegen den grimmigen Feind. So wurde St. Gallen und Basel mit Ringmauern umgeben, weil sie an den Grenzen lagen, auch Zürich am See. Das waren nun gleichsam Burgen des Volks, wohin Jeder zur Zeit der Noth seine Habseligkeit flüchtete. Auch je der Neunte von den freien, adelichen Leuten, die im Lande gering begütert wohnten, mußte in die Volksburg ziehen, um sie zu vertheidigen in Kriegsnoth, oder sie in Friedenszeiten zu verwalten. Also sind die Städte entstanden und ihre Räthe. Und die freien Adelichen, welche zum Stadtregiment bestimmt waren, hießen sich Patrizier.

Nach diesem Beispiel sind bald mehrere Volksburgen oder Städte entstanden, wie Luzern und Solothurn, und später am Umladeplatz am Rhein, wo dieser Strom den gewaltigen Fall über Felsen macht, aus den dortigen Schiffhäusern, Schafhausen. Wie im deutschen Helvetien, so geschah auch im burgundischen Helvetien, als die Kaiser dasselbe endlich ebenfalls zum deutschen Reich nahmen und daselbst die Herzoge von Zähringen zu Reichsvögten machten. Schon standen hier die uralten Städte von Genf und Lausanne. Dazu fügte nun Reichsvogt Berthold, Herzog von Zähringen, die Stadt Freiburg, welche er im Uechtland erbaute, zum Schutz und Trutz gegen die Stärke der widerspenstigen Herren

und Grafen der Gegend. Eben so that sein Sohn und baute die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms.

Alle diese und andere Städte, welche hier und dort entstanden, wenn ein offener Flecken ummauert und befestigt ward, empfingen für ihr Gemeinwesen ähnliche Einrichtungen und Rechtsame, wie schon ältere Städte in Deutschland hatten. Der Landmann und Handwerker, welcher sich in der Stadt niederließ, erhielt Bürgerrecht, mußte zur Vertheidigung Spieß und Degen führen, zu den Ausgaben tellen und steuern und einen Eimer halten, bei Feuersbrünsten zu löschen; denn die Häuser in Städten waren noch von Holz gebaut, wie in Dörfern. Zu großen Angelegenheiten ward die Bürgergemeinde versammelt, die besondere Verwaltung des gemeinen Wesens aber einem Rath überlassen, welchen die Bürgerschaft wählte; an der Spitze des Stadtraths stand ein Schultheiß oder Bürgermeister. Geringe Händel wurden vor Rath abgethan; das hohe Blutgericht aber führte der Reichsvogt, oder der Statthalter des Abtes oder des Grafen, oder wer sonst der Stadt Oberherr sein mochte.

Sicherheit hinter den Ringmauern gegen feindliche Anfälle lockte viel Volks in die Städte; die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung, und Kunstfleiß und Handel auf. Es

wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was seine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete. Das machte die Bürgerschaften wohlhabend und erfinderisch; ihr Wohlstand machte sie gesitteter; ihre Eintracht und Stärke machte sie achtbar den Herren und Adelichen, die in den Gauen umher auf einsamen Schlössern und Burgen saßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzoge, Könige und Kaiser auf Reisen ein, und thaten sich gütlich bei ihnen, und beschenkten sie dankbar mit Rechtsamen und Freiheiten.

Als aber Grafen, Ritter und Herren im Lande das Wachsthum der Städte sahen, wurden sie fast eifersüchtig. Und sie trachteten ebenfalls nach Erweiterung von Macht und Einkünften; dienten eifriger um neue Lehen und Güter den Königen und Herzogen und Klöstern; oder führten kleine Kriege mit Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Angehörigen die Last der Leibeigenschaft, und sahen gern, wenn sich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil seit Eroberung des Landes aller Boden mit Wohn' und Weid' und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, vertheilten sie nun die Grundstücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen,

die dafür Grundzinse und Zehnden zahlten und Frohnen leisteten. So wurden der Dörfer, Weiler und Höfe immer mehr. Von jedem neuen Haus auf den Hofstätten wurden Zinshühner und Eier entrichtet. Nach dem Tode eines leibeigenen Hausvaters gaben dessen Kinder an den Oberherrn oder an das Gotteshaus, oder wem sie eigen gehörten, das beste Kleid aus dem Kasten, das beste Geräth aus dem Hause und das beste Haupt Vieh aus dem Stalle. Nach Entrichtung dieses Todfalls, wie sie es nannten, behielten die Bauern das Uebrige, als wäre es ihr Eigen und Erbe.

Auf solche Weise vermehrten sich aus den Frohnen und Zinsen der Angehörigen des Twinges die Einkünfte des Herrn. Die unvertheilten Grundstücke, noch meistens von hohen Wäldern überwachsen, blieben aber des Herrn Gut. Aus diesen Waldungen gab er seinen Angehörigen und Zinsbaren allezeit Holz zur Nothdurft und ließ sie, nach seinem Wohlgefallen, das Acherum (will sagen: die Eicheln) benutzen zur Mästung ihrer Schweine, oder er ertheilte ihnen dasselbe gegen Zins, oder als freies Geschenk, und freien Weidgang dazu bis zu den Ettern oder dem Bann des benachbarten Weilers und Dorfes.

Ohne daß es der Herr des Twings gestattete, war aber Niemand befugt, vom hochwäldigen oder Herrschaftsgut zu schwänden, einzuschlagen und

auszureuten, um es in Acker und Wiese zu verwandeln. Doch wenn sich die Haushaltungen vermehrten und sie neue Höfe bauen wollten, sah es der Twingherr gern. Dann ließ er von einem Theil des Hochwaldes das Holz abschwänden und sich von neuen Aufbrüchen Rüti- und Bodenzins zahlen. So sind viele Ortschaften entstanden, die noch heutiges Tages Schwanden und Schwändi und Rüti und Reuti heißen. Aber die Anbauer blieben, waren sie nicht schon vorher Freie, seine Leibeigenen, wie ihre Väter gewesen, und was sie hatten, betrachtete er wie das Seine. Denn er hatte ihnen nicht nur das Land hingeliehen, sondern auch zur Wohnung und Stallung Holz, zum Acker Pflug, Wagen und Saat, ins Haus Axt und Leiter, in den Stall die ersten Kühe, die Sau mit den Ferkeln, und in den Hof den Hahn mit den Hennen. Darum waren sie ihm zinsbar von Allem mit Frohnarbeiten auf seinen Feldern, mit Fuhren zu seinem Schloß, mit Zehnden und Bodenzins von ihren Aernten, mit Käse, Leinwand, Hühnern und Eiern.

Also sind im Schweizerlande die Städte und die vielen Dörfer entstanden.

9.

Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande.

(Vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1290.)

Je wohlhabender die Landleute wurden, desto größern Reichthum sammelten sich aus den vielen Zinsen die Grafen, Edelleute, Aebte und andere Oberherren. Diese aber sind noch besonders frei und mächtig geworden, als die Herzoge von Zähringen ausstarben, weil nach deren Erlöschen die Würde und das Amt eines kaiserlichen Statthalters oder Reichsvogts nicht mehr erblich war, sondern bald diesem, bald jenem Grafen verliehen wurde. Nun fürchteten die Herren die allzugroße Gewalt und Uebermacht keines Einzelnen Ihresgleichen mehr. Nun wollte Jeder der Erste sein, oder hoffte es zu werden.

Es blühten damals viele vornehme Geschlechter, welche jetzt verschwunden sind. Die Grafen von Savoien hatten weitläufige Güter, Lehen und Rechte im Lande Wallis und Waat, wo zugleich der Bischof von Lausanne gleich einem kleinen Fürsten schaltete. Die Grafen von Welsch-Neuenburg, welche der Stadt Neuenburg große Rechte verehrten, herrschten in welschen und deutschen Gebieten, am Bielersee, wie an

der Aar und Zihl. Die Grafen von Kyburg, welche von Zürich bis zum Bodensee mächtig waren, und auf ihrem Boden die Städte Diessenhofen am Rhein und Winterthur bauten, kannten kaum Gewaltigere im Lande neben sich. Doch thaten sich neben ihnen im Aargau die Grafen von Habsburg auf, die lange Zeit daselbst in ihrem Eigen, wo einst die alte Vindonissa gestanden, ein ansehnliches Gut besessen hatten. Nachdem aber waren sie auch Vögte des reichen Stiftes zu Seckingen geworden, welches im Glarnerlande viel Gutes hatte; dann wurde ihnen im Aargau dazu die uralte burgundische Grafschaft Rore verliehen. Diese Grafschaft erstreckte sich bis Muri, wo schon zweihundert Jahre vorher die Gemahlin eines Grafen von Habsburg, die damals noch Grafen von Altenburg hießen, eine Benediktinerabtei gestiftet hatte. Nach Verschwinden der Grafen von Rore war deren Gebiet an die Grafen von Lenzburg gefallen, von denen auch die Grafen von Baden herstammten, und von denen nun so viel Reichthum das Ansehen Habsburgs vergrößerte.

Auch die Grafen von Rapperswyl, welche die Stadt dieses Namens am Zürichsee gebaut haben, sind hochansehnlich und zwar an den Marchen von Rhätien gewesen; mehr aber noch, als sie, die reichen Grafen von Toggenburg. Das

Stammhaus von diesen lag auf einem Felsen unweit dem Kloster Fischingen. Von da herab aus dem Fenster der hohen Burg stürzte einst Graf Heinrich von Toggenburg seine schöne Gemahlin Ida aus Eifersucht, weil er ihren Brautring am Finger eines seiner Dienstmannen erblickte. Aber den Ring hatte nur ein Rabe aus offenem Fenster gestohlen und verloren gehabt. Ida jedoch, indem sie herabstürzend sich an Gesträuchen über Abgründen festhalten konnte, ward durch göttliche Fürsehung gerettet und ihre Unschuld offenbar. Sie beschloß ihr Leben in einer Zelle zu Fischingen, indem sie ihren Gemahl nicht mehr lieben konnte, der also im Jähzorn an ihr gethan, und sogar den unschuldigen Dienstmann am Schweif eines wilden Rosses zu Tod hatte schleifen lassen.

Ich könnte noch viele Geschlechter der Grafen und Freiherren nennen, die damals gewaltige Oberherren gewesen sind, wie die Grafen von Werdenberg und Sargans, die von Montfort und Sax und Vatz und Rhäzüns im hohen Rhätien, und andere in deutschen und burgundischen Landschaften. Allein wer möchte sie alle wissen, sie, von denen nichts übrig ist, als das dunkle Gedächtniß ihrer Kriege, oder die Sage, welche noch jetzt von ihrer Grausamkeit um die Trümmer der zerfallenen Felsenschlösser geht!

Von diesen alten und vornehmen Geschlech-

tern sind jedoch schon zu jener Zeit manche frühzeitig ausgestorben und gänzlich verschwunden. Besonders geschah solches, als es Glaubens- und Ehrenpflicht geworden war, mit dem Schwerte in der Faust Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grabe zu thun, um dasselbe aus der Hand der Heiden und Unglaubigen zu befreien. In ungeheuern Kriegsheeren aus allen christlichen Ländern thaten sich die bewaffneten Wallfahrter zusammen und zogen Jahr aus Jahr ein ins gelobte Land, alle am Zeichen des Kreuzes kennbar, das auf ihre Kleider genäht war. Jünglinge und Greise gingen, sogar Kinder, Fürsten, Könige, Kaiser, Nonnen, Fürstinnen. Von Tausenden und Tausenden aber kamen aus diesen Kreuzzügen nur Wenige zurück; denn die meisten Leute starben unterwegs, oder in Asien und Afrika, durch Hunger, Krankheit, Schwert, Pestilenz, Aussatz oder in Gefangenschaft der Unglaubigen. Das machte manche vornehme Frau zur Wittwe und manche Mutter kinderlos.

Was den Grafen und Rittern solchergestalt Verderben brachte, das kam den leibeigenen Leuten auf Dörfern und Höfen, und auch den Bürgern in Städten wohl zu statten. Denn man hielt die Leibeigenen freundlicher, damit sie daheim blieben und nicht Freiheit in den Kreuzheeren suchten. Man gab ihnen mehr Freiheit und Rechte, um sie

in heimischen Kriegen als Streiter gebrauchen zu können. Und die Bürger in den Städten gewannen viel mit allerlei Handwerk und Verkehr zur Ausrüstung, Bekleidung und Versorgung der endlosen Heerzüge ins heilige Land. Es ward ein weiter Waarenhandel getrieben durch Ungarn bis Griechenland, und durch Italien über das Meer bis Aegypten und Morgenland. Besonders Basel blühte auf, wohin schon Wein aus Zypern kam, und Zürich, wo schon Bearbeitung der kostbaren Seide anfing.

Und wie in den jungen Städten eine Fülle des Wohlstandes und Reichthums ward, trachteten die Bürgerschaften eifriger, daß sie ihre Rechtsame ausdehnten und ihre Stadtgebiete durch Kauf erweiterten. Sie schüttelten eins ums andere von den lästigen Oberherrlichkeitsrechten der Bischöfe, Aebte und Stifter ab, unter denen sie seit alten Zeiten gelebt hatten, und begaben sich lieber in den Schutz des deutschen Reichs, daß Keiner über sie stehe, als unmittelbar der Kaiser allein, oder in dessen Namen der Reichsvogt. Die Solothurner rissen sich von der Hoheit des alten St. Ursusstiftes los, das in ihren Stadtangelegenheiten viel zu sagen gehabt, weil es zur Gründung der Gemeinde viel gethan hatte. Ueber den Flecken Schafhausen war der Abt des rei-

chen Stiftes Allerheiligen von Ansehen gewesen, und die herrschaftlichen Rechte ließ er durch seinen Schultheiß üben. Allein nun erlaubten die Bürger ihm nur die Hälfte ihres Raths zu ernennen, die andere Hälfte wählten sie selbst. Bald machten sie sich in weltlichen Dingen vom Stifte ganz ledig, und traten, wie Andere, in des Reiches Schutz. Die Basler fuhren fast eben so mit ihrem Bischof, daß sie nach und nach eigene Herren unter des Reiches Schirm wurden, wie Bern und Freiburg schon längst durch kaiserliche Gnaden gewesen waren.

Dem Beispiele der Stärkern folgten, wie die Gelegenheit erlaubte, viele von den kleinern Städten. Sie nutzten klug des Reichs Verwirrungen. Waren die Könige, oder andere Herren, von denen sie abhingen, in Geldnoth, hielten sie den Stadtseckel offen; in Zeiten gemeiner Gefahr hatten sie Arm und Schwert bereit. Jeder Bürger lebte schlicht und kärglich daheim, aber freigebig für das gemeine Wesen. Die Wohnungen waren gering anzusehen, aber die öffentlichen Gebäude, Rathhäuser und Kirchen groß und stattlich. Die Handwerker wetteiferten, vortreffliche Waaren zu liefern, und durch Mühe und Kunst und Nachdenken ihr Gewerb zu verbessern. Die Zünfte wachten streng gegen Pfuscherei. Also empfing jegliches Handwerk einen güldenen Boden und

seine Ehren, und Keiner begehrte mehr zu gelten, als er werth war. Gottesfurcht, Rechtlichkeit und Fleiß regierten im Haus; aber gerechter Sinn, Klugheit und uneigennütziger Geist im Rathssaal. Vom gemeinen Gut zu zehren verlangte Niemand; aber ihm, wenn's Noth war, zu geben und zu nützlichen Stiftungen und Anstalten zu steuern, sah man immerdar Hände ausgestreckt.

Dadurch wuchsen die Städte und wurden kräftig und gewannen schöne Befreiungen, Grundstücke, allerlei Zölle und andere Vortheile. Darum trachteten sie alle, unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen und anderer Herren los zu werden, auf daß sie ihre Obrigkeiten und Richter selbst wählen und ihr Gemeingut selbst verwalten konnten. Dafür zahlten sie gern die Reichssteuern. Des Kaisers Recht handhabte der Reichsvogt, der hielt auch Blutgericht vor allem Volk, weil er, als Fremdling, unparteiischer richten konnte, als Einer aus der Gemeinde über den Andern. In Kriegsnöthen wählten sie einen mächtigen, tapfern Herrn und Grafen zum Schirmvogt oder Feldhauptmann, den sie besoldeten. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die Städte selbst mit einander Bund, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rheine.

Also hat sich nach langer Knechtschaft und Leibeigenschaft wiederum eine Art Freiheit aufzu-

richten angefangen zwischen Klöstern und Ritterschlössern, zuallererst in den Städten. Ist's doch, als könne auf Schweizerboden keine Zwingherrschaft gedeihen, sie komme von aussen oder innen. Hier will die edle Freiheit daheim sein, wie um des Landes Felsengipfeln der Adler.

10.

Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis.

(Vom J. 1200 bis zum J. 1290.)

Hinter den Seen, am Fuß des Hochgebirges, wohin vor uralten Zeiten vielleicht aus den Römerschlachten die letzten Kymern geflohen waren, lebten deren Nachkommen entfernt von der Welt. Kein Allemann, kein Burgunde, kein Franke hätte sich in ihre armen und grauenvollen Wildnisse wagen mögen. Ungestört weideten sie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man sah an ihren Felsen keine Ritterburg, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten die Bruchenburen nur eine einzige Kirche; die stand im Muottathal; dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri. Die Leute dieser drei Thalschaften waren alle einerlei Stammes, hatten auch lange, gleichwie nur eine Kirche, nur eine

gemeinsame Obrigkeit. Zu der wählten sie aus ihrer Mitte erfahrne, redliche Männer.

Nachdem dort aber der Leute zuviel geworden waren, baute jede Landschaft ihre eigenen Kirchen und wählte eigenen Landammann, Rath und Gericht. So trennten die Orte Schwyz, Uri und Unterwalden ihr Gemeinwesen, handelten aber doch in wichtigen Dingen wie eine ungetrennte Gemeinde. Später sonderten auch die Leute in Unterwalden ob dem Kernwald ihre Sache von denen, die in den Dörfern nid dem Kernwald wohnten, und beide Theile Unterwaldens hielten fortan abgesondert Rath und Gericht. Denn die ob dem Walde hatten nach altem Herkommen, weil sie vielleicht ehemals zahlreicher als die nid dem Walde gewesen waren, das Doppelte an den Landkosten zahlen müssen; und solches war ihnen nachher beschwerlich geworden, als die Nidwaldner so stark und reich als sie geworden. Wiewohl sie aber auseinander gingen, hielten sie doch in großen Angelegenheiten zusammen und galten, nach wie vor, immer noch wie ein einziger Ort.

Ueber alles Gebirg sprach Niemand Hoheit an, als der Kaiser, und das Volk war des wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Es wählte sich gern Oberrichter des Reichs in seinen innern Zerwürfnissen, am liebsten dazu aus den Grafen von Lenzburg.

Bei ihnen lagen noch große Wildnisse und unbesuchte Hochthäler, die Keinem angehörten. Solche wurden von den Kaisern als herrenloses Gut, mithin als Reichsboden, angesehen. Davon gaben die Kaiser zuweilen Eigenthum oder Lehen an Herren und Klöster. Wenn dann die Einöden angebaut wurden, zahlten die Bauern davon Zinsen an die Könige, an die Grafen von Lenzburg und Rapperswyl, an die Münster zu Einsiedeln, Zürich und Beromünster und andere weltliche und geistliche Herren, welche von Kaisern empfangen hatten. Ein frommer Freiherr, Konrad von Seldenbüren, hatte auch in einem rauhen Bergthal Unterwaldens, am Fuße des ewig beschneiten Titlisberges, ein Kloster gebaut, Engelberg genannt. Solches gefiel dem Papste zu Rom also, daß er es in unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles setzte.

Doch viel älter und reicher war in jenen Gegenden das Kloster Einsiedeln. Die Heerden des Abtes weideten durch alle Berge. Denn dem Kloster war vorzeiten die ganze Wildniß des umherliegenden Gebirgs geschenkt worden. Die Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten lange Zeit nichts von solcher Vergabung, bis sie einst mit dem Abt in Streit geriethen, der seine Heerden in die Alpen schickte, die sie doch seit undenklichen Zeiten von ihren Vätern gehabt

hatten. Da schrie der Abt um Hilfe zum Kaiser, und der Kaiser sprach dem Abt das Recht zu. Deß verwunderten sich die Schwyzer und sagten: „Ist des Kaisers und Reiches Schirm unserm Recht kein Nutze, so bedürfen wir desselben auch nicht.“ Die von Uri und Unterwalden hielten zu ihnen, und sprachen wie sie, und gehorchten dem Kaiser nicht. Solches verdroß den Kaiser, und er ächtete sie, und der Bischof von Konstanz warf den Bannfluch über das Land, daß keine Glocke mehr daselbst geläutet und die heiligen Sakramente nicht mehr gereicht werden sollten, weder Lebenden, noch Sterbenden, bis dem Kaiser gehorcht würde. Doch deshalb erschracken die Schwyzer gar nicht, sondern sie nöthigten ihre Priester, Gottesdienst zu halten, wie immer, und jagten die widerspenstigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen, und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Fluch, und sie handelten mit dem Erzeugniß ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Wie aber der Kaiser nachmals in Noth gerieth und tapferes Volk zu seinen Kriegen nöthig hatte, schickte er wieder freundlich den Grafen von Lenzburg zu ihnen. Der sprach: „Der Kaiser liebet tapfere Männer; sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ — Auf solches zogen bei sechshundert Jünglinge mit ihm in den Krieg

für den Kaiser nach Ruhm und Beute, und Niemand von Allen bekümmerte sich um die Rede der Pfaffen.

Auch im Hochgebirge am Bodensee wohnte viel freies Volk, lange Zeit unter des Kaisers und Reiches Schirm. Doch hatte von jeher der Abt von St. Gallen daselbst weitläufiges Gut und dienstbare Angehörige, die sein Land bauten und Gotteshausleute genannt wurden. Am Sitterfluß, zu Füßen des hohen Alpsteins, lag des Abtes Haus und Zelle, wohin der Herr oft kam, seines Rechts zu pflegen. Daher bauten sich daselbst mehr Leute an, und ward um des Abtes Zelle der Flecken Appenzell, davon endlich das ganze Bergland die Benennung annahm. Ueber seine Gotteshausleute setzte der Abt seinen Vogt; aber die freien Reichsleute zu Appenzell, Hundwyl, Urnäschen und Teuffen wählten unter Kaisers Schutz, gleich den freien Völkerschaften am Waldstättersee, aus eigener Mitte Landammann, Rath und Gericht, und hatten ihren Reichsvogt.

Die Aebte von St. Gallen gewannen jedoch nach und nach durch Käufe und Schenkungen immer mehr Rechte über das gesammte Land, zuletzt sogar vom Kaiser die Reichssteuer, den Blutbann und die Hoheit über jene vier Reichsländlein. Es galt das aber unbeschadet altbestandenen Freiheiten des Volks, dem es gleichviel dünkte, wem es die

Schirmsteuer entrichte, ob einem Reichsvogte oder einem mächtigen Abte. Hinwieder war das Gotteshaus zu St. Gallen mit den schönen Steuern und Zinsen wohlvergnügt, und beeinträchtigte keineswegs die althergebrachten Rechtsame des Hirtenvolks. Und auf daß die eigenen Gotteshausleute den übrigen Freien nicht so gar ungleich wären, verlieh denselben der Abt ebenfalls das Recht, sich einen Landammann zu erwählen, und andere feine Freiheiten mehr. Das geschah zur Belohnung ihrer Treue und Tapferkeit, mit der sie den geharnischten Aebten oft im Kriege beigestanden hatten.

So vielen Heils ward das arme Volk im rhätischen Hochlande nicht froh. Da hingen in allen Thäler an den Felsenhöhen hundert und hundert stolze Burgen der Grafen und Freiherren, wie eine Sklavenkette um den Hals des Vaterlandes. Da waren der Bischof von Chur, da die Aebte von Disentis und Pfäffers, da die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, Montfort, Mätsch und Misox, da die reichen Baronen von Rhäzüns, Montalt, Aspermont, Vatz und hundert Andere gewaltig. Nur die Stadt Chur freute sich, unter Oberherrlichkeit ihres Bischofs, ansehnlicher Rechtsame; und eben so hin und wieder ein abgelegenes Thal altangestammter Vorzüge, wie das Pregällerthal, nahe an Italiens Grenze. Alles übrige Volk, am mei-

sten das romanisch redende, war und blieb dienstbar und zinsbar und leibeigen. Lediglich die deutsch redenden Walser hießen in ihren Höfen und Dörfern freie Leute, wie sie von den Franken gefunden worden waren bei Eroberung des Landes. Man sagt, diese Walser seien Einwanderer allemannischen Stammes gewesen, die hier zur Zeit gothischer Herrschaft Zuflucht fanden, und abgeschiedene Hochthäler, das rauhe Avers, und Brettigäu, und den Rheinwald am Fuße der Rheingletscher anbauten. Eben diese haben auch die fruchtbaren Einöden von Davos zuerst bewohnt und urbar gemacht, als sie dieselben vom Freiherrn von Vatz zu Lehen empfingen.

Gleichermaßen herrschten viele Grafen und Herren im Lande Wallis, wo die Stadt Sitten mit großer Mühe ihre Stadtrechte unter eigenen Bürgermeister und Rath emporhielt. Im untern Wallis war lange der Graf von Savoien am gewaltigsten; im obern Wallis aber der Bischof von Sitten. Doch die Bergleute in den Thälern und Gemeinden des obern Wallis, alle deutsch redend, hatten auch deutsches, tapferes Herz, und behaupteten uralte Freiheit von ihren Vorfahren. Sie hatten das Land in sieben Zehnten getheilt. Aus den Abgeordneten der Zehnten bestand der Rath des Landes, und dem Landrath stand ihr Landeshauptmann vor. So, unter Obhut eigener Ge-

setze, weideten sie ihre Heerden an den Ufern der Rhone bis zu deren Quellen aus dem ewigen Eis des Gebirgs.

11.

Vom guten Kaiser Rudolf von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht.

(Vom J. 1290 bis zum J. 1307.)

Zu derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolf von Habsburg. Sein Schloß lag auf dem Wülpelsberg im Aargau. Die Städte Aarau, Baden, Mellingen, Diessenhofen, Sursee und andere hatten ihn zu ihrem Vogt. Auch beriefen ihn die Schwyzer, daß er ihr Vogt werde, weil allerlei Unruhen waren wegen damaligen Streitens zwischen Kaiser und Papst. Deswillen hatten Uri, Schwyz und Zürich Bund mit einander gemacht, sich wider die Gewaltigen in den Schlössern beizustehen; und Zürich wählte dazu noch den Grafen Rudolf zu seinem Feldhauptmann.

Nicht also beliebt war Rudolf den Bürgern zu Basel; zwar er noch mehr als seine adelichen Kriegsgesellen und Freunde. Da diese sich einst

bei Fastnachtslust in Ungebühr gegen die schönen Frauen und Töchter in Basel betrugen, gab es viel blutigen Streit, und mancher leichtfertige Edelmann fiel todt unter der wackern Bürger Faust. Die Schmach seiner Freunde schmerzte den Grafen zu Habsburg, und er zog mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt, um sie zu züchtigen.

Allein dieser Krieg endete gar plötzlich und freudig. Denn die Herzoge und Fürsten in Deutschland, als sie, nach dem Tode ihres Kaisers, gehadert hatten, wer König sein sollte, erwählten dazu den Grafen Rudolf von Habsburg. Das war ihm geschehen, weil der Kurfürst von Köln gesagt hatte: er sei weise und gerecht, und geliebt von Gott und Menschen.

Wie nun die Baseler vernahmen, ihr Feind sei ihr König geworden, gingen sie aus den Thoren hervor mit Ehrerbietung, und luden ihn und sein Volk ein, in ihre Stadt zu kommen. Da ward Freundschaft geschlossen. Und Freude und Verwunderung erfüllte alles Land. Und aus Städten und Ländern kamen die Vorsteher, ihm Glück zu wünschen und seiner Gemahlin im Aargau zu Brugg.

Kaiser Rudolf aber blieb lebenslänglich, auch auf dem ersten Thron der Christenheit, auch im fernen Lande, den Völkerschaften seiner Heimath gewogen. Er schmückte ihren Adel mit neuen Zier-

den, oder stattete ihre Städte mit neuen Vorrechten aus, oder bekräftigte durch sein königliches Wort, was sie schon besaßen; den Zürichern, den Schafhausern, den Solothurnern, sie sollten vor keinem andern, als vor ihren eigenen Richtern und nach eigenen Gesetzen antworten; denen von Laupen und Luzern Freiheiten, wie sie Bern hatte, und daß Luzern reichslehenmäßig sein solle; den Bielern die Stadtfreiheiten von Basel; den Aarauern, vor keinem fremden Richter, sondern vor ihrem eigenen Schultheiß Rede zu stehen; denen von Winterthur, Diessenhofen und andern Städten andere und ähnliche Rechtsame. Den drei Waldstätten am See bestättgte er, daß sie allezeit des Reichs Unmittelbare bleiben sollten; den Bischof zu Lausanne, den Abt von Einsiedeln erhob er zur Reichsfürstenwürde. — In den welschen Gebieten, wo die Grafen von Savoien übermächtig waren, stellte er mit Gewalt der Waffen das königliche Ansehen her, schirmte er Lausanne und Freiburg vor Savoiens Joch und machte es wieder reichsfrei, was zuvor reichsfrei gewesen. Dafür waren ihm die Städte und Länder dankbar mit reichen Geldhilfen und Beistand.

Aber andere Zeiten kamen, als er gestorben war und sein Sohn Albrecht die königliche Krone trug. Denn von diesem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu

erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder. Da traten sie zusammen von Uri, Schwyz und Unterwalden (1291), und beschworen, in Erwägung böser und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab und Gut, gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hilfe zu leisten. Davon wurden sie Eidsgenossen genannt. Der Bischof von Konstanz trat auch mit dem Grafen von Savoien in Bund und mit andern Herren und Grafen gegen des Königs Absichten, desgleichen mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Zürich. Die deutschen Fürsten haßten den Albrecht nicht minder, und wählten sich einen Grafen Adolf von Nassau zum König.

Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten, für und wider Albrecht von Oesterreich, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bern hielt zum Grafen von Savoien und schloß Bund mit Freiburg und Solothurn. Alsbald kam Albrecht mit Heeresmacht von Oesterreich und überzog verwüstend die Lande des Bischofs von Konstanz. Dann entriß er in einer blutigen Schlacht dem Könige Adolf den Sieg, das Leben und die Krone des Reichs. Da sandten die Eidsgenossen

aus den Waldstätten nach Straßburg zu ihm, daß er ihre alten Freiheiten schirmen wolle, wie sein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Deß erschrack die Eidsgenossenschaft am Waldstätter-See gar sehr.

Schon war Krieg und Kriegsgeschrei im ganzen Uechtland, von Solothurn bis zum Lemanersee. Die Herren dort und Grafen, welche mit Albrecht hielten und die Städte und deren aufwachsende Macht haßten, zogen wider Bern. Aber die tapfere Bürgerschaft dieser Stadt, mit Zuzug aus Solothurn und andern Orten, und angeführt von dem kriegserfahrnen Ulrich von Erlach, schlug die Uebermacht des Feindes am Donnerbühel aufs Haupt, und eroberte und zerstörte viele Schlösser und Burgen der Adelichen, also daß der Ruhm der Stadt durchs ganze Land glänzend wurde.

Darauf kam König Albrecht selbst ins Land nnd lagerte sich vor Zürich auf den Berg, von welchem herab er in die Straßen sehen konnte. Die Züricher aber schlossen ihre Thore nicht, wiewohl sie starken Widerstand gerüstet hatten, sondern sie liessen ihm sagen, daß sie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne. Da er nun wenig Belagerungszeug bei

sich führte, und so viel Kriegsvolk in der Stadt erblickte — denn auch die Frauen und Töchter hatten Waffen genommen —, erwies er sich friedlich und bestätigte den freien Zustand der Stadt.

Aber den Eidsgenossen in den Waldstätten meldete er, daß er sie zu seines königlichen Hauses lieben Kindern haben wolle, und sie wohl thun würden, sich in den Schirm Oesterreichs zu begeben, als getreue Unterthanen. Da wolle er sie reich machen durch Lehen, Ritterschaft und Beute. Weil aber die Männer im Gebirg antworteten: sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher, schickte er ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande, die sie drücken und quälen sollten, damit sie froh wären, vom Reich abzukommen und sich unter Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich zu begeben. Und er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, und Geßler baute sich einen Twinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerkern und schweren Bußen gestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als

Geßler vor des Stauffachers neuem Haus im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?“ Und als Arnold Anderhalden, von Melchthal im Unterwaldner Land, wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst ziehen.“ Aber der junge Arnold, ob der Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirg. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen.

Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen und er hatte immer Recht. Doch nicht Allen bekam es wohl, wenn sie, trotzig auf der Vögte Schutz, Ruchloses thaten. Denn als der Burgvogt auf der Insel Schwanau, im Lowerzer See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth schändete, ward er von den Brüdern der Jungfrau erschlagen. Und als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten sah, und erfuhr, ihr Mann sei nicht zu Hause, begehrte er, sie solle ihm ein

Bad machen, und muthete ihr Böses zu. Wie er aber im Bade saß, rief die Frau ihren Mann vom Feld und klagte ihm. Der schlug den geilen Junker im Bade todt. — So geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im Lande zu finden war, daß Jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volks von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräusserliches Gut, verliehen hat.

12.

Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli.

(Im Jahr 1307.)

Als nun in den Thälern der Waldstätte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unsers Gutes sein: wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und

den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!"

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König, zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft von Oesterreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sei keine andere Hilfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen, und erforschen, weß Sinnes das Volk sei und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle.

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heim-

lichen Ort am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbüschten Wiese am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Gestrüpp, das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit: allem Volke sei viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Wie sie aber in der Nacht des siebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und siebenten Jahres zusammenkamen, und jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schworen zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind: In Treuem für die Rechte des unschuldigen Volks zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebels zuzufügen, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern streckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Hei-

ligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie erwählten die Neujahrsnacht zum Werk. Dann gingen sie aus einander, Jeder in sein Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

Dem Vogt Herrmann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oesterreich sei.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Mannen aus dem Rütli; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schiesse herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erschrack der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volkes, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Fönwind blies. Der See ging hohl und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewässers, wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn

Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechts willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte! Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßlern lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: so falle du, und Freiheit steige wieder!

So dachte der Tell, und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrete in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne, da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrack freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tellen verlieh höhern Muth; allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

13.

Der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308. — Die Freiheitsschlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidsgenossen.

(Vom Jahre 1307 bis 1334.)

Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die im Grütli geschworen hatten, zur Burg

Roßberg in Obwalden; drinnen hatte er ein Mägdlein lieb. Das Mägdlein zog ihn an einem Seile zu ihrer Kammer hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig Andere, die zog der Erste auch hinauf. Wie alle droben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unterm Thor Einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen sie alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüsch versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und liessen ihn und alle die Seinigen Urfehde schwören, die Waldstätte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm, abzuziehen nach Luzern. Keinem war Leides gethan worden.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzersee und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Es zogen die Leute

von Uri hinaus, und Geßlers Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund dauerte ewiglich, und oft erneut. Sie hatten ihr altes Recht an sich genommen, keinen Tropfen Bluts vergossen und nichts beschädigt von Allem, was dem Könige oder was Habsburg im Lande angehörte.

Der König Albrecht, wie er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüstet, ließ Kriegsvolk sammeln und ritt in Begleitung vieler vornehmen Herren in den Aargau. Auch sein Neffe und Mündel, Herzog Johann von Schwaben, war bei ihm, dem er das väterliche Erbtheil beständig vorenthielt. Wie sie nun am ersten Mai, von Baden abgereiset, bei Windisch über die Reuß gefahren waren, schrie Herzog Johann: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und stieß dem Könige den Speer durch den Hals. Andere Herren, verschworen mit dem Herzog, thaten wie er. Ritter Rudolf von Balm rannte dem Könige den Spieß in den Leib, Walther von Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Die Andern standen da, voll Entsetzens vor der Missethat. Endlich flohen Alle aus einander. Der Kaiser der Deutschen starb

im Schoos eines armen Weibes, das eben an der Straße stand.

Die Welt erschrack vor dem Frevel. Die Mörder irrten und starben im Fluch der Menschen. Zürich verschloß vor ihnen die Thore; die Waldstätte gönnten den Todtschlägern ihres Feindes keine Zuflucht. Aber die Kinder des Erschlagenen, Herzog Leopold von Oesterreich und Agnes, Königin von Ungarn, und die Wittwe des Erschlagenen, Königin Elisabeth, übten Blutrache an Schuldigen und Unschuldigen. Am grausamsten vor Allen Agnes. Viele Burgen der Verdächtigen wurden Asche: Wart, Fahrwangen, Maschwanden, Altbüren. Als in Fahrwangen zu Agnesens Füßen das schuldlose Blut von dreiundsechszig Rittern floß, soll sie gerufen haben: „Seht, nun bad' ich im Maithau!" Umsonst jammerte vor ihr im Staube die Gemahlin des Ritters Rudolf von Wart für das Leben des Gatten. Dieser ward mit gebrochenen Gebeinen lebend aufs Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß. Vom Rad herunter tröstete er sterbend die treue Gemahlin, welche da einsam kniete, weinte und betete, bis seine geliebte Seele entwich. — Auf der Stätte des Kaisermordes aber bauten Agnes und ihre Mutter das reiche Kloster Königsfelden. Sie selbst begab sich hinein, ihr Leben mit Andacht zu vollbringen. Aber Bruder Berthold Stre-

bel von Oftringen sprach voll Abscheues zu ihr, da sie den Vorüberwandelnden in ihre Kirche winkte: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergißt und aus dem Raub Klöster stiftet."

Auch den Leuten in den Waldstätten vergaß Herzog Leopold die Widerspenstigkeit nicht, welche sie seinem Vater gezeigt hatten, besonders als sie, statt seinem Bruder Friedrich von Oesterreich, dem Kaiser Ludwig dem Baier ergeben thaten. Er brach wider sie auf mit vielen Rittern und Herren und großer Macht. Gegen Obwalden über den Brünig zog sein Graf Otto von Straßberg mit viertausend. Mehr denn tausend Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wollhausen und Luzern gerüstet, um das Land Unterwalden vom See her zu überfallen. Der Herzog selbst rückte mit dem Kern seiner Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Viele Stricke führte er mit sich zur Hinrichtung der Vorsteher dieses Volkes.

Die Eidsgenossen, sich seiner Macht zu wehren, lagerten mit dreizehnhundert Mann auf der Höhe bei der Einsiedler Landmarch. Es waren zu den Schwyzern vierhundert von Uri, dreihundert von Unterwalden gestoßen. Auch fünfzig aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat zu verdienen.

Wie nun am sechszehnten Tage des Wintermonats 1315 die viel tausend geharnischten Reiter im blutrothen Strahl des Morgens am Gebirge heraufzogen, drangen in einer kleinen Ebene bei der Haselmatt und am großen, begraseten Vorsprung des Berges die Eidsgenossen mit großem Geschrei auf sie ein. Die fünfzig Verbannten wälzten von den Höhen der Sigler-Flue zerschmetternde Felsstücke, und brachen dann aus Morgen-Nebeln hervor in den bestürzten Feind. Da ward unter den Schaaren des Herzogs große Verwirrung, zuletzt Flucht und Verderben. Den Schwyzern freudig voran mit Ruf und That Heinrich von Ospenthal, die Söhne des Greisen Reding von Biberegg, der den Entwurf der Schlacht gegeben. In den Engweg, zum Aegerisee nieder, ward der Feind eingedrängt. Unter Hellebarden und Morgensternen der Hirten fiel die Blüthe des Adels im Morgarten. Leopold entkam mit Noth den siegreichen Verfolgern. Dann eilten folgenden Tages die Ueberwinder über den See der Waldstätte gen Unterwalden; da schlugen sie mit Macht die Luzerner, daß derselben viele im See ertranken. Straßberg sah es, und floh erschrocken. Darauf, nach dem großen Heldentage, erneuerten die Eidsgenossen den alten Bund: Alle für Einen, Einer für Alle zu stehen; ohne Willen Aller in keine Verpflichtung gegen das Ausland zu treten; doch

fremdes Gut und Recht im Lande zu ehren, wie eigenes.

So ward der Name der Schwyzer weltberühmt und ein Name aller Eidsgenossen. Mit ihren gefürchteten Waffen waren sie bald gesucht in den Kriegen des Reichs. Ihr Fürwort rettete die Freiheit von Zürich und St. Gallen, da der Kaiser in Geldnoth diese Reichsstädte den Herzogen von Oesterreich verpfänden wollte. Doch Schafhausen, Rheinfelden und Neuenburg kamen in österreichische Gewalt, wie unterpfändliches Gut. Das schmerzte diese Städte tief. Luzern wußte aus bitterer Erfahrung, wie schwer Fürstenjoch drückte. Denn Oesterreichs wegen hatten die Bürger von Luzern wider die Waldstätte und in allen fremden Kriegen streiten müssen lange Jahre mit großem Schaden. Dazu erhöheten ihnen noch die Herzoge aus fürstlicher Macht die Abgaben. Sie konnten es zuletzt nicht mehr ertragen. Darum boten sie aus eigener Macht den Waldstätten erst zwanzigjährigen Waffenstillstand an; und da sie sahen, wie die Vornehmen und Adelichen, die den Herzogen lieber dienten, deswegen gegen die Stadt böse Absicht hatten, schlossen sie mit den Eidsgenossen ewigen Bund, daß sie stehen wollten mit ihnen, Einer für Alle, Alle für Einen, doch keinem ältern Recht zum Leide.

Darüber ward von dem im Aargau wohnenden

Adel, im Namen Oesterreichs, Krieg erhoben gegen die Stadt. Mannhaft wehreten sich die Bürger für ihr gutes Recht. Mit ihnen stritten gegen den Adel die Waldstätte. Allein in Luzern selbst hielten die vornehmsten Geschlechter der Stadt zum fremden Adel. Denn Art läßt nicht von Art. Die Junker von Luzern verschworen sich, eine Mordnacht anzustiften, und wenn die Freunde der Waldstätte in den Betten erwürgt wären, die Stadt den Herzogen auszuliefern. Schon standen sie in finsterer Stunde bewaffnet unter dem Schwibbogen am See unter der Trinkstube der Schneider, als ein Knabe ihre Anschläge zufällig behorchte. Sie ergriffen den Knaben und wollten ihn tödten. Er mußte den Eid thun, keinem Menschen zu sagen, was er gehört habe. Aber er ging in die Trinkstube der Metzger, wo noch Bürger tranken und spielten, und erzählte daselbst dem stummen Ofen mit lauter Stimme, was er geschworen hatte, keinem Menschen zu sagen. Und alle Bürger horchten verwundert, eilten hinweg, und weckten die Stadt. Sie nahmen die Verschwornen gefangen, riefen Hilfsvolk von Unterwalden, und entrissen auf ewig den vornehmen Geschlechtern die Regierung der Stadt, welche diese bisher verwaltet hatten. Die Vornehmen wurden vertrieben. Dreihundert Bürger bildeten fortan den Rath; auch über Stadtgut,

Steuern, Krieg und Bündniß entschied die Gemeinde. So rettete Klugheit und Vaterlandsliebe eines Knaben die Freiheit Luzerns.

Die Herzoge inzwischen, von andern Kriegen belastet oder erschöpft, machten gern Frieden mit Luzern, sobald neun Schiedrichter von Basel, Bern und Zürich sprachen: der ewige Bund der vier Waldstätte sei ohne Gefahr für die Rechte von Habsburg-Oesterreich, und unschuldig.

14.

Bern schlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfassung von Zürich.

(Vom Jahre 1335 bis 1350)

Um dieselbe Zeit hat auch die Stadt Bern Kampf auf Leben und Tod eingehen müssen gegen den Adel des Uechtlandes und dessen Verbündete.

Denn es verdroß die Herren und Grafen, zu sehen, wie Bern in Waffen, Gewerb und Landbau zwischen ihnen blühte, wie es durch Gemeingeist der Bürger mächtig ward, Hasli und Laupen an sich gekauft und im ganzen Lande viel Ansehen gewonnen hatte. Weil nun die Stadt damals nicht von der Münze nehmen wollte, welche Graf Eberhard von Kyburg mit kaiserlicher Bewilligung

schlug, ja den Kaiser Ludwig den Baier selbst nicht anerkennen wollte, dieweil der Papst denselben in Bann gethan, war solches den Herren willkommener Vorwand, die Widerspenstige zu züchtigen. Darum versammelte Graf Rudolf, aus dem Hause Welsch-Neuenburg, welcher seinen Ortschaften Erlach und Nidau städtische Rechtsame und Ringmauern gegeben, alle Feinde Berns anf dem Schloß zu Nidau. Und sie beredeten, daß die Stadt vom Grund aus vertilgt werden müsse. Also sammelten sie aus Aargau, Savoien, Hochburgund, aus Uechtland und Elsaß viel streitbares Volk. Es kamen siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert geharnischte Ritter, dazu noch über fünfzehntausend Mann zu Fuß und dreitausend zu Pferd.

Die von Bern erschracken keineswegs, als sie von den gewaltigen Rüstungen hörten, noch verhöhnten sie den Feind mit trotzigem Uebermuth; sondern sie beschlossen, gerechten Forderungen Genüge zu leisten, aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Und weil gütliches Unterhandeln ganz fruchtlos blieb, kam es zur Gewalt.

Da schwor Altschultheiß Johann von Bubenberg mit aufgehobener Hand, zur Behauptung der Stadt Laupen, unter deren Mauern sich die Macht des Feindes versammelte, Gut und Leben aufzuopfern. Und er zog dahin zur Ver-

stärkung mit sechshundert rüstigen Mannen. Und als man auf dem Rathhause zu Bern umher sann, wer zum Feldherrn des tapfern Volks in diesem Kriege zu wählen sei, ritt in die Stadt herein Ritter Rudolf von Erlach, der Sohn jenes Ulrich von Erlach, welcher vor einundvierzig Jahren den Adel am Donnerbühl geschlagen hatte. Alsbald riefen sie ihn zum Feldhauptmann aus, denn er besaß Kriegserfahrung und hatte in fremden Ländern sechs große Feldschlachten ersiegen helfen. Es kamen auch aus den Waldstätten neunhundert unerschrockene Krieger über den Brünig, aus Uri, Schwyz und Unterwalden, den Bernern zum erbetenen Beistand; aus Hasli und Siebenthal sechshundert. Auch Solothurn sandte achtzig Geharnischte zu Roß; denn es gedachte dankbar des Tages, an welchem ihm Bern hilfreich gewesen, als Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht vor Solothurn gelegen war, im dritten Jahr nach der Schlacht von Morgarten. Damals aber war Leopold weniger durch Waffen, als durch die Wuth des Aarstroms und durch die Großmuth Solothurns besiegt worden. Denn die angeschwollene Aar hatte des Herzogs Schiffbrücken zerrissen und die edelsinnigen Bürger der Stadt hatten ihre in Wellen untergehenden Feinde vom Tode gerettet.

Mit diesen Zuzügern und mit viertausend Bürgern und Ausbürgern lagerte Rudolf von Erlach dem Feinde gegenüber, unweit Laupen, auf einer Höhe, von welcher er das Heer des Adels übersah. Alsbald begann die Schlacht. Die feindlichen Schaaren drangen die Höhen herauf. Da winkte Erlach. Es griffen die Schleuderer an. Es donnerten die eisernen Heerwagen den Hügel hinunter und brachen die Glieder der feindlichen Rotten. Es folgten die Banner, die Hellebarden, die Morgensterne. Nur die Hintersten des Bernervolks wichen mit Entsetzen vor dem Anblick. Da schrie der kluge Held Erlach: „So recht, daß die Bösen nicht mit den Biederben siegen. Die Spreuer sind von den Kernen gestoben!“

Und sie siegten. Graf Rudolf von Nidau lag unter den Vordersten der Erschlagenen; fünfzehnhundert der Seinigen um ihn. Das ist im Jahr 1339 geschehen. Doch währte noch vier Jahre lang das Kriegen her und hin mit Streifzügen. Viel ward geraubt und gebrannt. Freiburg im Uechtland litt Großes, denn es hatte mit den Herren des Adels wider Bern halten müssen. Dann endlich kam Friede, vor Allem ruhmreich für Bern, obschon es für sich darin keinen Fleck Landes als Entschädigung oder Eroberung behielt. Aber die Stadt, welche bedroht gewesen war, von der Erde vertilgt zu werden, war also sieg-

reich worden, daß sie allen Feinden Untergang drohte. Ihre Bürger hatten mit tausend eisernen Armen gegen zehntausend gestritten, Alle mit einerlei Sinn, einerlei Herz, Keiner für sich, Jeder für das Leben der Stadt. So kann man Wunder verrichten.

Nach geschlossenem Frieden hingen die Berner ihre Waffen auf und traten wieder zu ihren Gewerben. Der ritterliche Held Rudolf von Erlach baute im Stillen sein väterliches Feld, verlangte nicht Lohn, Ehrenstellen und Namen, lebte glückselig bis in sein hohes Alter. Eines Tages aber trat Jobst von Rudenz aus Unterwalden, sein Eidam, zu ihm ins Zimmer, und sie haderten mit einander wegen der Ehesteuer. Jobst erblickte das Schwert des Siegers von Laupen an der Wand hangend. Im Jähzorn riß er es herab und stieß es dem alten Helden ins Herz, und floh, von dessen Hunden verfolgt, und ward nicht wieder gesehen.

Auch der Schultheiß Johannes von Bubenberg, der seiner Stadt in den schwersten Zeiten große Dienste gethan, mußte noch bitteres Schicksal leiden. Denn die Bürgerschaft war ihm wegen seines hochfährigen Wesens abgeneigt. Darum ward er angeklagt, daß er mit angestammtem Stolz regiere, nicht wie ein Bürger, sondern wie ein Fürst; und daß er sich keines Geschäfts annehme, ohne Geschenk. Also wurde er mit seinen

Freunden allen aus der Stadt vertrieben auf hundert Jahre und einen Tag. Doch erbarmte man sich sein nach vierzehn Jahren, als er altersschwach geworden, und nahm ihn wieder auf. In einem freien Gemeinwesen löscht wohl oft die Tugend des Bürgers das Andenken seiner vormaligen Schuld aus, nie aber versöhnen vormalige Verdienste mit nachherigen Fehlern.

Weit schlimmer erging es fast zu derselben Zeit den Rathsherren in Zürich, wo immer vier Edelleute der Stadt und acht der vornehmsten Bürger vier Monate lang das Regiment führten und dann sich Nachfolger zu wählen pflegten. So war die Herrschaft in den Händen weniger vornehmer Geschlechter, welche ritterliches und kriegerisches Geschäft trieben und Konstaffler geheißen wurden. Die übrigen Bürger und die reichen, verständigen, tapfern Handwerksleute verdroß es, dieser Geschlechter Unterthanen zu sein, zumal viel Beschwerde gegen ihre Amtsführung laut ward. Die Herren, hieß es, sorgten nur eigennützig für sich selbst und die Ihrigen, legten keine Rechnung ab von den Geldern der Stadt, empfingen die geringern Bürger gar hochmüthig bei sich und führen in allen Dingen willkührlich zu. Das Murren dauerte, bis sich Einer des Raths selbst zu den mißvergnügten Bürgern schlug und gemeine Sache mit ihnen machte. Dies war Ritter Rudolf Brun, ein

kluger Mann, aber der gern der Erste gewesen wäre. Durch ihn angestiftet, forderten die Bürger endlich, der Rath solle von den Geldern der Stadt Rechnung ablegen. Rudolf Brun, sein Freund Rüdiger Manesse und einige Andere des Raths sprachen, solches Begehren sei billig. Die übrigen Rathsherren meinten, das sei nur eine Aufwallung der Bürgerschaft, werde sich schon wieder mit der Zeit legen, und brachten ihre kleinen Künste an, die Sache ins weite Feld zu rücken. Sie kannten wohl die Rathsstube, aber nicht das Gemüth des Volks.

Nach sechs Wochen ließ Brun ausbreiten: die Herren vom Rath spotteten der Gemeinde nur. Da lief das Volk auf der untern Brücke beim Rathhaus zusammen, wo der Rath versammelt war. Als nun der Auflauf und Lärmen zunahm, erschracken die im Hause. Einige erklärten sich für die Bürgerschaft, die Andern waren für ihre Personen in Angst, und machten sich davon und eilends aus der Stadt. Nun gab man dem Ritter Brun Vollmacht in allen Dingen, und beschloß, die Herren an Ehre, Leib und Gut zu strafen. Sie wurden mit ihren Freunden verbannt.

Nun schuf Ritter Brun, mit Zuzug seiner Freunde, eine neue Staatsverfassung; theilte alle Handwerker in dreizehn Zünfte, deren Zunftmeister im Rath sitzen sollten; die Konstaffler verband er

in eine eigene Gesellschaft, damit sie auf andern Zünften keinen großen Einfluß hätten. So ward nun der Rath besetzt, zur Hälfte aus Bürgern, zur Hälfte aus Adelichen und Vornehmen, alle halbe Jahre zu erneuern. Brun selbst ließ sich auf Lebenszeit zum Bürgermeister ernennen und behielt sich große Gewalt vor. Diese Ordnung beschwor das Volk im Jahr 1336 freudig. Denn nun hatten die Handwerker ihre Stimme im Rath, konnten das Mitwerben fremder Handwerker, die Ausfuhr roher Arbeitsstoffe, das Einbringen verarbeiteter Waaren verbieten, als wäre die ganze Stadt zum Besten ihres Handwerks vorhanden, nicht das Handwerk zum Besten der Stadt.

Die entflohenen Herren des Raths aber und ihre auswärtigen Freunde sannen auf blutige Rache gegen Zürich.

15.

Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft.

(Vom Jahr 1340 bis 1360.)

In Rapperswyl und auf den Schlössern und Burgen ihrer Freunde saßen die Vertriebenen und führten von da aus kleinen Krieg und schadeten den Zürichern, wo sie konnten. Aber die

Züricher waren herzhafte Männer, und Bürgermeister Brun so tapfer als klug. Da die Verbannten sahen, sie richteten nichts aus, verschworen sie sich, in Zürich eine Mordnacht anzurichten. Grafen und Edelleute kamen öffentlich unter allerlei Vorwand zur Stadt oder heimlich hinein. Wenn sie sich in Schrecknissen einer finstern Nacht der Stadt bemeistert hätten, sollten die Thore geöffnet und zahlreiche Mannschaften von Rapperswyl aufgenommen werden. Die Nacht kam. Die Verschwornen traten im Hause eines Freundes zusammen. Da hörte ihre Anschläge ein Bäckerjunge, der halbschlafend hinter dem Ofen lag. Dieser verrieth es alsbald seinem Meister. Der Meister meldete es dem Ritter Brun. Dieser im Harnisch eilte barfuß zum Rathhaus. Die Sturmglocke ward gezogen. Alle Bürger in Waffen blitzschnell auf. Die Verschwornen, schon verrathen, rückten aus. Die Weiber aber schleuderten aus den Fenstern Steine, Töpfe, Kacheln auf sie. Und Brun an der Spitze der Bürger begegnete ihnen auf dem Markt. Nun langes mörderisches Gefecht. Die Verschwornen wurden übermannt. Wer von ihnen entrinnen konnte, floh. Viele lagen erschlagen, andere gefangen.

Brun führte darauf die Rache. Drei Tage lang blieben die Leichname der Todten auf dem Platze unbegraben, bis sie von darüber gegangenen

Pferden und Wagen unkenntlich geworden waren. Siebenunddreißig Bürger, Theilnehmer der Verschwörung, unter ihnen alte Vorsteher der Stadt, wurden vor ihren Häusern in den Gassen enthauptet oder aufs Rad geflochten. Dann ging Bruns Kriegszug gegen Rapperswyl. Die Burg ward erobert und zerstört, die Einwohnerschaft in's freie Feld getrieben, die Ringmauer niedergebrochen, Alles bis auf die letzte Hütte verbrannt. So wüthete Brun gegen Schuldige und Schuldlose. Es war im Jahr 1350.

Wie aber folgenden Jahres Herzog Albrecht von Oesterreich schwere Vergeltung drohte, wandte sich der Bürgermeister an die Eidsgenossen in den Waldstätten und warb bei ihnen um Hilfe und Aufnahme in ihren ewigen Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schützten, nahmen die Stadt willig auf, und beschworen mit ihr am Walpurgistage des Jahres 1351 den ewigen Bund, einander mit Leib und Gut gegen alle Feinde zu helfen, und wenn sie unter sich selbst in Zwiespalt zerfielen, den Streit durch Schiedsrichter gütlich beizulegen. Alle Rechte des Königs und des heiligen römischen Reichs und alle alten Bünde wurden vorbehalten; aber bei Schliessung neuer Bünde mit Fremden wurde diese Eidsgenossenschaft vorbehalten.

Nun kam Herzog Albrecht von Oesterreich und ließ die Züricher hart an, und forderte Genugthuung wegen Zerstörung Rapperswyls, das seinem Verwandten angehört habe, und wegen Schädigung aller Diener und Angehörigen Oesterreichs. Er zog mit sechszehntausend Mann herbei, und forderte auch das Volk von Glarus auf, ihm hilfreich zuzuziehen. Als sich die Glarner aber weigerten und sprachen: „Wir, unter des Reiches Schirm, führen zwar die Kriege der Abtei Seckingen, der unser Land vergabt ist, doch sind wir zu andern Kriegen Oesterreichs nicht schuldig!“ — verdroß die Rede den Herzog. Er beschloß, Kriegsvolk nach Glarus zu senden, wo er selbst Schirm- und Kastvogt des Gotteshauses Seckingen war, und weil er von Glarus aus die Urner und Schwyzer bedrohen konnte, damit diese den Zürichern nicht beiständen. Jählings aber stürmten aus den Waldstätten die Eidsgenossen hervor und besetzten mitten im Winter das Glarisland, dessen sicher zu sein. Die Glarner schworen zu den Schweizern, schickten zweihundert Männer ihres Thals zur Besatzung der Stadt Zürich, schlugen den Walter von Stadion, als er mit österreichischem Volk, von Rapperswyl aus, ihr Land überfiel, und brachen die Burg von Näfels ab.

Solche Tapferkeit gefiel den Eidsgenossen wohl, und sie nahmen das Glarnervolk in ihren ewigen

Bund auf, doch also, daß der Herzog und die gefürstete Aebtin von Seckingen ihre rechtmäßige Herrschaft und Einkünfte, hingegen auch das Glarisland seine alten Freiheiten behalten sollte. Das ist geschehen im Jahr 1352, in demselben Jahr, in welchem Rüdiger Manesse von Zürich mit weniger als fünfzehnhundert Mann siegreich bei Tätwyl gegen mehr denn viertausend Oesterreicher stritt, und zweiundvierzig Schwyzer bei Küßnacht am Waldstättersee gegen mehr denn tausend Oesterreicher Stand hielten und deren Verbrennung von Küßnacht mit der Zerstörung Habsburgs auf der Rothenflue am Luzernersee rächten.

Noch hatte der Herzog von Oesterreich kein einziges Heldenwerk ausgeführt, und schon erscholl abermals der Ruhm der Eidsgenossen und ihrer kriegerischen Behendigkeit von Thal zu Thal, von Land zu Land. Und es ward groß an ihnen gepriesen, daß sie nicht nach Fürstenweise kriegten, sondern als freie Männer, und nicht eroberte Lande ausraubten, und nicht die überwältigten Einwohner zu zinsbaren Knechten und Unterthanen, sondern zu getreuen, freien Bundesgenossen machten.

Darum waren ihnen vor allen die Landleute am See von Zug und auf den weidereichen Gründen und Höhen daselbst zugethan, und brachten ihnen in vielen Dingen Botschaft, Hilfe und Rath. Hingegen die Stadt Zug hing den Herren

von Oesterreich getreulich an; verschloß ihre Pforten und besetzte ihre starken Ringmauern gegen die Eidsgenossen. Hier hatte manch' adeliches Haus Burgrecht. Die alten Grafen von Lenzburg selbst sollen zuerst den Ort am See befestigt haben.

Wie nun aber die Eidsgenossen mit beinahe dreitausend Mann vor die Mauern und Thürme von Zug traten, und ihnen weit umher alles Landvolk zufiel, erschracken die Bürger der Stadt, denn sie hatten nur schwache Besatzung von Oesterreich empfangen. Also sandten sie eiligst an Herzog Albrecht, er solle ihnen beistehen in ihrer Noth.

Der Bote fand den Herzog bei Königsfelden; aber der Fürst achtete kaum auf die Klagen desselben, sondern sprach mit seinem Falkenier von der Jagdlust, während jener weinte. Einen Vogel aus den hohen Lüften zu erjagen schien dem Herrn wichtiger, als eine Stadt zu behaupten. — Voll Unwillens wegen solchen Leichtsinns eröffneten sofort die Bürger von Zug die Pforten ihrer Stadt den Eidsgenossen und traten zu ihnen in den ewigen Bund, mit Vorbehalt aller Rechte und Einkünfte des Hauses Oesterreich.

Der Herzog hatte zum Boten von Zug gesprochen: Ich will bald Alles wieder erobern. Er verließ sich auf seine gewaltige Hilfe. Zu ihm stieß auch aller Adel vom Aargau, Thurgau, Uechtland, bundesgemäßer Zuzug aus den Städten Schafhau-

sen, Basel, Straßburg und selbst Bern. Aus Deutschland brachte ihm sogar der Kurfürst von Brandenburg Völker. Mit mehr denn vierunddreißigtausend Mann umlagerte er alsbald die Stadt Zürich. Diese ward von den Eidsgenossen mannlich beschützt.

Bald genug bemerkte der Kurfürst von Brandenburg, daß gegen ein Volk, so standhaft, einträchtig und unerschrocken, wie die Schweizer, kein Ruhm zu gewinnen wäre, da ohnehin im volkreichen Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln war, und Hungersnoth dräuete. Er bot deswegen dem Herzoge freundliche Vermittlung an und sandte zwei vertraute Männer zu den Schweizern. Als die Schweizer in der Stadt kaum geantwortet hatten, sahen sie am folgenden Morgen die Feinde von ihren Mauern weggezogen; nur die Berner allein waren stehen geblieben, den Eidsgenossen gewogener, denn dem Herzoge.

Zu Luzern vermittelte der Kurfürst den Frieden, in welchem, wie immer, alle ältern Rechte und Bünde unverletzt vorbehalten wurden. Die Eidsgenossen aber nahmen hier nun auch Bern in ihren ewigen Bund. Es war im Jahr 1353.

Nach diesem Frieden muthete der Herzog von Oesterreich den Zugern zu, sie sollten dem Schweizerbunde abschwören. Die antworteten: „Der

Schweizerbund ist im Friedensvertrag unverletzt geblieben; wir leisten dem Herzog nur Gehorsam in allen Rechten, die ihm gebühren." Da klagte der Fürst die Sache vor dem Kaiser, und der Kaiser verwarf die ewigen Bünde der Eidsgenossen, sagend: „Reichsglieder dürfen sich nicht ohne das Reichsoberhaupt mit einander verbinden." Und er selbst kam auch mit großer Macht ins Land und vor Zürich. Als er aber die Stärke, Eintracht und Gerechtigkeit der Eidsgenossen erkannte, und daß es dem Herzoge nur um Oesterreichs Vergrößerung zu thun gewesen, besann er sich des Bessern, ließ die Schweizer in Ruhe, und es ward Friede gemacht, und die ewigen Bünde bestanden fest.

Zwei Jahre nach diesem Frieden (nämlich 1360) ist der Bürgermeister Rudolf Brun gestorben, verhaßt durch Ehrsucht und Eigengewalt. Er war ein Mann, der nur für sich sorgte. Ein Jahr noch vor seinem Tode hatte er den Herzogen von Oesterreich heimlich geschworen, ihnen und ihren Amtleuten zu dienen, doch nicht wider die Eidsgenossen. Und dafür waren ihm tausend Gulden und ein Leibgeding von hundert Gulden verheißen.

16.

Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben.

(Vom Jahr 1360 bis 1385.)

Was machte die Eidsgenossen stark und fest? Daß sie Freiheit höher achteten, als Bequemlichkeit und Geld, und mehr als das flüchtige Leben; — daß sie schnell in Waffen fuhren für ihr Recht, ohne fremdes Recht zu begehren; — daß sie zusammenhielten brüderlich in Noth und Tod, und kein Eigennutz sie trennte. Das machte die Eidsgenossen stark und fest. Ihr ewiger Bund stand deutlicher in Aller Herzen, als auf dem alten Pergamentbriefe geschrieben.

Als sie nun Frieden hatten vor Oesterreich, brachten sie ihr Hauswesen in Ordnung, lebten geschäftig in Gewerben und sparsam zu Hause, und trugen Geld zusammen, nicht um wollüstig und hoffärtig zu leben, sondern Rechtsame und Einkünfte an ihr Gemeinwesen zu kaufen, die der verarmende Adel feil bot. Dadurch vergrößerten sie ihre Stärke und Freiheit auf gerechte Art. Und Gerechtigkeit ist die Grundlage aller ehrlichen Freiheit.

Die Hirtengemeinde Gersau am Luzernersee gab sich, mit Vorbehalt ihrer Vorzüge, zu den

vier Waldstätten in ewigen Bund. Hergiswyl und Alpnach kauften sich vom Gericht ihrer Twingherren los und traten zu Unterwalden. Luzern erhandelte vom Freiherrn von Ramstein die Rechtsame über Weggis am See; Zürich aus den Steuern seiner Bürger viele Reichslehenschaften. Bern gewann, wie Zürich, aus kaiserlicher Huld Vortheile und Freiheiten der Stadt, und mit baarem Gelde die Herrschaft Aarberg und mehrere Dörfer. Auch andere Städte ausser der Eidsgenossenschaft erweiterten unter ihren alten weltlichen und geistlichen Oberherren die hergebrachten Besitzthümer, wie Schafhausen und Basel, Lausanne, St. Gallen, Biel und Solothurn. Der Bischöfe und Grafen Gewalt aber ward in ewigen Zwiespalten schwach, ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft. Das half allem Volke zu größerer Befreiung und Stärke, besser denn Trotz und Gewalt. Auch die Appenzeller gehorchten schon mehr ihren selbsteigenen Gesetzen, als den Geboten des Abts von St. Gallen. Eben so lebten die Thäler des Landes über dem Thunersee in angestammten Freiheiten unter gelinder Herrschaft ihrer Grafen, deren Keiner mehr ganz unbeschränkt gebot. Saanenland hatte sich schon volle Freiheit von den Grafen von Greierz erkauft. Oberhasli und Brienz hätten gern die bisherige Herrschaft des Vogts zu

Rinkenberg mit Gewalt vernichtet. Allein die Eidsgenossen mochten dazu nicht helfen. Diese sprachen: Ohne Gerechtigkeit keine Freiheit!

Dagegen, wenn einer der schweizerischen oder der sonst befreundeten Orte in Noth und Kriegsgefahr gerieth, sprangen die Eidsgenossen freudig zu Hilfe, wie, da Arnold von Cervola mit zuchtlosen Kriegsrotten von England durch Frankreich streifte und Basel bedrohte. Wenn aber Oesterreich um Beistand bat, als Ingelram von Coucy, der Graf von Soissons, mit den Herzogen von Oesterreich kriegete, denen für ihr Gut im Aargau bange war, weil es dem Ingelram als Heirathsgut verschrieben war, weigerten sich die van den Waldstätten und Luzern, zu helfen. Denn sie nährten in ihrer Brust wider Oesterreich allzuschweren Groll. Zürich hingegen und Bern fürchteten, wegen der Nähe des Aargaus, für ihre eigenen Grenzen, und rüsteten daher schnell.

Der Ingelram aber kam wirklich mit Tausenden und Tausenden in den Aargau. Deß erschrack das Land nicht wenig, selbst Luzern und Unterwalden. Von den Unterthanen Oesterreichs erhoben sich die Tapfersten ohne Verzug zur Gegenwehr; am muthigsten die Männer im Entlibuch. Diese schaarten sich zusammen. Aus Lu-

zern und Unterwalden liefen ihnen streitlustige Jünglinge zu. Der Engländer standen dreitausend im Büttisholz; viele edle Herren und Ritter dabei. Die Entlibucher sahen es. Sie und ihre Gefährten, nur sechshundert stark, griffen dennoch den Feind an und schlugen ihn nach viel blutigem Kampf. Stolz ritten sodann die Entlibucher auf den erbeuteten Rossen mit den gewonnenen Harnischen der Ritter heim. Das zu sehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Dorrenberg seufzte: „O edler Herr von edelm Blut, daß ein Bauer deine Rüstung tragen thut!“ Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zusammengethan!“ — Auch die Männer von Bern, von Laupen und Aarberg verrichteten Heldenwerk bei Ins und beim Kloster Fraubrunnen gegen die Schwärme der Gügler, wie man die Leute des Ingelram von Coucy hieß. Darum zog dieser Herr bald wieder über den Hauenstein traurig ins Elsaß heim.

Sechs Jahre nach diesem, als man zählte 1382, stand die gefreite Reichsstadt Solothurn in großer Gefahr. Es lebte nämlich Graf Rudolf von Kyburg unweit der Stadt im Bergschloß Bipp, das er als Pfand von den Grafen

Bayerische Staatsbibliothek München

von Thierstein inne hatte. Und ihn schmerzte, daß von seinem uralten und reich gewesenen Geschlecht so viel Guts abgekommen sei durch schlechten Haushalt seiner Väter. Thun, die Stadt seiner Altvordern, war an Bern als Pfand gekommen; auch Aarberg. Auf Solothurn machte er wegen einiger Rechtsame Anspruch. Das Alles dachte er durch einen Gewaltstreich wieder zu bekommen. Im Stillen warb er Helfershelfer links und rechts. Solothurn wollte er in finsterer Nacht überrumpeln und einnehmen. Der Propst des St. Ursusmünsters daselbst war sein Oheim. Ein Chorherr dieses Stifts, Hans Amstein, an der Stadtmauer wohnhaft, sollte das Kriegsvolk durch sein Haus in die Stadt lassen und den Hammer der Sturmglocke mit Tüchern umwickeln. Alles war bereit. Die Nacht kam und das feindliche Volk schlich wirklich im Finstern gegen die Stadt zu.

Hans Rott aber, ein Bauer von Rumisberg, lief in der Mitternachtsstunde stracks voran und verrieth der Wache am Eichthor den mörderischen Anschlag des Grafen. Da wollten sie die Sturmglocke ziehen, und die schlug nicht. Nun Schrecken und Geschrei in den Gassen; nun Alles zum Schwert, nun Alles auf die Ringmauer. Als Rudolf von Kyburg solche unverhoffte Wachsamkeit sah, zog er beschämt ab. Hans Amstein, der

verrätherische Chorherr, wurde zur Strafe geviertheilt; Hans Rott hingegen empfing zum Lohn, daß Solothurn alljährlich immerdar dem Aeltesten seiner Nachkommen einen neuen Rock geben sollte von der Stadtfarbe, roth und weiß.

Herr Rudolf von Kyburg kam darauf von Stund an in gar große Noth; denn Solothurn und Bern fielen rächend über seine und seiner Freunde Güter her. Er hatte Geldmangel, und darum ward ihm wenig Hilfe. Er legte sich vor Gram und starb. Seine Brüder fochten noch männlich für ihr Erbe. Viele adeliche Herren stand ihnen zu. Bern jedoch rief die Eidsgenossen. Da erging großes Unglück über Kyburg, und die Grafen machten schlechten Frieden; gaben Thun und ihr Amt am Grießenberg eigenthümlich, und Burgdorf, schon von den Bernern belagert, kaufsweise an diese. Bern entschädigte die Eidsgenossen für ihren Zuzug und Solothurn um die Kriegskosten mit Geld.

Also endete Kyburgs Mordanschlag auf Solothurn ihm selbst verderbenvoll, und Bern ärntete durch Muth und Klugheit den größten Nutzen. Und das that Bern zu derselben Zeit, als inner seinen Ringmauern ein weit ärgerer Feind der Freiheit wohnte, denn Kyburgs ganze Macht war.

Es hatte sich nämlich zu Bern nach und nach durch Mißbrauch oder Verdrehung de Gesetze,

oder durch Gleichgültigkeit der Bürger, eine Partei weniger Familien in dem Rathe erhoben und alle Obermacht und Leitung der Dinge an sich gebracht. Diese Familien behandelten geringe Bürger nach Gutdünken und die Gesetze wie Wortkram, und vertheilten unter die Ihrigen die besten Aemter. Doch unter den Bürgern in Gesellschaften und Handwerken war noch frisches Leben der Freiheit. Daher, als diese um Fastnacht (1384) zusammenkamen, laut alter Uebung die Vorsteher der Stadt mit gemeinem Rath neu zu wählen, setzten sie, bis auf Einen, alle verhaßte Rathsherren ab, und schworen mit leiblichen Eiden für sich und ihre Nachkommen, daß Obrigkeit und Bürgerschaft fortan zusammen leben sollten, als Brüder; jährlich sollten die guten Aemter abgeändert werden, nebst den mehrern des Raths; jährlich sollten die Venner und ihre Beisitzer zweihundert ehrbare Männer von den Handwerken der Stadt zu einem gemeinen großen Rath erwählen, doch sollten keine zwei Brüder zugleich am Rath sitzen. Und vor der Gemeine sollte der erkorne Rath erst stehen, ob er von ihr bestätigt werde, und dann vor ihr schwören, Alles zu thun, wie es Handveste und Ordnungen in den Rodeln enthalten.

So thaten und schworen sie zu Bern; doch kam mit der Zeit Manches wieder ins Vergessen, also daß die Gemeine die jährliche Aenderung

nach und nach unterließ, und nicht sehr den Namen derer nachfragte, die in den Zweihundert waren.

17.

Die Freiheitsschlacht bei Sempach.

(Vom Jahre 1385 bis 1387.)

Nun will ich erzählen von viel blutigerm Streit um Freiheit, der in den Feldern von Sempach und Näfels wider Oesterreich und die Ritter gestritten worden ist.

Der Adel, wie immer, haßte unversöhnlich die Freiheit des Volks. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidsgenossen. Und er dünkte sich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oesterreich mit ihm hielt, der die Eidsgenossen durch neue Zölle drückte, welche er in seinen Erblanden stellte, ihren Handel zu schwächen. Wie nun eines Tages ein Haufen kecker Luzerner aufgebrochen war und voll Grimmes die Mauern des Schlosses Rothenburg, wo neuer Zoll stand, in den Graben gestürzt hatte; und wie in eben denselben Tagen die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zusammenhalten mit ihnen baten, und Lu-

zern auch ihrer Bitte zusagte: da erhob sich der Krieg gegen die Twingherren.

Peter von Thorberg ließ die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern gewesen, schmählich hinrichten, und streifte verwüstend bis vor die Stadtthore. Und Herzog Leopold von Oesterreich kam und schwor, den trotzigen Eidsgenossen Strafe zu bringen für so viel Unheil, das sie ihm schon und seinem Hause zugefügt hätten. Nun Kriegsgeschrei, nun Geräusch der Rüstungen weit umher. Die Eidsgenossen hielten eilfertig einen Tag. Nur Bern fehlte, weil der Stillstand dieser Stadt mit Herzog Leopold noch nicht ganz verflossen war. Indessen kündeten hundert und siebenundsechszig geistliche und weltliche Herrschaften nach einander in wenigen Tagen den Eidsgenossen Verderben, Krieg und Untergang an.

Diese aber erschienen jählings in Waffen, ohne alle Furcht. Manche Burg ward stracks von ihrer Faust gebrochen: Rümlang an der Glatt, Mörsburg, Schenken am Berg bei Sursee, Windegg im Gasterland. Die Feinde hinwieder, nicht träge, erschlugen, mit Hilfe Verraths der Bürger von Mayenberg, viele der dort in Besatzung liegenden Zuger und Luzerner; darüber mußte der Ort in Flammen aufgehen. Hinwieder Reichensee, den Eidsgenossen treu, mußte eben-

falls die Treue mit dem Brand seiner Häuser und mit Niedermetzelung seiner meisten Bewohner büßen, also daß selbst des unmündigen Kindleins an der Mutterbrust nicht geschont ward.

Herzog Leopold zog darauf mit großer Macht, viel herrlicher Ritterschaft und Hilfe aus seinen Landen, von Baden durch's Aargau herauf über Sursee gen Sempach, um hier die Bürgerschaft, die zu den Eidsgenossen hielt, mit eiserner Ruthe zu züchtigen. Dann wollte er Luzern überfallen. Gen Sempach gekommen, fand er aber die Banner der Eidsgenossen schon in der obern Gegend versammelt. Alsbald, ohne sein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tausende seiner Ritter von den Rossen steigen, weil er deren Verwirrung im Berggefecht fürchtete, und befahl, Mann an Mann gedrängt, gleich einer eisernen Mauer, mit vorgesenkten Speeren in die Eidsgenossen einzudringen. Da jauchzte der Adel. Doch Freiherr Hans von Hasenburg warnte: „Hoffart sei zu nichts gut!“ Herzog Leopold aber sagte: „Hier in meinem Land, für mein Volk will ich siegreich sein oder verderben!“

Es war zur Aerntezeit. Die Sonne stand hoch und brannte heiß. Die Schweizer fielen auf ihre Knie und beteten. Dann erhoben sie sich; vierhundert von Luzern, neunhundert aus den Waldstätten, hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entli-

buch und Rothenburg. Alle stürzten sie wüthend gegen die Eisenschaar an. Vergeblich; die durchbrach Keiner. Mann um Mann sank. Sechszig Leichname der Eidsgenossen bluteten am Boden. Alle wankten.

„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“ schrie jählings donnernd eine Stimme: „Treue, liebe Eidsgenossen, traget Sorge für mein Weib und Kind!“ Das sprach Arnold Struthan von Winkelried, der ritterliche Unterwaldner, umfaßte alsbald mit beiden Armen von den Feindesspeeren, so viel er deren konnte, und begrub sie in seinen Leib und sank. Und über seine Leiche strömten die Eidsgenossen durch die Lucke der eisernen Mauer stürmisch, zermalmend ein. Wie krachten Helm und Schienen unter den Schlagen der Morgensterne! Da wurden viel hundert funkelnde Panzer blutroth. Dreimal sank das Hauptbanner von Oesterreich aus sterbenden Händen; dreimal ward es wieder erhoben über den Schaaren, vom Blut gefärbt. Erschlagen lag mancher Herr und Graf. Da ging verzweifelnd auch der Herzog in den Tod. Er fiel; ein Schwyzer erschlug den Fürstensohn. Entsetzen flog über die Schaaren der Ritter. Sie schrien zur Flucht nach ihren Pferden. Aber die Knechte waren mit den Rossen in der Angst davon gejagt. Schwerfällig in den eisernen, vom Sonnenstrahl heißen Gewändern flohen die unglück-

seligen Herren; hinter ihnen behend folgten die rüstigen Eidsgenossen. Viel hundert Grafen, Freiherren und Ritter aus Schwaben, Etschland und Aargau kamen mit Tausenden ihrer Fußknechte um. Es fiel Schafhausens Banner, umsonst von vierunddreißig Edelleuten und Bürgern der Stadt bis zum letzten Hauch des Lebens vertheidigt. Der Bannermeister von Lenzburg, Werner von Lo, fiel unter sieben, der Schultheiß von Aarau unter vierzehn seiner Mitbürger, und Niklaus Thuet, Schultheiß von Zofingen, unter zwölfen der Seinigen. Als dieser den Tod sah, zerriß er die Fahne seiner Stadt, daß sich derselben keine Feindeshand rühmen könne. Noch im Tode hielt er den Stock des Banners fest zwischen den Zähnen. Von Mellingen und Bremgarten kämpften die Bürger, in schrecklicher Tapferkeit, nur nicht im Glück, den Eidsgenossen gleich. — Das war bei Sempach der Ausgang der Schlacht, am neunten Tag Heumonats 1386; das die ewiglich schöne Frucht aus Heldenwerk und Todtenweihe Arnolds von Winkelried.

Nun trat auch Bern zu den alten Kampf- und Bundesgenossen gegen Oesterreich und gegen dessen Anhang im Gebirg; zerstörte manches feste Schloß des Adels; nahm das weidereiche Land Obersibenthal in seinen Schutz und schlug Freiburg auf dem Bümplitzer Feld. Die Banner von

Zürich und Luzern flogen siegreich durch Thal und Feld über Habsburger Gut. Die österreichische Landstadt Wesen im Gaster mußte sich an Glarus, Zürich und die Waldstätte ergeben, da diese Orte zu Wasser und Land mit Feuer und Schwert die Stadtmauern umringten.

Oesterreich gerieth in Noth und unterhandelte. Es ward auch anderthalbjähriger Stillstand der Waffen vermittelt, aber kein Stillstand des Hasses. Der Adel und Oesterreich, weil sie die Freiheit der Eidsgenossen tödten wollten, waren so sehr verhaßt, daß ohne Lebensgefahr Niemand sich in einem Hut oder Helm mit Pfauenfedern geschmückt zeigen durfte, weil Oesterreichs Herzoge ihn so zu tragen pflegten; daß sogar deswegen in der ganzen Schweiz kein Pfau mehr geduldet wurde; daß ein Mann im Wirthshause voll Grimmes einst sein Weinglas zerschmetterte, weil ihm die gebrochenen Strahlen der Sonne den Farbenglanz des Pfauenschweifes im Glase spiegelten.

18.

Die Freiheitsschlacht bei Näfels und die Folgen.

(Vom Jahre 1388 bis 1402.)

Aber auch der Adel und Oesterreich hatte noch vieler Orten treuen Anhang.

Obgleich Glarus das eroberte Städtlein Wesen gar milde verwaltete, liessen doch die Bürger daselbst den alten Nachbarschaftsgroll nicht fahren; und ihrem Stolze schien erträglicher, einen mächtigen Fürsten zum Herrn zu haben, als Ihresgleichen. Und sie verschworen sich, das Haus Oesterreich an den Schweizern zu rächen. Darum hielten sie mit benachbarten Herren und Grafen geheimes Einverständniß, führten selbst österreichische Soldaten, verkleidet oder in Fässern versteckt, in die Stadt und verbargen sie in ihren Kellern oder Hauswinkeln. Die Glarner recht sicher zu machen, baten sie sogar um stärkere Besatzung von den Eidsgenossen. Die Glarner, ohne Argwohn, schickten fünfzig Mann.

Darauf plötzlich in einer verabredeten Nacht (vor St. Matthias 1388) rückten Oesterreichs Völker, bei sechstausend, aus allen Nachbarschaften, zu Land und über den Wallensee vor die Stadt. Still war's noch in Gassen und Häusern, wo die Bürger und versteckten Soldaten das Mordzeichen erwarteten. Es kam. Da ward plötzlich in allen Fenstern Licht; jedes Thor zum Einlaß der Angekommenen aufgethan; nun gemordet. Da starb Konrad von Au, der Urner, Vogt und Hauptmann der Stadt, und mit ihm über dreißig Eidsgenossen. Zweiundzwanzig sprangen über die Stadtmauer und flüchteten durch den See.

Glarus ward voll Entsetzens und stellte ein schwaches Häuflein seiner Getreuen an die Landmarchen auf zur Gegenwehr. Denn die Feinde kamen heran. Noch lagen die Wege des Hochgebirgs verschneit. Der Eidsgenossen nahe Hilfe fehlte. Viele Tage wurde an den Landmarchen gestritten. In großer Noth sandte Glarus zum Feind und bat um billigen Frieden. Da sprachen die Herren aus Oesterreich stolz und gebieterisch zum Landammann und den Gemeinden des Glarnerlandes: „Ihr sollet dem Herzog von Oesterreich, als euerm natürlichen Herrn, dienen, wie leibeigene Leute; keine Gesetze haben, als die euch euer Herr gibt; Zinsen und Steuern ihm zahlen, Frohnen und Todfall leisten, wie er euch vorschreibt; keine steuerfreie Geschlechter sollen ferner bei euch steuerfrei sein; ihr sollet ihm den Brief des ewigen Bundes ausliefern, den ihr mit den Schweizern errichtet habt, und ihm gegen diese dienen; ihr sollet der Stadt Wesen um Alles Ersatz leisten, und büßen, bis des Herzogs Gnade erworben ist."

Glarus antwortete und sprach: „Wir erkennen gern die gefürstete Aebtin von Seckingen als unsers Landes Frau, und den Herzog von Oesterreich, daß er die Kastvogtei habe. Die gewohnten Steuern zahlen wir, wollen selbst die Stadt Wesen entschädigen. Allein wir bitten, daß man uns

bei den alten Rechten lasse und im schuldlosen Bund mit den Eidsgenossen."

Deß spotteten höhnisch die Räthe und Herren aus Oesterreich und zogen stracks mit sechstausend Mann gegen die Landwehr bei Näfels, wo der Hauptmann Mathias Am Büel mit zweihundert Glarnern Wache hielt. Weiber und Kinder flohen in die Sicherheit des Gebirgs, Boten über die Gebirge nach Uri und Schwyz; der Landsturm erging. Aber Oesterreichs Heer und Uebermacht brach die Schanzen der Landwehr. Fechtend, kaum mit fünfhundert Helden, zog Am Büel zurück gegen den Berg Rüti, daß er denselben im Rücken hatte zu seiner Sicherheit; vor sich wilden, von Felsschutt bedeckten Boden. Ueber diesen steinigen Grund aber ward der österreichischen Reiterei die Bewegung schwer; die Glarner hingegen schleuderten einen Hagel von Felsstücken gegen Roß und Mann, daß Verwirrung unter die Menge des Feindes kam. Noch ward herzhaft gestritten, da hörte man kriegerisches Freudengeschrei schallen aus dem Gebirg. Dreißig Männer von Schwyz kamen zur Hilfe, die hatten das Geschrei erhoben. Der Feind wußte nicht, wie viel ihrer waren, und erschrack. Schon in Verwirrung, floh die Reiterei bestürzt zurück. Das Fußvolk der Oesterreicher sah es und hielt Alles verloren und floh in Angst. Mörderisch folgten ihnen auf den Fersen

Speer und Schwert und Morgenstern von Glarus. Da wurden mehr denn dritthalbtausend Mann erschlagen in den Baumgärten und Matten; Viele stürzten in die Fluthen der Linth. Es brach unter der Last der Fliehenden die Brücke von Wesen, und der See verschlang die geharnischten Leichname. — Das war die Schlacht von Näfels am neunten Tage des Aprils im Jahr 1388. Noch heute feiert das Volk von Glarus ihr Gedächtniß, je am ersten Donnerstag des Aprilmonats, und hört die Namen der erschlagenen Helden und der Sieger auf der heiligen Stätte der Freiheitsschlacht.

Ehe der Ruf der Waffenthat durch die Eidsgenossenschaft geklungen wär, erhob sich diese schon unter ihren Bannern. Zürich nun, mit Zuzügern von allen eidsgenössischen Orten, stürmte die neubefestigte Stadt Rapperswyl, wenn auch vergebens. Bern, mit Beistand der Solothurner, eroberte Büren, Nidau, Unterseen, siegte vor Freiburg, zog verwüstend durch Aargau, brach die Stammburg Peters von Gauenstein und zog beutereich zurück durch's Frickthal.

Wie die Herzoge von Oesterreich so viel Unglück hörten und ihren ganzen Thurgau und Aargau in großer Gefahr sahen, ihre Heere geschlagen, zerstreut, ihre Schätze erschöpft, war es ihnen um Frieden zu thun, und sie schlossen ihn auf sieben Jahre. Die Schweizer behielten in demselben,

was zu ihrem Landrecht geschworen hatte; nur Wesen gaben sie zurück, doch sollte während des Friedens Keiner von denjenigen Leuten darin wohnen, die den Eid gegen die Schweizer gebrochen und die Mordnacht gemacht hatten.

Was nun Leopold, der vierte dieses Namens unter den Herzogen von Oesterreich, nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, versuchte er durch List. Zuerst gedachte er die Schweizer unter sich zu trennen, und gewann sich auch wirklich zu Zürich den Bürgermeister Rudolf Schön und einige Rathsherren. Aber die Umtriebe desselben wurden entdeckt und vereitelt. Die Bürger von Zürich verbannten den gefährlichen Mann nebst seinem Anhang, und beschränkten durch einen geschwornen Brief die Gewalt von Bürgermeister und Rath, daß sie minder leicht in Mißbrauch verarte. Und die gesammten acht Orte der Eidsgenossenschaft, nebst Solothurn, auf der Tagsatzung in Zürich, richteten unter sich ein gemeinsames Kriegsgesetz auf (10. Brachm. 1393) und schworen: „muthwillige Fehde zu meiden, aber in Kriegsnöthen redlich zusammenzuhalten; in Schlachten, auch verwundet, bis nach der Entscheidung des Treffens, nicht zu fliehen, sondern das Feld zu behaupten; nicht zu plündern, ehe es der Feldhauptmann erlaubte; der Gotteshäuser und wehrlosen Frauen und Töchter zu schonen.“ Dieses

Gesetz der Eidsgenossen ward vom Krieg, der bei Sempach begonnen und diesen Anlaß zur Einrichtung besserer Heerordnung gegeben hatte, der Sempacher Brief geheißen.

Als Oesterreich längere Dauer des Friedens begehrte, ward sie auf zwanzig Jahre festgesetzt und gehalten.

Diese schöne Frist war den Orten der Eidsgenossenschaft willkommen, um durch Einlösungen und Käufe ihr Recht und Gemeinwesen zu vergrößern. Da war Keiner arm, sondern ein Jeglicher reich, wenn zu des Vaterlandes Ruhm gezinset und gesteuert werden sollte, so wie am Tage der Schlacht Jeder reich war an Muth und Blut. Das war eine güldene Zeit!

Da kauften die Züricher von dem verarmenden österreichischen Adel die Vogteien von Küßnacht am Zürichsee, von Höngg und Thalwyl; gewannen die Herrschaften Grünenberg, Regensberg und anderes viel; da erwarben die Luzerner Rothenburg ganz, Ebikon, Rechte auf Merischwanden und in benachbarten Dörfern am See der Waldstätte; pfandweise die Burgen von Wollhusen, Rußwyl und Entlibuch; da brachten die Berner viele Oerter und Rechte im Gebirge des Oberlandes an sich, das große Thal Frutigen, das schöne Emmenthal, die Landgrafschaft der Herren von Kyburg in Bur-

gundien, von Thun bis zur Brücke von Aarwangen. Auch die Städte Solothurn und Basel erweiterten schneller mit Gold, als sonst mit Eisen, ihre Rechtsame und Gebiete. Mit Uri trat das uraltfreie Volk im Thal Urseren am Gotthard in ein ewiges Landrecht zusammen; und als die Amtleute des Herzogs von Mailand den Obwaldnern und Urnern das Vieh, welches diese auf den Jahrmarkt von Varese geführt hatten, wegen Streites um Zoll wegnahmen und Recht verweigerten, zogen Uri und Obwalden über das Gottbardsgebirg mit ihren Bannern und liessen das Volk des Livinerthals zu ihrem Schirm und ihrer Gewalt schwören. Es nahm ihnen Keiner dies wieder; denn selbst die Herren von Bellinzona, aus Furcht vor den Eidsgenossen, schlossen mit ihnen Landrecht.

Also vergrößerten die Schweizer durch Geld und Verträge ihre Gebiete in den Friedenstagen, verschönerten ihre Städte und Flecken und verbesserten ihre Verfassungen. Friburg im Uechtland gab die alte Feindschaft gegen Bern auf und schloß mit demselben ewige Freundschaft und Burgrecht, auch mit der Stadt Biel ewigen Bund. Schafhausen bildete in größerer Freiheit seine Verfassung der von Zürich nach. Als die Stadt Zug gegen die drei Gemeinden Menzingen, Baar

und Aegeri, um Verwahrung von Banner und Landsiegel, in Hader fiel, der einen Bürgerkrieg drohte, vermittelten die bewaffneten Eidsgenossen Frieden und Recht. Glarus kaufte sich von den Zehnten und Rechten der Abtei Seckingen los, also daß Jeder zinsfrei wurde.

Das waren nach den Freiheitsschlachten von Sempach und Näfels die Friedenswerke der Eidsgenossen.

19.

Der Appenzeller Heldentage.

(Vom Jahr 1403 bis 1411.)

Aber es hörten die Leute im Gebirg von Appenzell an den Sitterflüssen von den großen Schlachten und Werken der Eidsgenossen. Da dachten sie mit schwerem Seufzer an den Abt von St. Gallen, der ein gar harter Mann war, und ihnen die Reichssteuern unmäßig erhöhte, und dachten an die Böswilligkeit der Amtleute, die er ihnen setzte. Die Abgaben, kaum noch zu erschwingen, wurden mit Unmenschlichkeit eingetrieben. Der Vogt in der Schwändi ließ Käse, Milch und Butter schwer verzollen, und wer die Zollstätte vorbeiging, ohne zu entrichten, den packten zwei angehetzte Hunde. Der Vogt zu Appenzell ließ,

um sein Recht beim Todfall zu behaupten, da ihm das beste Kleid des Verstorbenen gehörte, sogar ein Grab öffnen, und nahm der Leiche den Rock, welchen arme Kinder ihrem Vater mit in die Gruft gegeben hatten.

Da wurden die Menschen endlich voller Zorn und wollten solchen Mißbrauch der Gewalt nicht länger dulden. Sie sprachen: „So kann es nicht weiter gehen!“ und überfielen eines Tages die Burgen und jagten die Amtleute fort. Abt Kuno zu St. Gallen hatte in dem Augenblick weder Kriegsvolk auf den Beinen, noch Geld, um es zu werben. Er wandte sich daher an zehn schwäbische Reichsstädte, mit denen er einen Bund hatte, und bat um Hilfe. Die Reichsstädte sandten warnende Boten zu den Appenzellern. Diese sprachen zu den Boten: „Wir wollen ja gern alle Schuldigkeiten dem Abte leisten; aber Unrecht mögen wir nicht dulden. Wir bitten nur, der Abt wolle seine Amtmänner aus rechtlichen Leuten wählen, die wir ihm vorschlagen wollen.“ Die Reichsstädte hielten Gericht zu Ravensburg, verwarfen den Vorschlag des Landvolks und setzten die verjagten Amtleute wieder ein, welche nun aus Rache doppelt drückten.

Mit der aufblühenden Stadt St. Gallen, die schon von den Kaisern große Freiheiten und mit andern Reichsstädten Bündniß hatte, war Abt Kuno auch im Zerwürfniß. Denn diese Stadt

genoß, als ein guter Handelsplatz, wo vielerlei Handwerk gedieh, beträchtlichen Wohlstandes, und wäre gern vom Stifte ganz unabhängig gewesen. Da nun Appenzell und St. Gallen wegen ihrer Rechtsame gleiche Noth und Furcht hatten, schlossen sie mit einander Bund, sich in ihrem alten Herkommen gegenseitig zu schützen. Das mißfiel dem Abt gar sehr. Nun erst that er den Appenzellern mehr zu Leid als zu Lieb, wich ihren Klagen aus, und wollte ihren Bund mit St. Gallen nicht gelten lassen. Darüber ward das Landvolk ungeduldig, verlangte vom Abt Erklärung, wie er es meine, und griff zu den Waffen. Kuno floh erschrocken auf seinen Hof nach Wyl. Die zehn Reichsstädte traten abermals zusammen und richteten und sprachen: „Aemter soll der Abt mit Landleuten, aber ohne Vorschlag, besetzen; die Größe der Reichssteuer möge der Kaiser entscheiden; aber der Bund, welchen die von Appenzell zu St. Gallen geschworen, solle ab und todt sein auf ewige Zeiten." — St. Gallen ließ sich den Spruch wohlgefallen; aber das Volk in den Appenzeller Bergen schrie, es sei Verrätherei. Es sah wohl, daß die Herren in den schwäbischen Städten vornehm und stolz thaten, und dem gefürsteten Abt lieber, als gemeinen Bauern zu Willen lebten. Darum kamen die Leute aus dem Gebirg zusammen, und die Rotten oder Rhoden

des Landes schwuren unter ihren Rottenmeistern, und alle Gemeinden unter dem Landammann im Dorf Appenzell, bei der Sache ihrer Rechte in Noth und Tod mit einander zu halten.

Und weil sie von St. Gallen, der Stadt, verlassen waren, baten sie die Orte der Eidsgenossen, ausser Bern, um Bund. Fünf derselben verweigerten ihn bedenklich; Schwyz aber nahm Appenzell ins Landrecht auf, und Glarus ließ ausrufen: „Welcher tapfere und freiheitliebende Mann den Appenzellern helfen wolle, dem solle es erlaubt sein.“

Wie der Abt davon hörte und die Reichsstädte noch einmal das Volk von Appenzell drohend angemahnt hatten, beschlossen der Abt und die Städte, die Bauern durch Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Also rüsteten sie Reiterei und Fußvolk, die zur Stadt St. Gallen zogen, wo sie der Abt reich bewirthete. Dann rückten sie weiter; die Reiterei, schön gepanzert, voran; fünftausend Mann Fußvolks ihr nach. Der Zug ging über den Linsenbühel durch die Hohlgasse hinauf zur Höhe Vöglinseck, wo das Dorf Speicher liegt. Es war am 15. Mai des Jahrs 1403 in der Frühe des Morgens.

Die Appenzeller, wohlbelehrt, hatten zweihundert Männer von Glarus bei sich, und dreihundert von Schwyz, und als die Hochwachten auf den Bergen das Zeichen gaben, daß der Feind

komme, erging der Sturm. Von Weib und Kind schied Jeder männlich, entschlossen, Alles für Alles zu wagen; und die Alten, welche nicht mitgehen konnten, segneten ihre Söhne. Zweitausend eilten hinauf zur Vöglinseck. Achtzig Appenzeller stellten sich oben in den Hohlweg, links und rechts neben demselben im Wald lagen die Glarner und Schwyzer.

Die Reiterei des Feindes ritt unerschrocken bergauf; da drangen die Achtzig gegen sie mit Schleudern und Speeren ein; da fielen seitwärts Glarner und Schwyzer aus dem Gebüsch hervor gegen die Hohlgasse. Die Reisigen im engen Wege konnten sich nicht regen und wenden. Sie stürmten wilder bergauf, um die Ebene zu erreichen; aber dort trat ganz Appenzell in Schlachthaufen hervor, geführt vom Hauptmann Jakob Hartsch. Als die feindlichen Feldherren solches sahen, beschlossen sie, die Hohlgasse wieder abwärts zu ziehen, und die Appenzeller drunten im Freien zu erwarten. — Sie gaben Befehl: Zurück! — und durch den ganzen Heerzug am Berge scholl's: Zurück! Zurück! Da meinten die Hintersten, droben sei Alles verloren, es gelte Flucht. Entsetzen kam über sie. Appenzell, Glarus und Schwyz aber brachen zugleich von allen Seiten in den Hohlweg schlagend hinein, oben und unten. Verwirrung ward und erschreckliche Flucht nach der Stadt St. Gallen.

Sechshundert in Eisen gepanzerte Reiter lagen todt im Hohlweg; die andern sprengten durch ihr eigenes Fußvolk. Ihnen auf den Fersen folgte mördertisch Schwert und Speer und Kolben der Appenzeller.

Nun entstand großes Wehklagen in den zehn Reichsstädten um verlorne Väter und Söhne, und die Städte wollten für den Abt nichts mehr wagen, und schlossen Frieden. Der Abt hingegen redete schimpflich auf die Städte und auf die Appenzeller, die ihm alle seine Burgen in ihrem Lande niederrissen und seine Güter verödeten. Er rief den Herzog Friedrich von Oesterreich an und sprach: „Appenzell wird eine zweite Schweiz, wenn man nicht wehret; und tritt Appenzell zu den Eidsgenossen, ist aller Adel und Oesterreich selbst in den obern Landen verloren!“

Herzog Friedrich verhieß, nach langem Unterhandeln, Hilfe, und sammelte vielen ritterlichen Adel und mächtiges Kriegsvolk. Damit zog er in getheilten Haufen gen Arbon und St. Gallen, das Land von zwei Seiten zu überfallen. Ehe denn er aber ankam, trat zu den Appenzellern vor die Landsgemeinde Rudolf von Werdenberg und sprach: „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog in Tyrol sich aufmacht, wider euch zu streiten. Bedrängte müssen zusammenhalten; darum trete ich vor euch. Iht kennet

mich Alle. Hinter jenen Felsen ist Werdenberg, das Erbe meiner Väter; im Rheinthal haben meine Altvordern geherrscht. Alles hat mir die Habgier von Oesterreich geraubt; nichts mir gelassen, als mein Herz und mein Schwert. Das bringe ich euch. Lasset mich bei euch sein ein freier Landmann zu Appenzell, und mit euch leben und streiten!"

Also sprach er, und legte seine Rüstung und die prächtigen Grafenkleider ab, und nahm gemeine Hirtenkleidung an und lebte unter ihnen. Solches gefiel Allen an diesem Kriegshelden wohl, und sie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Sie bauten Schanzen in den Engpässen und machten wieder Freundschaft mit der Stadt St. Gallen.

An einem regnerischen Tage (den 17. Brachmonds 1405) zog die größte Heerstärke Herzogs Friedrich aus Altstätten ins Rheinthal aufwärts gegen die Appenzeller Landmarken, und hinan den Berg an den Stoß. Mühsam war der Weg, schlüpfrig vom Regen der Gang über den kurzen Rasen der Wiesen. Vierhundert Appenzeller, mit einigen Glarnern und Schwyzern, wälzten dazu noch Felsenstücke und runde Träme von den Höhen gegen den Zug. Es hatten die Schaaren kaum die Mitte des Bergs erreicht, gab Rudolf von Werdenberg ein Zeichen. Da stürzten

die Haufen von Appenzell unter großem Geschrei daher gegen die schon gebrochenen Ordnungen; voran war Rudolf, barfuß, wie die Appenzeller alle; so hielten die Füße sicherer am glatten Boden. Den Feinden halfen die Armbrüste nicht, denn diese waren vom Regen schlaff. Nun Speer und Schwert wider Schwert und Speer. Mit Verzweiflung stritt Oesterreich. Siehe, da trat hinterhalb auf den Höhen ein neuer langer Kriegszug von Appenzell hervor; der schien Oesterreichs Rückzug hindern zu wollen. Alsbald eilten die erschreckten Feinde bergab, Appenzell ihnen mordend nach. Aber die auf den Höhen waren die Weiber und Töchter von Appenzell gewesen, alle in Hirtenhemden. Die wollten mit ihren Männern, Geliebten und Brüdern sterben für die Freiheit, oder siegen helfen. Nun flossen Blut und Regen in Strömen den Berg hinab. Sechs Stunden währte Schlacht und Flucht bis ins Rheinthal. Dann kehrte Appenzell zurück auf den Stoß, und dankte Gott kniend auf der Wahlstätte für den großen Sieg.

Herzog Friedrich war unterdessen verwüstend von anderer Seite her mit glänzenden Ritterschaaren bis vor die Mauern der Stadt St. Gallen gekommen. Da er aber diese zu stark fand und er wieder umkehrte nach Arbon, fielen die Bürger von St. Gallen, vertheilt in mehrere kleine Rot-

ten, den unordentlichen Zug an, und erschlugen der Oesterreicher viel am Hauptlisberge. Solche Schande schmerzte den Herzog sehr, noch mehr aber, als er die Niederlage seiner Leute am Stoß vernahm. Da schwor er, nicht ungerächt von hinnen zu ziehen. Er ließ aussprengen, er kehre von Arbon nach Tyrol heim, und rückte auch mit seinem Kriegsvolk wirklich dem Rhein zu. Aber angekommen beim Dorfe Thal, ließ er seine Schaaren plötzlich gegen Appenzell die Wolfshalde hinaufsteigen. Er hoffte das Hirtenvolk unerwartet mit Schrecken zu überfallen. Allein Alles war den Appenzellern schon verrathen. Vierhundert derselben stürzten mit Geschrei gegen das österreichische Kriegsvolk, welches ohne Argwohn und sonder Ordnung des Weges zog. Es stellte sich eilends bei der Kirche vortheilhaft. Der Kampf ward grimmig. Vierzig Appenzeller waren schon in den Tod gegangen, ehe des Herzogs Reihen gebrochen werden konnten. Dann aber ging die Flucht der Oesterreicher die Wolfshalde hinab allgemein. Jeder erschlagene Appenzeller wurde durch den Tod von zehn fliehenden Feinden bezahlt.

Da verfluchte der Herzog diesen Krieg, und ritt nach Tyrol zurück.

Die Appenzeller, deren Ruhm und Schrecken weit durchs Land ging, schlossen nun Bund auf neun Jahre mit St. Gallen; rächten den Rudolf

von Werdenberg an Oesterreich und eroberten ihm das Erbe seiner Väter zurück aus Dankbarkeit; halfen dankbar den Schwyzern das Thal Wägi und die untere March von den Herzogen von Oesterreich erobern, und drangen durch Vorarlberg ins Tyrol, bis Landeck, wo sie des Herzogs Söldner schlugen. Schon sprach der Tyroler Landmann am Inn und an der Etsch: „Was kümmert's uns? Lasset uns freie Schweizer werden!“ — Da vernahmen die Appenzeller, der Herzog rufe am Bodensee die Macht des Reichs gegen sie auf. Also eilten sie aus Tyrol heim. Doch fanden sie keinen Feind.

Der Krieg wüthete ins fünfte Jahr. Appenzell, siegreich, furchtbar am Bodensee, an der Thur, am Inn gegen alle Feinde, eroberte über sechszig Burgen, brannte von diesen über dreißig nieder, und belagerte zuletzt die Stadt Bregenz, doch ohne Glück.

Dann erst nach großem Leiden aller Gegenden ward zum Frieden geschritten. Der König der Deutschen wollte selbst richten, aber Appenzell fand seine Sprüche parteiisch. Unter Vermittelung von Schwyz bekam Abt Kuno seine rechtmäßigen Gefälle wieder; doch alle herrschaftliche Gewalt und Rechte verlor er über Appenzell auf immer. Oesterreich machte Waffenstillstand auf einige Jahre und nahm das Rheinthal wieder an sich.

Die Appenzeller, zufrieden mit der Freiheit und Unabhängigkeit im heimathlichen Gebirg, traten am St. Katharinatag 1411 mit den Eidsgenossen, doch mit Bern nicht, in Landrecht und Bund; versprachen, ohne Willen der Schweizer keinen Krieg mehr zu unternehmen, und ihnen mit ganzer Macht auf eigene Kosten in Kriegsnoth beizustehen. Die Schweizer hingegen behielten sich vor, an diesem Bund mehren oder mindern zu können, alle insgesammt, oder jeder Ort besonders, und wenn sie den Appenzellern in einem Kriege helfen müßten, nicht anders als auf Appenzells Unkosten.

Die Einrichtung dieses Bundes, der beiden Theilen nicht gleiche Vortheile gab, beweiset, wie viel die Appenzeller für Behauptung ihrer neuen Unabhängigkeit fürchteten, daß sie den Bund mit den Eidsgenossen um jeden Preis eingehen wollten; und wie viel hinwieder die Eidsgenossen fürchteten, durch das kriegerische Volk von Appenzell in blutige Händel mit dem Auslande verwickelt zu werden.

20.

Wie die Eidsgenossen sich des Aargaues bemächtigen und gemeine Herrschaften errichten.

(Vom Jahr 1412 bis 1418.)

Nachdem die tapfern Leute im Appenzellergebirg ihre Freiheit erstritten, und mit den Eidsgenossen Bündniß hatten, waren sie wohl zufrieden und begehrten keinen Krieg mehr. Auch Herzog Friedrich von Oesterreich sah ein, daß böse sei mit einem Volke kriegen, welches, stark durch Eintracht für sein Recht, lieber das Leben, als die Unabhängigkeit fahren läßt. Er sah auch die Eidsgenossen schon zu mächtig geworden, daß er sich bald ihre Freundschaft lieber, als ihre Feindschaft wünschte. Derohalben trat Herzog Friedrich zu ihnen und schloß mit den acht freien Staaten oder Orten, aus welchen die Eidsgenossenschaft bestand (am 28. Mai 1412), fünfzigjährigen Frieden, und bestätigte ihnen Alles, was sie besaßen. Und sie hinwieder bestätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandschaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Auch mußten sechszehn Städte in seinen Erblanden, Schafhausen nämlich und Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden, Diessenhofen, Baden, Rapperswyl, Brugg, Brem-

garten, Zofingen, Sursee, Lenzburg, Mellingen, Aarau und Frauenfeld, den fünfzigjährigen Frieden beurkunden.

Allein dieser währte kaum drei Jahre. Denn es begab sich jetzt, daß Siegmund, der König der Deutschen, gen Konstanz ritt, wo zu derselben Zeit eine große Kirchenversammlung gehalten ward, um vieler Zwietracht in der christlichen Kirche ein Ende zu machen. Dazu waren aus fernen und nahen Landen die vornehmsten Prälaten gekommen und die Gesandten der Könige und Fürsten aus Italien, Deutschland, Frankreich, England, Polen, Dänemark, Schweden, Ungarn und vielen andern Reichen. Sie wollten richten und schlichten, weil zu Prag in Böhmen ein Priester, genannt Huß, neue Lehre verkündet, und gewaltigen Anhang gefunden hatte, welcher der katholischen Kirche absagte. Auch war dazu noch die katholische Kirche in sich selbst zerrissen, denn sie hatte, statt eines Papstes, drei Päpste, in Italien und Frankreich, die sich einander verdammten und in Bann thaten. Das gab gar großes Aergerniß in der Christenheit.

Als nun die geistlichen und weltlichen Herren zu Konstanz beisammen saßen, gerieth Herzog Friedrich mit dem König Siegmund in Streit. Denn der Herzog weigerte sich, nach Konstanz zu kommen, und vom Könige seine Lehen zu empfan-

gen, nach altem Brauch. Auch die Versammlung der Kirchenfürsten ward voller Erbitterung gegen diesen Herzog, weil er einen der Päpste, Namens Johannes, in seinen mächtigen Schutz nahm, den man absetzen wollte. Darum erklärte die Kirchenversammlung den Herzog, weil er hartnäckig Gehorsam weigerte, unter den Judasfluch und hohen Bann; der König aber erklärte ihn zum Hochverräther an seiner Majestät und am Reich, und entsetzte ihn aller fürstlichen Würden und sprach ihn aller seiner Lehen verlustig. Es wurden darauf des Reichs sämmtliche Getreue gegen den Herzog aufgeboten, desgleichen auch die Eidsgenossen. Der König bot die Stadt Schafhausen gegen den Herzog, ihren Herrn, auf, und gab ihr zum Lohn Unabhängigkeit, daß sie, gleich andern freien Städten, unmittelbar unter dem Reich stehen solle. Das ergriffen die Schafhauser begierig. Auch Frauenfeld, Diessenhofen und fast der ganze Thurgau gehorchten um solchen und ähnlichen Preis dem Könige.

Die Eidsgenossen trugen aber billig Bedenken, einen Frieden zu brechen, welchen sie kaum erst mit dem Herzog auf fünfzig Jahre hinaus beschworen hatten. Zwar die heilige Kirchenversammlung sprach sie von aller Sünde frei, und der König sagte zu ihnen: das Land, was ihr von Oesterreich, euerm Erbfeind, erobern werdet, soll

z ewigen Zeiten euer Eigenthum bleiben. Allein die in den Waldstätten, auch Zürich, Zug, Luzern und Glarus, antworteten: „Wir können uns mitnichten bereden, daß eine solche treulose That rühmlich sei.“

Anders dachte jedoch Bern. Die Gelegenheit schien allzugünstig, eigene Herrschaft zu erweitern und Oesterreichs Gewalt in der Nachbarschaft zu vermindern. Bis zu diesen Tagen hatte die Stadt ihr Gebiet nicht durch das Schwert, nur allein durch Vertrag, meistens durch Kauf vergrößert gehabt. Nun aber redete Bern mit Zürich und sprach: „Recht und Ehre gestatten den Krieg, denn Reich und Kirche befehlen ihn; die Stunde des Untergangs aller Feinde unserer Altvordern ist jetzt erschienen!“ Und als die Eidsgenossen länger zögerten, sandte der König wiederholt seine Boten an sie, und wiederholt drohte auch die Kirchenversammlung, sämmtliche Eidsgenossen in Bann zu thun, wenn sie nicht gegen den Herzog in's Feld rückten.

Eilfertig rüstete Bern sein Kriegsvolk. Als Zürich solches sah, wollte es auch nicht zurückbleiben, sondern Theil an der Beute haben. Nun folgten auch die übrigen Eidsgenossen dem Gebot des Königs und der Kirche; nur Appenzell nicht.

Wie aber die Städte und Edelleute im Aargau dieses und das Unglück ihres Herrn, des

Herzogs Friedrich, vernahmen, traten sie im Frühling des Jahrs 1415 zu Sursee in einen Landtag zusammen. Und die Städte sprachen: „Lasset uns zwischen Oesterreich und Schweizerland unparteisam bleiben und die landesfürstlichen Rechte neben unsern Freiheiten bewahren. Jetzt ist's an der Zeit, daß ganz Aargau einen ewigen Bund gemeinschaftlicher Vertheidigung schwöre. So kann es als eigener, freier Staat zur schweizerischen Eidsgenossenschaft treten, ohne Furcht eines Größern, ohne Beherrschung von Seinesgleichen, und allen Orten der Schweizer in Würde und Schicksalen gleich."

Der Hochmuth der Freiherren und Edelleute aber verschmähte, mit diesen Städten gemeine Sache zu machen. Lieber wollten sie den Fürsten dienen, als Bürgern gleich stehen. Also ging der Landtag auseinander ohne Nutzen. Doch beschlossen die Städte zuvor, sich in den Schirm der ganden Eidsgenossenschaft zu begeben. Aber auch dies schon zu spät.

Denn wie die Boten der Städte zu den Eidsgenossen ritten am frühen Morgen, sahen sie schon von allen Anhöhen die Sturmzeichen der Schweizer und deren Banner und Schaaren im Anzuge. Also ritten sie betrübt wieder heim.

Es zogen die Kriegshaufen der Berner ge-

gen Zofingen, ängsteten die Stadt einige Tage lang, und zwangen sie, dem Herzog zu entsagen, und zum Reich und zu Bern zu schwören. Rechts von Zofingen standen die Wyken, vier Burgen, auf der Felsenhöhe; die Berner nahmen drei, und in die vierte drangen die Luzerner. Links Zofingen lag Aarburg, die Veste, nebst dem Städtlein an der Aar; beide nahm Bern, die zwei Wartburgen auf benachbarten Berggipfeln dazu. Der Zug ging gegen Aarau; den Bernern hatte Solothurn, auch Biel, Neuenburg und Neustadt, Beistand geschickt. Aarau, doch bei weitem nicht mit den Stimmen aller Bürger, übergab sich, unter Vorbehalt seiner Freiheiten, in den Schirm des römischen Reichs und der Städte Bern und Solothurn. Gleichermaßen wurden auch Brugg und Lenzburg durch Vertrag eingenommen; viele Burgen im Aargau dazu, Trostburg, das in Flammen aufging, Ruod, Brunegg und andere. Also eroberten die Berner binnen wenigen Wochen siebenzehn feste Burgen und ummauerte Städte und eine weite, reiche Landschaft, ohne allen Verlust, durch raschen Ueberfall. Nur vor dem Schlosse Wildegg, wo die tapfern Freiherren von Hallwyl Widerstand versuchten, wurden vier Mann erschlagen.

Zu gleicher Zeit waren die Banner von Luzern über Sursee vorgerückt und hatten sich

der obern Gegenden an der Sur, Wiggern, Aa und Winna bemächtigt, bis sie an die Eroberungen der Berner stießen; und weiter gegen Morgen hin bemeisterten sie sich der fruchtbaren Landschaften bei Reichensee, Meyenberg und Villmergen.

Die Züricher aber waren schon über den Berg Albis in das freie Amt Knonau gezogen; das mußte zu ihnen schwören. Ein anderer Haufe rückte der Limmat nach, Dietikon nehmend, gegen Baden im Aargau.

In denselben Gegenden, wo die Limmat und Reuß sich der Aar nahen, stießen die Fahnen der sieben Orte der Eidsgenossenschaft zusammen, und gemeinschaftlich eroberten sie, was hier noch von Oesterreichs Erblanden übrig blieb: Mellingen, Bremgarten, Baden. Mellingen behauptete seine Treue zum Herzoge vier Tage lang; stärker noch widerstand Baden. Denn im Schlosse, auf dem Stein, ob Baden, lag der Herr von Mannsberg mit vielem Kriegsvolk. Als aber die Büchsen der Berner einen Theil der Mauern niedergeworfen hatten und den Belagerten Wasser mangelte, ward auch der Stein von Baden übergeben und zerstört. Weit in's Land leuchtete die Flamme der alten Burg.

Nachdem die Eroberungen vollbracht waren, richteten die Eidsgenossen ihre neuen Herrschaften

ein. Was Bern, Zürich und Luzern mit eigenen Waffen gewonnen, behielt jede der drei Städte für sich, in den Rechten, wie unter Oesterreich gewesen. Was gemeinsam gewonnen war, sollte ungetheilte Herrschaft Aller sein; nur ward Bern von dieser Theilnahme ausgeschlossen, weil es sonst zu viel hatte.

Aber Uri sprach: „Wir hören, der König hat sich mit Herzog Friedrich versöhnt. So laßt uns lieber dem König, was wir genommen, zurückgeben, damit er dem Herzog das Seine wieder erstatte. Denn nicht unser, sondern des Königs, war dieser Krieg. Wir, o Eidsgenossen, wir vom Land Uri wollen keinen Theil an dem, was nicht unser ist. Unsere Väter haben die Sitte auf uns gebracht, unverfälschte Treue höher als Alles zu achten!“

Die Uebrigen spotteten deß und sprachen: „Wie vorwitzig, wie göttlich sind denn die von Uri; sie müssen immer etwas Besonderes haben!“ Und sie beschlossen: „wechselsweise solle, da Uri nichts verlange, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus einen Landvogt auf zwei Jahre in diese gemeinsamen Vogteien hersenden, und jährlich sollen Gesandte aller theilhabenden Städte die Verwaltung und Berechnung der Einkünfte untersuchen.“

Also behielten die Eidsgenossen ihre Erobe-

rung, und sie ward ihnen auch vom König bestätigt. Und sie herrschten nun über diese Lande, statt Oesterreichs, und hatten, als freie Bürger in Städten und Orten, Fürsten gleich, die Zahl ihrer Unterthanen groß vermehrt.

21.

Die Matze von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Hrn. Zoppo Kunst.

(Vom Jahr 1419 bis 1426.)

Noch waren jetzt kaum hundert Jahre seit der That Wilhelms des Tellen vergangen, und die Städte und Orte der Schweiz, ehemals dienstbar, hatten sich nun selbst Andere dienstbar gemacht, und waren denjenigen furchtbar geworden, vor welchen sie sonst gezittert hatten. Und die Söhne jener alten Helden und Ritter, die vorzeiten auf ihren Burgen von den Felsen her den Städten gedroht hatten, warben nun entweder demüthig um Burgrecht bei ihnen, oder verkauften denselben ihre Ländereien und zogen ausser Landes, um nicht unadelichen Bürgern gehorchen zu müssen.

Da fühlten die Städte und Orte der Eidsgenossenschaft ihre Kraft und wurden kriegerisch-stolz,

und ihre Krieger-Ehre liessen sie nicht ungestraft verachten, weder vom Feinde noch vom Freunde. Das sah man in den Händeln um Wichard von Raron, den Landeshauptmann von Wallis.

Es war nämlich geschehen, daß die Eidsgenossen, als sie mit den Urnern das Livinenthal erobert, auch das benachbarte Ossolathal besetzt und schwache Besatzung daselbst gelassen hatten. Der Herzog von Mailand, um den Schweizern nicht Ossola zu lassen, hatte es dem Herzog von Savoien verkauft. Dieser schickte Kriegsvolk nach Ossola durch Wallis; der Freiherr von Raron zeigte den Weg durch's Gebirg, und die wenigen Schweizer mußten davonziehen.

Es sprach der Herr von Raron: „Wäre ich dabei gewesen, kein Schweizer wäre lebendig davon gekommen.“ Solche hochmüthige Rede verdroß die Unterwaldner und Urner; sie verklagten ihn vergebens bei Bern, wo der Freiherr Bürger war; darum wiegelten sie die Landleute im Wallis gegen ihn auf. Die Landleute im Wallis hatten schon vielerlei Klagen gegen ihn, daß er unbewilligten Bund mit Savoien gemacht; daß er und die Großen im Lande das alte Herkommen vergäßen und Knechtschaft aufbringen wollten. Die Männer von Brieg sagten: „Soll Wallis in seinen alten Rechten bleiben, muß man den

großen Herren Zaum und Gebiß anlegen; dazu müssen alle Ehrenmänner helfen."

Und es gingen nach uralter Sitte des Landes einige Männer hinaus mit einer großen Keule, worin ein trauriges Menschenantlitz geschnitzelt war, und wanden Ruthen und Dornen herum; dies stellte die unterdrückte Gerechtigkeit vor und ward von den Wallisern die Matze genannt. Die Matze stellten sie auf einen öffentlichen Platz, das Volk lief herzu, und ein kühner Mann trat zur Keule als Matzenmeister und hielt sie. Dann redeten Viele aus dem Volk die Gestalt an und sprachen: „Matze, warum trauerst du? Matze, warum bist du hier?" Sie aber antwortete nicht. Andere fragten: „Matze, wir wollen dir helfen; zeig' an, gegen wen? Fürchtest du den Sillenen? Macht dir der Asperling Pein, oder der Henngarten?" Die Matze stand und schwieg. Als man aber den Landeshauptmann von Raron nannte, verbeugte sie sich tief bejahend. Darauf erhoben sie die Matze, trugen sie durch alle Zehnten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die Matze wolle zum Landeshauptmann und allem seinem Anhang und zum Bischof von Sitten, seinem Neffen.

Als der Herr von Raron den Aufstand des erbitterten Volks sah, floh er nach Savoien und schrie zum Herzog um Hilfe. Die Landleute leg-

ten aber seine große Burg auf der Höhe ob Siders, und seinen Thurm und des Bischofs Veste ob Leuk in Asche, und belagerten sein starkes Schloß Beauregard auf dem Felsen hoch über Chippis. Alles zerstörten sie ihm, und der Herzog von Savoien fürchtete sich, ihm beizustehen.

So eilte er nach Bern, wo er Bürger war, und flehte um Hilfe und Rettung. Aber die von Wallis wandten sich an Uri und Unterwalden, errichteten als freie Landleute mit ihnen Landrecht zu gegenseitiger Hilfe, und versprachen, ihnen wieder zum Besitz von Ossola zu helfen, welches Thal an Wallis stößt. Sofort zogen die Urner und Unterwaldner über die höchsten Alpen; Schwyz, Luzern und Zürich zogen mit; die Walliser auch, und das ganze Eschenthal oder Ossola ward wieder eingenommen.

Bern aber nahm sich des Freiherrn von Raron bei allen Eidsgenossen an und forderte Recht für denselben. Es ward lange darum gehandelt. Bern wollte einen Zug in's Wallis thun und bot die Eidsgenossen auf. Aber Unterwalden und Uri weigerten sich, auch Luzern. Da drohte fast ein Krieg unter den Eidsgenossen selbst. Solches Unglück zu verhüten, setzten die unparteiischen Orte einen Tag an in Zürich, und nachdem sie für und wider Raron Alles angehört hatten, sprachen sie: „Vor Allem muß Wallis erst den Freiherrn in

sein geraubtes Eigenthum wieder einsetzen; dann soll er dem Lande Recht halten um alle Klagen."

Allein die Parteiführer im Wallis wollten diesen Spruch nicht, und wiegelten das Volk auf zur Hartnäckigkeit. Sie brachten Leute zusammen-fielen in's Oberhasli ein und raubten die Schafheerden und führten sie hinweg, weil auch der Freiherr von Raron vorher mit Oberländern in's Wallis eingedrungen wäre, und übel gehauset habe. Sofort schickte Bern zur Sicherheit seiner Päsie einen Gewalthaufen gegen Wallis. Noch einmal wollten Schwyz und Zürich vermitteln. Die Walliser aber gaben nicht nach und begehrten lieber Krieg, als Billigkeit.

So zogen denn die Berner, verbunden mit den Bannern von Freiburg, Solothurn, Neuenburg und andern, dreizehntausend stark, durch die höchsten Alpen gegen den Zehnten Gombs, und über das Gebirg Sanetsch gegen Siders in Wallis. Es kam ihnen auch Beistand von Schwyz; aber den Wallisern, wegen ihrer Halsstarrigkeit, keiner von Uri, noch Unterwalden. Viele Dörfer gingen in Flammen auf. Schrecken lief durch das weite Wallis.

Doch ein gemeiner Landmann, Thomas Brantschen, ermannte sich und seine Mitbürger durch herzhaften Sinn und sprach, als er die plündernden Feinde gegen das Dorf Ulrichen

vordringen sah: „He, wo bleibet Wallis, das alte Heldenland? Haben nicht unsere Väter bei Ulrichen vorzeiten den Herzog von Zähringen blutig auf's Haupt geschlagen? So lasset uns denn noch einmal hier für Vaterland und alte Freiheit kämpfen, oder den ruhmreichen Tod suchen!"

So schrie er und stürzte mit vierhundert tapfern Wallisern in die Tausende der Eidsgenossen aus einem Hinterhalt, da sie sorglos vorbeizogen. Brantschen stritt als ein Held. Vierzig Bernerleichen lagen vor ihm; da starb auch er, der Löwe von Wallis. Und Entsetzen war unter den Bernern. Sie wankten. Da erschien der Zuzug von Schwyz, der zwang die Walliser, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Keiner verfolgte sie. Folgenden Tages zogen die Schweizer aus dem Wallis zurück. Denn auch bei Sitten hatte Wallis gewaltig gegen die Saanenleute gestritten.

Darauf ward abermals über Frieden gehandelt. Nur mühsam liessen sich die Walliser endlich gefallen, dem Freiherrn von Raron seine Herrschaften zurückzuerstatten und für allen erlittenen Schaden nur zehntausend Gulden zu geben; den Bernern aber für Kriegskosten eben so viel; dem Hochstift Sitten viertausend. Das geschah im Jahre 1420, wenige Monden nach der Heldenthat des Thomas Brantschen. Aber der Freiherr von Raron starb fern von seinem Vaterlande.

Auf ewig war der Glanz seines Geschlechts dahin, weil er nicht die Liebe des Volks zu gewinnen verstanden hatte.

Unterdessen hatte der Herzog von Mailand noch gar nicht das Ossolathal vergessen können, und er ward zorniger, wie er bald darauf hörte, daß die Eidsgenossen von den Freiherren von Sax, den damaligen Herren von Bellinzona, diese Stadt und die ganze Landschaft vom Livinenthal bis zum Langensee um zweitausend vierhundert Gulden erkauft hätten. Heimlich rüstete er, und überfiel dann mit großer Macht Ossola und Bellinzona. Alles, sogar Livinen, mußte ihm Treue schwören.

Zu spät brachen die Eidsgenossen zur Rache auf. Seit Eroberung des Aargaues war schon nicht mehr die alte Eintracht bei ihnen. Das hatte sie verzögert. Zwietracht schwächte auch den Ruhm ihres blutig erkauften Sieges, als sie über den Gotthard gezogen und im Felde von Arbedo, unweit Bellinzona, auf Mailands Macht gestoßen waren. Vom Morgen bis zum Abend ward da von allen Eidsgenossen gegen welsche Kunst und Verzweiflung gestritten. Es sanken viele edle Helden vom Schweizerland, Hans Rot, Landammann von Uri, Heinrich Püntiner, Landfähnrich von Uri, und der greise Peter Kolin, Ammann und Bannerherr von Zug. Sterbend fiel

Kolin mit dem Banner vor seiner Schaar. Seiner Söhne einer zog unter des Vaters Leichnam das Banner hervor und hob es blutig über die Schlachthaufen. Auch er ward des Todes Beute; aber nicht das Banner die Beute des Feindes. Johannes Landwing hat es gerettet. Das geschah am 30. Brachmonat 1422.

Traurig um so viele Todte und den schlechten Sieg, und Einer dem Andern Vorwürfe machend, zogen die Eidsgenossen über den Gotthard zurück. Nur Livinen hielten sie besetzt. Jahre lang haderten sie um das, was geschehen müsse, und brauchten halbe Mittel mit halber Lust, und richteten darum nichts gegen Mailand aus.

Solches verdroß den Petermann Rysig, einen herzhaften Mann vom Lande Schwyz. Der sammelte fünfhundert kühne Leute zu sich, ging mit denselben über den Gotthard, dann rechts ins Ossolathal über die Berge, vertrieb da die mailändischen Besatzungen und hielt fest. Alle Macht von Mailand brach auf gegen das Thal. Aber Petermann Rysig hielt fest. Nun erst erwachten alle Eidsgenossen, durch die That der wenigen Schwyzerhelden ermuntert, und zogen gen Ossola. Aus Solothurn, Wallis, Toggenburg und Rhätien kamen Hilfsvölker. Darüber gerieth der Herzog von Mailand in große Verzagtheit; aber was er mit Gewalt des Schwertes nicht mehr hoffen

konnte zu erstreiten, das erwartete er noch von seiner Klugheit.

Und er sprach zu seinem Kammerherrn Zoppo: „Gehe mit meinem Geld zu den Eidsgenossen und unterhandle mit ihnen.“ Da ging Herr Zoppo, fuchsklug und ehrbar, that gar freundlich mit den Rathsherren und war sehr freigebig dazu; trennte sie von einander; bewog erst Uri, Nidwalden und Luzern, für sich abgesondert Frieden zu schliessen, und gewann durch geheime Verbindungen dann auch die Uebrigen. Und im Jahre 1426 liessen die Eidsgenossen um einunddreißigtausend und einige hundert Gulden, und um einige Vortheile und Zollbegünstigungen für ihre Kaufleute und Krämer, die Ossolathäler, Bellinzona, ja selbst Livinen wieder an Mailand fahren. Die Eidsgenossen zogen heim. Petermann Rysigs Heldenwerk war eitel gewesen; umsonst hatte vor Arbedo der edeln Koline Blut die Schlachtfahne roth gefärbt. Wahrlich, den Schweizern ist nie ein gewaltiges Kriegsheer so furchtbar gewesen, als ein Herr Zoppo!

22.

Im hohen Rhätien erstehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit.

(Vom Jahre 1426 bis 1436)

Aber in derselben Zeit, da die Eidsgenossen um Geld verkauften, was sie mit dem Blute so vieler Helden erworben hatten, zog ein anderer Geist durch die Thäler der hohen rhätischen Gebirge; das war der Geist der Freiheit, des ewigen Rechts und der Eintracht.

Im hohen Rhätien waren die Leute noch aus alter fränkischer Zeit dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und andern geistlichen Herren und zahllosen Grafen, Baronen und Adelichen zinsbar, unterthänig und leibeigen. Die Stadt Chur hatte wohl mancherlei Vorrecht, aber vom Bischof auch mancherlei Plage. Und die armen Leute in den Dörfern litten gar sehr im Kriege, den die vielen großen oder kleinen Herren beständig unter einander führten; und litten eben so sehr im Frieden von der Härte und Grausamkeit ihrer Gebieter. Nicht Uri, Schwyz und Unterwalden hatten je bösere Tirannen gehabt, als Rhätien; aber Rhätien hatte auch seine Tellen.

Als nun Willkühr, Eigennutz, Ungerechtigkeit und Hochmuth der vornehmen Oberherren am höchsten gestiegen waren, da erinnerten sich die armen Leute in Rhätien, daß sie auch Menschen seien, und Gott ihnen, als seinen Kindern, ebenfalls Rechte ertheilt habe, die kein Tirann verletzen dürfe. Und in einzelnen Thälern erwachte, durch einzelner Ehrenmänner Muth, der Muth alles Volkes zur Errettung seines ewigen Rechts.

Im hohen grünen Thale des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbrauset gegen Tirol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, das Schrecken des Landes. Der grausame Kastelan von Gardovall sah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er schickte seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mägdlein noch in derselben Nacht zuführen. Deß erschrack des Mägdleins Vater, der da hieß Adam, und die Tochter verzweifelte fast. Adam aber faßte ein Herz und sprach zu den Knechten: „Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind am Morgen selber ins Schloß bringen!“

Als sie fort waren, lief der Vater zu seinen Nachbarn und Freunden; sein Herz war voller Wuth, sein Auge voller Gluth. Er erzählte den Leuten, was geschehen sei, und rief: „Sind wir

Menschen dieses Herrn Vieh?" Da kochte Zorn in Aller Brust, und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen, oder alle unterzugehen.

Im Frühschein des Morgens führte Adam, der Camogasker, seine schöne Tochter, in Feierkleidern, wie eine Braut geschmückt, nach Gardovall. Einige der Verschwornen folgten, wie im Brautgefolge; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalt versteckt, den Ausgang der Dinge abzuwarten, Alle bewaffnet.

Kaum sah der Kastellan das Mägdlein ankommen, sprang er fröhlich von den Stiegen des Schlosses hernieder, und wollte die Unschuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und stieß es durch das geile Herz des Ungeheuers. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern, und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Frei war die Landschaft unter den Innquellen von der Gewaltherrschaft der Zwingherren.

Im weidereichen Thale Schams, das sich zwischen hohen Alpen freundlich aufthut, waren die Herren in den Schlössern Bärenburg und Fardün unmenschliche Bösewichte. Sie thaten mit dem Volke, was ihnen beliebte, auch das

Schändlichste, und das Volk litt und schwieg. Nicht also litt und schwieg der starke Johannes Chaldar. Da man ihm zwei Rosse des Herrn von Fardün in seine Saat trieb, ward er ergrimmt, daß er die Rosse zu Boden schlug. Dafür mußte er in Ketten und Banden dulden, bis ihn die Seinigen mit großen Summen und tausend Thränen wieder erlösen konnten.

Als Chaldar wieder froh bei den Seinigen war, und in seiner Hütte mit ihnen zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün herein. Alle begrüßten ihn mit Ehrerbietung; er aber sah stolz auf sie herab und spuckte ihnen in den Brei. Da loderte Chaldars Zorn, wie Wetterflamme; in Nacken und Gurgel des Gewaltherrn krallte sich Chaldars Faust: „Nun friß den Brei, den du gewürzet hast!“ schrie Chaldar und stieß den Kopf des bösen Wichts in die besudelte Speise und würgte ihn. Dann trat er vor die Hütte, rief das Volk auf. Der Sturm erging. In Blut und Flammen stürzten Fardün und Bärenburg zusammen.

Gleichwie in diesen Thälern die Oberherren durch harten Sinn und unbarmherziges, ruchloses Wesen die Freiheit beförderten, so halfen sie in andern Gegenden Rhätiens durch ihre eigene Herrschsucht dazu. Bischof Hartmann von

Chur hatte ewigen Krieg mit dem Adel des Landes. Da er nun viel Schaden litt, und das in vielerlei Dörfern und Thälern oft zwischen Feindesland zerstreut liegende Gebiet seines Gotteshauses nicht aller Orten selbst schützen konnte, gab er den unterthänigen Gotteshausleuten das Recht, zu ihrer eigenen Beschirmung unter sich und mit benachbarten Thälern und Ortschaften Bündnisse zu schliessen. So errichteten (schon im Jahr 1396) die Gotteshausleute der Thäler Domleschg, Avers, Oberhalbstein und Bergün einen Bund mit den Herren von Werdenberg in Schams, Domleschg und Obervatz. Das war der erste Grund des nachherigen Gotteshausbundes.

So thaten auch die Grafen und Herren im rhätischen Oberlande unter sich; und vereint mit dem unter einander verbündeten Landvolke der Thäler, errichteten sie mit ihren Nachbarn, den Glarnern (im Jahre 1400 schon), einen ewigen Schutzvertrag gegen die Anfechtungen des Bischofs von Chur.

Aber in den Bünden der Thalschaften waren allezeit die Rechtsame groß und klein ihrer verschiedenen Herren vorbehalten; und diese Rechtsame wurden viel gemißbraucht. Die Herren kannten kein anderes Gesetz, als ihre Gewalt und ihre Lust. Da war Ungerechtigkeit im Gericht und Unsicherheit auf der Landstraße.

Solchen Leiden ein Ende zu machen, ohne Gewalt und Aufruhr, vereinigten sich im rhätischen Oberlande mehrere rechtschaffene, entschlossene und achtbare Landleute. Allnächtlich kamen sie zusammen zwischen der Abtei Disentis und dem Städtlein Ilanz, dem ersten ummauerten Orte am Rhein. Da, in einem Walde beim Dorf Truns, kamen sie zusammen und unterredeten sich; und ihre Beschlüsse theilten sie darauf den redlichsten Männern ihrer Gemeinden im Vertrauen mit.

Dann sandten an einem und demselben Tage alle Gemeinden und Thäler des Oberlandes ihre verständigsten und ehrbarsten Mitbürger an die verschiedenen Oberherren, und baten um Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen heiligen und beschwornen Vertrag Aller mit Allen, ohne Verletzung der wirklichen Rechtsame des Vornehmsten und Geringsten.

Die Herren erschracken vor dem Ruf, der plötzlich aus den Wäldern von Truns an sie erscholl; und sie gedachten der Begebenheiten, die sich hundert Jahre zuvor in der schweizerischen Eidsgenossenschaft zugetragen hatten. Der fromme und kluge Abt von Disentis, Herr Peter von Pultinga, sprach zuerst dem gerechten Begehren der Landleute das Wort. Dann folgten auch die Grafen von Werdenberg, von Sax, die Freiherrn

von Rhäzüns und Andere, aus Furcht vor der Gewalt ihres eigenen Volks, oder auch aus Furcht vor dem mächtigen Bisthum Chur, um sich gegen dasselbe zu stärken.

Nun traten jene Herren und die Boten der Gemeinden aus dem Oberlande, in ihren bescheidenen grauen Kitteln, vor dem Dorfe Truns, unter freiem Himmel, im Schatten eines Ahornbaumes, zusammen, und schworen zur heiligen Dreieinigkeit ihren ewigen Bund für Gerechtigkeit und Sicherheit, ohne Verletzung der wahren Rechte des Höchsten und Niedrigsten. Das geschah im Maimonat des Jahres 1424. Und so entstand der obere oder graue Bund. Späterhin ward er durch den Beitritt von den Thälern Misox und Calanca vollendet in seinem Umfang. Bald ging der Name der Graubündner auf alle Rhätier über, obgleich die Gotteshausbündner schon für sich selbst bestanden, und ausserdem noch viele Landschaften, gegen Tirol zu, im Gebirg lagen, die weder zum Gotteshaus- noch zum grauen Bund gehörten, sondern zu den weiten Herrschaften des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg.

Es begab sich aber bald nachher, daß dieser reiche Graf kinderlos starb, und große Furcht wegen eines Krieges um die Erbschaft entstand. Da traten die Männer aus den Gebieten, Ortschaften und Gerichten zusammen, die dem Hause Toggen-

burg in Rhätien angehörten. Sie kamen von Davos und Klosters, Kastels, Schiersch und Seewis, auch vom Chorherrngericht Schiersch, von Malans, Maienfeld, Belfort, Churwalden, Ausser- und Inner-Schalfik. Die sprachen: „Dieweil wir durch den Tod des Grafen von Toggenburg Freigelassene sind, so lasset uns, gleich den Leuten des Gotteshauses und Oberlandes, in diesen Bergen einen Bund aufrichten, der soll dauern ewiglich; Keinem zu Leid, aber zum Schutz unserer herkömmlichen Rechte; für Beistand in Noth und Tod. Keiner soll einen Andern belangen ausser Landes, noch Bündniß schliessen mit Andern, ohne Willen Aller. Wenn über die Hinterlassenschaft von Toggenburg entschieden ist, wollen wir dem künftigen Erbherrn sein Eigenthum unverletzt geben, aber auch er soll unsern Bund nicht lösen können." — So sprachen sie, und beschworen Alles gar feierlich am Freitag nach Fronleichnamstag, im Jahre 1436. Das ist der Ursprung vom Bund der zehn Gerichte.

Also erwuchs eine neue Eidsgenossenschaft in den drei Bünden des rhätischen Felsenlandes. Und die Rhätier wurden von der Zeit an Bündner geheißen.

23.

Der Streit um die Toggenburger Erbschaft.

(Vom Jahre 1436 bis 1443.)

Ganz andere Wirkungen hatte der Tod des reichen Grafen von Toggenburg bei den Bündnern, ganz andere bei den Schweizern; dort rief er ein herzhaftes Volk zur Freiheit und Eintracht; — hier blies er, durch Habsucht und Ehrgeiz, die Flammen des schmählichen Bürgerkriegs hervor.

Sobald nämlich der reiche Friedrich von Toggenburg im hohen Alter die Augen geschlossen hatte, meldeten sich vielerlei Erben. Sein Gut war groß. Vieles lag jenseits des Rheines; vieles vom Zürichsee längs den Appenzeller Bergen bis Tirol. Dazu gehörte das Toggenburger-Land, die Herrschaft Uznach, die Mark, Windegg im Gaster, das Rheinthal, die Herrschaft Sargans und die zehn Gerichte im Bündnerlande. Noch war sonst davon manches im Thurgau und anderswo gelegen. Es meinte Frau Elisabeth, die Wittwe des Verstorbenen, eine rechtmäßige Erbin zu sein; aber des Mannes entferntere Anverwandten widersprachen ihr und verlangten für sich. Hingegen Zürich, wo der kinderlos verstorbene Graf Land- und Bürgerrecht gehabt, glaubte, wegen dieses Rechts, auch über das Erbe mitreden

zu können; und Schwyz hinwieder eben so, denn der Graf hatte in Schwyz das Landrecht gehabt.

Frau Elisabeth, um stärkern Schirm zu empfangen, schloß sich enger an die Stadt Zürich und gab derselben Uznach, den Uznacherberg und Schmerikon mit Brief und Siegel zum Geschenk. Die Schwyzer hingegen bewogen des Grafen Verwandte, daß sie der Wittwe alle Veräusserungen aus der Erbschaft verböten. Darauf kamen die Unterthanen des Grafen, die da wohnten in Lichtensteig, im Neckerthal, Thurthal, St. Johannserthal, Uznach und am untern Wallensee, und sprachen zu Schwyz: „Gedenket, daß unser verstorbener Herr uns bei seinem Leben noch wohl versorgen wollte, damit wir nach seinem Tode wüßten einen Schirm und Rücken zu haben bei euch. Also nehmet uns in euern Eid und zu euern ewigen Landsleuten auf.“ Und die Leute der Grafschaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur pfandweise gehört hatten, baten den Herzog Friedrich von Oesterreich, er wolle sie wieder, als seine treuen Angehörigen, einlösen. Das that er. Wie er aber sah, daß sie es nicht redlich meinten, ließ er sie dem Grafen Heinrich von Werdenberg.

Als Zürich hörte, daß die Leute in Uznach und andern Orten zu denen von Schwyz geschworen, ward die Stadt zornig und drohete sehr,

dieweil Uznach ihr eigen Gut wäre. Die Schwyzer aber legten etwas Volks in die Mark und gen Uznach zu ihren neuen Landleuten, um sie vor Gewalt zu schützen; schlugen den Zürchern Recht dar, und nahmen Glarus in die Gemeinherrschaft über die neuen Gebiete auf, um im Nothfall durch Glarus stärker zu sein.

Seitdem die Regierungen in den Städten und Ländern der Schweiz den Aargau erobert und gemeine Vogteien errichtet hatten, waren sie gar hoffärtig geworden; wollten wohl für sich die Freiheit geniessen, aber sie keinem Andern geben; wollten lieber Unterthanen, als freie Mitbürger, ihnen an Rechten gleich. So wenig sie den Aargau ehemals zu einem freien Mitstand im eidsgenössischen Bund hatten aufnehmen mögen, so wenig dachten sie für Toggenburg an Besseres. Unterthanen wollten sie.

Darum viel blutige Verwirrung, Hader und Zank. Eine große Tagsatzung zu Luzern versuchte umsonst liebreiche Ausgleichung. Man ging vielmehr erbitterter auseinander, als man gekommen war. Denn an der Spitze von Zürich stand der Bürgermeister Rudolf Stüßi, und an der Spitze von Schwyz der Landammann Itel Reding von Bieberegg. Beide waren ehrgeizige, unternehmende, kluge und beredte Männer; aber sie haßten einander, und jeder sorgte nur für seinen

Kanton, unbekümmert um Frieden und Wohlfahrt gemeiner Eidsgenossenschaft.

Nun ward zum erstenmal gesehen, in welches Verderben und Unglück Selbstsucht und Eigennutz der Kantone führt, wenn diese ihren Vortheil dem Vortheil des ganzen Bundes vorziehen. Man hatte schon den Untergang der alten schönen Eintracht bei der damaligen großen Theurung (im Jahr 1439) erkannt, als langwieriges Regenwetter die Aernten zu Grunde gerichtet hatte. Ein Kanton versperrte schnöderweise dem andern die Zufuhr der Lebensmittel, so daß natürlich bei Allen die Noth desto größer wurde, aber auch der Haß. Schwyz und Zürich bedräueten einander darum mit dem Schwert.

Größeres Unglück zu meiden, thaten die Eidsgenossen einen Spruch zu Bern. Schwyz ließ sich denselben gefallen, aber Zürich keineswegs: Sondern es nannte die Eidsgenossen parteiisch, denn diese hätten Uznach den Schwyzern gelassen, obwohl es von der Gräfin Elisabeth an Zürich verschenkt sei; und von Gaster und Windegg hätten sie kein Wort gesagt, obwohl doch die Schwyzer, vor ausgemachter Sache und selbst gegen Abmahnung der Eidsgenossen, diese Landschaften an sich gezogen hätten.

Bürgermeister Stüßi sprach: „Also muß das Schwert entscheiden!“ Doch sandte er zuvor einen

offenen Brief an die Schwyzer, worin er sie aber nicht mehr Eidsgenossen hieß. Und er schlug ihnen vor, beim römischen König Recht zu nehmen, welcher Haupt sei des deutschen Reichs, zu dem sie beide gehören. Ihm antworteten die Schwyzer: „Das Recht beim König mag gut sein; aber das ist nicht dasjenige Recht, wozu wir als Eidsgenossen unsere ewigen Bünde geschworen haben.“

Darauf rückten die Züricher und Schwyzer mit ihrem Kriegsvolk gegen einander am Ezelberg. Droben lagen die Schwyzer, drunten bei Pfäffikon die Züricher. Stüßi selbst zog gegen die Mark hinauf; aber er fand sie von Glarus und Schwyz so wohl verschanzt und besetzt, daß er unverrichteter Sachen umkehren mußte. Auf dem Ezelberg kamen zu Itel Reding Boten von Uri und Unterwalden. Und sie baten bei Gott und Vaterland, noch einen Versuch zur Güte zu thun, damit nicht das Unerhörte erlebt würde, daß eidsgenössisches Blut durch eidsgenössische Hand vergossen würde. — Doch in dem Augenblick floß schon Blut. Denn ein Haufe Züricher hatte sich vorgewagt und war unter den Vorwachten der Schwyzer gewesen. Viele wurden verwundet, eilf Züricher getödtet, die Andern flohen.

Es gelang noch einmal den Eidsgenossen, daß Waffenstillstand wurde, und neues Unterhandeln. Weil aber Zürich beharrte, lieber bei dem römi-

schen König, als bei den Eidsgenossen Recht zu nehmen, ward nichts beendet. Nun waren alle Eidsgenossen zornig gegen Zürich. Zürich rüstete, und Stüßi zog mit mehr denn sechstausend Mann gegen den Ezelberg, wo droben Schwyz und Glarus kampffertig standen, zu denen auch Kriegsvolk aus Uri und Unterwalden stieß.

Da geschah es wunderbar in einer Nacht, daß über die Züricher, welche bei Pfäffikon lagen, plötzlich große Furcht kam, man wußte nicht woher. Und alle flohen in der Nacht mit Entsetzen auf zweiundfünfzig Schiffen über den See zurück nach Zürich. Die Kriegsvölker oben auf dem Ezel stiegen nun herab und verheerten und besetzten das Land am See, und mahnten alle Eidsgenossen, gegen Zürich zu ziehen.

Das brachte die Stadt in Angst und Verwirrung, da sie sich von aller Hilfe verlassen sah, und sie unterhandelte von Neuem und ließ sich den Rechtsspruch der Eidsgenossen gefallen. Nun mußte Zürich nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung an Schwyz und Glarus, Land und Leute zu Pfäffikon, Wollrau, Hurden und andere Orte, Höfe und Rechte abtreten. Also machte ein Kanton Eroberungen von dem andern. Das geschah in demselben Jahr (1440), da Schwyz auf ehrenhaftere Weise durch Kauf von den wohlbegüterten

Herren von Moos das Dorf Merlischachen am Waldstättersee erwarb, und Uri Anlaß gewann, das verlorne Livinerthal wieder zu bekommen. Es war nämlich geschehen, daß einigen Urnern sowohl zu Airolo, als Bellinzona, vertragsmäßige Gerechtigkeit versagt worden war. Darüber ergrimmt, gingen die Urner Banner, wie sie vom Ezelberg wieder zurückkamen, stracks über den Gotthard und besetzten Livinen und Bellinzona ohne Widerstand. Der alte Herzog von Mailand, nicht zum Kriege gerüstet, mußte den Frieden theuer wieder kaufen und ließ dafür Livinen an Uri fahren.

Unterdessen war Herzog Friedrich von Oesterreich, ein Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, Kaiser geworden. Der hatte öffentlich gesagt, er gedenke noch den Schweizern alles Gut seiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Er ließ auch die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforschen.

Solches vernahm der Bürgermeister Stüßi und der Rath von Zürich mit Vergnügen, denn sie waren voller Zorn über die Eidsgenossen. Zürich, der Vorort des Schweizerbundes, hätte er seiner eigenen Kränkung großmüthig vergessen, hätte er jetzt gegen Oesterreichs gefährliche Anschläge mit edelm Muthe warnen können: in wie ehrwürdiger Majestät wäre seine Tugend den nachkommenden Geschlechtern erschienen und allen Eidsgenossen

damals! — Aber Zürich kannte nur die Rache, fühlte nur seine Wunden; ging dem Kaiser nach; schloß heimlich bösen Bund mit ihm und vergaß die Eidsgenossen. Es mangelten große Seelen. Das schnöde Werk ward im Jahr 1442 vollbracht.

Wie es ruchbar wurde, schrien die Eidsgenossen alle gegen den Vorort: er habe den ewigen Bund verletzt. Und sie ritten auf Tagen zusammen und mahnten Zürich, vom österreichischen Bündniß loszulassen. Viel ward darüber eitel hin und her geredet. Zürich jedoch ließ nun nicht vom Kaiser. Dieser schickte seinen Hauptmann, den Thüring von Hallwyl, in die Stadt, die in dessen Hand feierlich den Reichseid schwor, des Kaisers Nutzen zu fördern und dessen Schaden zu wenden. Auf des Hauptmanns Verlangen legten die Züricher auch die weißen Kreuze ab, das Unterscheidungszeichen der Eidsgenossen in allen bisherigen Kriegen, und hefteten dagegen die rothen Kreuze, wie die Oesterreicher trugen, auf ihre Röcke. Andere steckten den kaiserlichen Adler auf und die österreichische Pfauenfeder.

Das schmerzte die Eidsgenossen bitterlich, das trieb den Grimm in die Brust alles Volks. Nun gab es Fluch und Mißhandlung, Todschlag und Mordbrand her und hin. Endlich brach der Krieg sämmtlicher Eidsgenossen gegen Zürich los.

24.

Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede.

(Vom Jahr 1143 bis 1450.)

Doch Zürich fürchtete sich keineswegs, als die Eidsgenossen den Krieg ansagten; denn es hoffte auf des Kaisers mächtige Hilfe. Auch waren schon durch Oesterreichs Aufgebot, nebst Thüring von Hallwyl, gar viele andere Ritter und Kriegsknechte, selbst Wilhelm Markgraf von Baden, der Stadt mit Beistand zugeeilt. Man zählte der Oesterreicher über fünftausend.

Nun hob der Kampf der Schweizer gegen Schweizer an. Bei Pfäffikon und Freienbach am Zürichsee stritten die Schwyzer glückhaft gegen der Züricher doppelt stärkere Zahl; nicht minder Luzern, Uri und Unterwalden auf der Höhe des Hirzel gegen die Züricher in den hohen Schanzen auf dem Berge. Die Bollwerke wurden erstürmt und gebrochen; das kostete viel edles Blut. Ich mag die Dörfer nicht zählen, die am See, und im Zuger- und Schwyzergebiet, und in den freien Aemtern mordbrennerisch in Asche gelegt wurden. Menschenblut färbte alltäglich die Erde und allnächtlich die Feuerflamme den Himmel. Vergebens wehrte sich tapfer die muthige Stadt Bremgar-

ten, weil sie den Theil der Herrschaft, welchen Zürich über sie gehabt, nicht fahren lassen wollte. Bremgartens Schicksal erschreckte Baden, welches lieber unparteisam geblieben wäre. Es öffnete den Eidsgenossen die Pforten. Weder der Thurm von Rümlang, noch die festen Burgen von Grüningen und Regensberg konnten der Wuth der Eidsgenossen widerstehen.

Endlich zogen diese, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, bei fünftausend stark über den Albis; Itel Reding mit ihnen, gegen die Stadt Zürich selbst. Und die Bürger und Oesterreicher, zu Fuß und zu Pferd, stürzten den Kommenden wüthend entgegen, mit ihnen Bürgermeister Stüßi; Alles vor, über den Sihlstrom. Auf den Wiesen, zwischen dem Dorfe Wiedikon und der alterthümlichen Kapelle St. Jakobs, stießen die schlachtlustigen Haufen gegen einander, Tausende gegen Tausende, am 22. Heumonds 1443. Es ward ein erschreckliches Geheul und Morden. Entsetzen kam über die Züricher, welche ohne Ordnung stritten, wie sie ohne Ordnung ausgezogen waren. Nun flohen sie verwirrt über die Sihlbrücke. Da stellte sich Bürgermeister Stüßi, ehrwürdig durch sein graues Haar und durch seinen Heldenmuth, mitten auf die Brücke und schwang die breite Streitaxt und rief: „Haltet, Bürger, haltet!“ — Aber Einer von Zürich schrie ihn an:

„Daß dich Gott's Wunden schänd'; dies Wesen haben wir allein von dir!“ und durchrannte ihn mit dem Spieß. Da fiel der Bürgermeister in seiner Rüstung prasselnd nieder. Ueber seinen Leichnam setzten Feind und Freund hinweg, der Vorstadt zu. Die Pforten der innern Stadt verrammelten die Bürger; draussen ward geplündert von den Siegern. Dieselben zerhieben des Stüßi Leichnam, zerrissen sein Herz mit Zähnen, salbeten mit dem Fett seines Bauches Schuh und Stiefel und warfen die Stücke des Leichnams in die Sihl. Ringsum brannten Häuser und Dörfer. Die Flammen mußten leuchten, während die Sieger auf den Leibern erschlagener Feinde saßen und mit einander zechten.

Dann rückten die Eidsgenossen belagernd vor Rapperswyl, wo in der Burg die Oesterreicher lagen, die Berner eben so vor Lauffenburg. Beide Orte aber hielten fest. Hingegen die Burg von Greifensee, als sie berannt ward, mußte fallen. Sechsundzwanzig Tage lang hatte sie Hans von der Breitenlandenberg, den man den Wildhans hieß, mit wenigen Leuten heldenmüthig behauptet. Das kostete dem Itel Reding und seinen Eidsgenossen viel. Darum waren diese so erbittert, daß sie den Tod des Wildhans und seiner Helden begehrten, als sich dieselben auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. „Alle, Alle,“ schrie das wilde Kriegsvolk,

„müssen sterben, und die Greifenseer dazu!“ — Hauptmann Holzach von Menzingen am Zugerberg schrie: „Eidsgenossen, fürchtet Gott! Schonet unschuldiges Blut! Beflecket die Ehre der Eidsgenossen nicht!“ — Aber Itel Reding, der Landammann, rief: „Dieser Mensch denkt österreichisch! Sie müssen sterben, durchaus, Alle bis auf die Greifenseer.“ Da brüllten ihm die blutgierigen Haufen Beifall. Umsonst flehten Greise, Männer, Väter, Mütter, jammernd um Gnade. Reding winkte. Der Kreis ward geschlossen. Der Scharfrichter von Bern trat herein mit dem Schwert. Muthvoll starb der Wildhans. Nach ihm fiel mehrerer Andern Haupt. Der Scharfrichter hielt inne und sah nach dem Itel Reding, als flehe er um Gnade für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding ergrimmt an und sprach: „Butz und Bentz mit einander! Thust du deines Amtes nicht: so soll's ein Anderer an dir selbst verrichten!“ Nun fielen die Häupter des Felix Ott, des Hans Escher von Zürich und der Uebrigen. Als der Fünfzigste sank, war es schon Nacht. Da ließ Reding Fackeln von brennendem Stroh bringen und leuchten. Als der Sechszigste starb, ging Reding von der schaudernden Menge hinweg.

Nach diesem traten die Eidsgenossen mit zwanzigtausend Mann abermals vor Zürich und bela-

gerten sechszig Tage lang die Stadt (im Sommer 1444). Mannhaft wehrten sich die Züricher. Ihrer anfangs sechszehn, welche sich die Böcke hießen, hatten eine Kriegsgesellschaft zusammengeschworen, und stifteten den Eidsgenossen viel Uebels auf Streifzügen.

Auch der österreichische Adel im Aargau blieb für Zürich nicht müßig. Thomas von Falkenstein, Landgraf im Buchsgau und Sisgau, um den Bernern zu schaden, schickte zwei seiner Leute, die sollten die Stadt Aarau nächtlicherweile anzünden. Als dies mißlang, ritt er mit den Herren von Baldegg durch die Stadt Brugg und sagte: „Wir kommen aus dem Lager vor Zürich und reiten nach Basel, dort den Herren Bischof zu holen, um Frieden schliessen zu helfen.“ — In der zweiten Nacht darauf pochte er wieder ans Stadtthor und rief: „Wir bringen Friede. Hier ist der Herr von Basel. Thut auf!“ und ließ zwei Knechte in der Farbe von Basel neben sich sehen. Als nun der betrogene Wächter die Stadtpforte öffnete, drang der Falkenstein mit vierhundert Reitern herein, plünderte die Stadt, und ließ den Schultheiß Effinger, die Rathsherren und vornehmsten Bürger fangen und zusammensperren. In der Frühe des folgenden Tages wollte er sie alle enthaupten lassen. Doch schon war Geschrei von der That durch's Land gedrungen. Die Bauern erho-

ben sich rings. Falkenstein ließ die Stadt anzünden, die Gefangenen fortführen. Unweit Brugg im Eichwalde sollten sie enthauptet werden. Als aber Hans von Rechberg, einer seiner Frevelgehilfen, für ihr Leben bat, wurden die Gefangenen nach Laufenburg gebracht und heimlich im Thurm auf dem Felsen am Strom verwahrt, daß Niemand wußte, wo sie waren. Aber Bürgi Küffer ließ sich vom Thurm an einem Seil von Bettgewand herab, sprang in den Strudel des Rheinstroms, entkam und entdeckte Alles. Da lößeten die Frauen zu Brugg ihre Männer mit schwerem Geld aus des Feindes Gewalt. — Rächend zerstörten die Solothurner und Berner des Falkensteiners Schloß Gösgen, und Farnsburg berannten sie nebst andern.

Unterdessen war Zürich belagert, in Noth. Der Kaiser, in anderweitigem Krieg, konnte nicht helfen. Er rief den König von Frankreich um Hilfe gegen die Schweizer. Der König von Frankreich hatte zu dieser Zeit das Land voll zuchtlosen Kriegsgesindels; darunter waren viel Engländer und Andere, welche unter Anführung des Grafen von Armagnac gegen ihn gestritten hatten, bis sie besiegt waren. Die ließ der König alle sammeln, gab ihnen Feldherren, und unter Anführung seines eigenen Thronerben, des Dauphins Ludwig, schickte er dreißigtausend Armagnaken gegen die

Eidsgenossen zur Hilfe von Zürich. Die kamen und zogen auf Basel zu, als die Solothurner, mit denen auch Berner, Luzerner und Basler waren, noch belagernd vor der hohen Veste Farnsburg standen. Diese sandten alsbald Eilboten in's Lager von Zürich, Hilfe zu begehren, denn der Armagnaken wären gar viel. — „Sinds doch nur arme Gecken!" sagten die vor Zürich, und schickten einsweilen nur sechshundert Mann zur Verstärkung nach Farnsburg.

Wie man nun hier vernahm, der welsche Feind liege schon unweit Basel auf den Feldern bei Münchenstein, zogen neunhundert von denen, die vor Farnsburg standen, und die sechshundert Neuangekommenen dahin. Am 26. August des Jahres 1444 in der Morgenfrühe fanden sie vor dem Dorfe Prattelen viele Tausend Armagnaken; die trieben sie im mörderischen Kampf in die Schanzen bei Muttenz zurück, und aus den Schanzen in den Strom der nahen Birs.

Von den Thürmen ihrer Stadt sahen die Bürger von Basel die kleine Schweizerschaar dem übermächtigen Feind entgegenrücken. Dreitausend Basler rückten aus, die Schweizer an sich zu ziehen und in die Stadt aufzunehmen; doch konnten sie nicht dazu gelangen. Die Eidsgenossen durchschwammen die Birs, kamen zum jenseitigen Ufer, wo das Geschütz umsonst gegen sie donnerte, und

die ganze Macht des Feindes stand. Sie drangen, gleich Würgengeln, in die unzähligen Schaaren ein. Zwar sie wurden getrennt, aber fochten fort, fünfhundert auf einer freien Au, die übrigen hinter der Gartenmauer des Siechenhauses bei St. Jakob. Grimmig, wie Löwen, kämpften die auf der Au, bis Mann an Mann über den Leichen zahlloser Feinde Leichen wurden; grimmig, wie Löwen, kämpften die hinter der Mauer; dreimal schlugen sie den Sturm zurück; zweimal machten sie selbst den Ausfall; die Mauer stürzte, Siechenhaus und Kapelle brannten. Alle Eidsgenossen starben hier heldenhaft. Neunundneunzig wurden in den Kellergewölben erstickt gefunden. Aber der Feinde lagen mit ihren Rossen von Prattelen bis St. Jakob Tausende neben Tausenden.

Als am Ende der zehnstündigen Schlacht Ritter Burkhard Münch, Herr zu Auenstein und Landskrone, der Eidsgenossen Feind, mit andern Rittern über das Wahlfeld ritt und über die Leichen der Schweizer, sprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Rosen!“ Da rief unter den Todten, sich aufrichtend, Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß diese Rose!“ und zerschmetterte mit einem Steine tödtlich des Burkhards Stirn.

Anderthalbtausend Eidsgenossen waren bei St. Jakob mit unsterblicher Ehre gefallen. Nur zehn Männer von ihnen retteten das Leben durch Flucht.

Die sind im ganzen Schweizerland verschmäht und verstoßen worden, weil sie mit den Helden nicht den schönen Ruhm und den schönen Tod getheilt hatten, wie Schweizer sollen.

Da stand Ludwig, der Dauphin, auf dem Felde der Leichen still und wagte nicht weiter zu gehen. Denn er hörte, die Eidsgenossen hätten die Mauern Zürichs verlassen, ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden. „Auf Ehre, ein härteres Volk ist nie gefunden!“ schrie er: „Ich will sie nicht weiter versuchen!“ — Und er schloß voll Ehrfurcht vor so großer Tapferkeit mit ihnen zu Ensisheim einen Frieden.

Aber der innere Krieg gegen Zürich, Oesterreich und dessen Adel dauerte fort. Basel stand nun herzhaft und offen ebenfalls zu den Eidsgenossen, half im Kampf und vertrieb aus der eigenen Stadt alle Adeliche, welche den Armagnaken Rath und Hilfe geleistet hatten. Es zog darauf mit Bernern und Solothurnern nach Rheinfelden. Die Stadt dachte eidsgenössisch, aber in der Burg auf dem Stein im Rhein lagen noch Hans von Falkenstein, Hallwyl und viele Edle mit den Oesterreichern. Jene entwischten des Nachts; die Burg ward gebrochen. — Auch Rapperswyl litt neue Belagerung; die Stadt war sehr fest. Hans von Rechberg und die Züricher halfen ihr stark. Doch bei Wollrau wur-

den diese von den Schwyzern und Luzernern aufs Haupt geschlagen in heller Winternacht (16. Dezember 1445). Blutiger noch war folgendes Jahres (6. März 1446) die Niederlage der Oesterreicher, als sie, Hans Rechberg der Kriegsheld mit ihnen, sechstausend Mann stark, bei Ragaz in's Schweizerland einbrechen wollten. Eilfhundert Eidsgenossen aus allen Kantonen erfochten den entscheidenden Sieg, der den Frieden herbeiführte.

Der Kaiser, in viel andere Händel verwickelt, haßte diesen Krieg, bei dem er keinen Ruhm erwarb. Zürich und die Eidsgenossen, seit Stüßi gefallen, auch Itel Reding gestorben war, näherten sich einander wieder von selbst. Zwar ward noch hin und her gesengt und gebrennt, aber doch fleißig unterhandelt, bis endlich am 13. Heumonds 1450 durch den Schultheiß von Bern, Heinrich von Bubenberg, der schiedsrichterliche Spruch geschah: „Zürich soll dem Bunde mit Oesterreich entsagen und sein ihm von den Eidsgenossen entrissenes Gebiet wieder empfahn, mit Ausnahme des früher eingebüßten Landstrichs am obern See." — Toggenburg aber überliessen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen, dem Freiherrn von Raron, der es nachher an den Abt von St. Gallen (1469) verkauft hat.

25.

Rheinfelden wird verwüstet; Freiburg savoiisch; der Thurgau zur gemeineidsgenössischen Vogtei.

(Vom Jahre 1450 bis 1468)

Wie die Eidsgenossen noch über den Frieden unterhandelten, begab sich eine unerhörte Gräuelthat. Die schweizerischgesinnte Reichsstadt Rheinfelden, einst an Oesterreich verpfändet, dann wieder an's Reich gebracht, stand unter Basels, Berns und Solothurns Obwacht. Jeder dieser Orte hatte zum Zeugniß dessen nur einen Wachthabenden in der Stadt. Man besorgte nichts Arges. Allein Ritter Wilhelm von Grünenberg, dem zu Gunsten Oesterreich sein Pfandrecht von der zerstörten Burg auf die Stadt übergetragen hatte, wäre gern im Besitz der Stadt gewesen. Er beredete den Hans von Rechberg, sie ihm durch List zu erobern. Auch Thomas von Falkenstein, der Mordbrenner von Aarau, der Urheber der Brugger Mordnacht, war sogleich bereit, ebenfalls Hilfe zu leisten.

Eines Morgens (im Wintermonat 1448) unter dem Gottesdienst landete zu Rheinfelden ein mit Holz beladenes Schiff, das den Rhein herabkam, vor der Stadt; darauf waren einige Män-

ner in langen grauen Röcken, sagten: sie kämen von der gnadenreichen Mutter Gottes von Einsiedeln als Pilgrime; wollten hier zu Mittag speisen. Wie sie aber unterm Thor standen, warfen sie plötzlich die Röcke ab, standen im Panzer da, hieben Wächter und Zöllner nieder; hundert und zwanzig Bewaffnete sprangen unter dem Holze des Schiffes hervor, mordend in die Stadt hinein; von der Landseite, durch's aufgerissene Thor, kam Grünenberg dahergesprengt mit Sechshunderten, die im Hinterhalt gelauert hatten. Was sie in den Gassen fanden, stachen sie nieder; die Häuser plünderten sie aus, schändeten mit allen Gräueln; trieben Männer, Weiber, Kinder fort, die zogen arm und elend nach Basel, wo sie im Spital und in den Herbergen mitleidiges Obdach fanden.

Doch die Baseler thaten noch mehr. Sie rückten mit starken Rächerschaaren aus ihren Thoren, schlugen den Rechberg und Falkenstein bei Hesingen aufs Haupt und brannten dem adelichen Raubgesindel viele Burgen aus. Als aber bald darauf, durch den Friedensschluß, Rheinfelden wieder an das Haus Oesterreich zurückgegeben ward und die Adelichen aus dieser Stadt gehen mußten, nahmen dieselben Räuber alles Hausgeräth mit sich, zerschlugen Fenster, Thüren, Oefen, und liessen die öden Gemauer zurück.

Ein großer Theil des Schweizerlandes war

durch den langen Krieg verwüstet. In den Städten lagen Gewerb und Handel nieder; in den Dörfern der Landbau vernachlässigt. Den Zürichern hatte der eitle Kampf eine Million und siebenzigtausend Gulden gekostet. Sie trieben ihr Geld ein, wo sie ausstehendes hatten. Da Kaiser Siegmund ihnen die Grafschaft Kyburg verpfändet hatte und sie nicht einlösen konnte, gab Oesterreich ihnen, gegen Erlassung der Schuldsumme, die Grafschaft eigenthümlich.

Zwischen Bern und Freiburg war bitterer Haß aus der Kriegszeit geblieben, denn Freiburg hatte sich allezeit österreichisch gegen Bern und die Eidsgenossen bewiesen. Freiburg, nachdem es von den Herzogen von Zähringen, ihren Erbauern, an die Erben von Kyburg gekommen, war durch diese an das Haus Oesterreich verkauft worden. Darum hatte es gern zu Oesterreich gehalten. Und darum half Bern dem Herzog von Savoien, als dieser mit der Stadt in mancherlei Zerwürfniß gerieth und sie bekriegte.

Nach wiederhergestelltem Frieden gab Oesterreich den Freiburgern aber schlechten Lohn der Treue, behandelte sie hart, entsetzte eigenmächtig ihre Schultheißen und Räthe, zahlte empfangene Vorschüsse nicht zurück, und machte den Marschall Thüring von Hallwyl zum Hauptmann der Stadt, der da unmäßige Gewalt übte. Das ent-

fremdete der Bürger Herz. Nun wurden Verschwörungen und Unruhen rege; nun sann das Volk, Oesterreichs Joch abzuschütteln. Deß freute sich Bern, die Umstände zu benutzen, und aus seiner Nachbarschaft Oesterreichs immer furchtbaren Einfluß zu entfernen. Nun kam auch der Herzog von Savoien, und begehrte von der erschöpften Stadt zweihunderttausend Gulden, die sie ihm schuldig war. So übel standen die Sachen, daß Oesterreich selbst wohl einsah, es könne Freiburg nicht länger behaupten, und es unterhandelte daher mit Savoien und ward bald einig mit ihm. Darauf gab Oesterreich dem Marschall von Hallwyl Befehl, Freiburg zu verlassen. Das verdroß den Hallwyl. Er sagte: Herzog Albrecht werde selbst in die Stadt kommen; man solle feierlichen Empfang bereiten, zu ihm alles Silbergeschirr der Bürger schicken, damit er den Herzog zierlich bewirthen könne. Als er aber das Silbergeschirr in Händen hatte, packte er es ein und schickte es heimlich fort. Dann stellte er sich, dem Herzog entgegen zu reiten. Der Schultheiß und viele Rathsherren begleiteten ihn und seine Ritter. Aber eine Stunde vor der Stadt wandte er sich um, gab dem Schultheiß eine Urkunde, worin Herzog Albrecht seinem Recht über die Stadt entsagte, setzte hinzu: „Euer Silbergeschirr ist der Preis eurer Freiheit. Gehabt euch wohl!“ —

Fort sprengte Hallwyl, und die Freiburger ritten verwundert heim.

Nun neue Verwirrung und Unruhe. Das Landvolk war gegen die Stadt. Die Stadt hinwieder fürchtete unter Berns Herrschaft zu fallen. Der Herzog von Savoien verlangte ungestüm von den Bürgern die Zahlung seiner Schuldforderung. Da gerieth der Rath von Freiburg in große Noth, und er begab sich in die Oberherrschaft und den Schutz des Herzogs von Savoien. Am 10. Brachmonat 1452 ward in St. Nikolaus Hauptkirche von Schultheiß, Rath, Sechszig, den Vennern, den Zweihundert und ganzer Gemeinde der Stadt und Landschaft zum Herzog von Savoien geschworen, welcher hinwieder der Stadt und Landschaft uralte Rechte bestätigte.

Unterdessen war im übrigen Schweizerlande auch nach geschlossenem Frieden wenig Ruhe. Das ewige Kriegen hatte das Herz der Leute gar sehr verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als das Feld bauen, oder die Heerden hüten oder Gewerb treiben. War's im Lande still, zog er in's Ausland, dem Schall der Trommeln nach. Da kam Einer und warb für deutschen, ein Anderer kam und warb für welschen Krieg. Die Herren aber und Obrigkeiten dachten immer auf neue Erwerbungen, wollten sich Ruhm und Geld und Namen bei den Fürsten

machen, weil sie sich selbst Fürsten ihrer Unterthanen zu sein dünkten.

Als dies der König von Frankreich sah, that er gar freundlich mit den Eidsgenossen, schloß mit ihnen nachbarlichen Bund (1453), und manche Hundert tapfere Schweizer zogen zu seinen Kriegshändeln. Also that auch der Herzog von Mailand, der den Urnern das Livinenthal auf ewig abtrat, und mit den Eidsgenossen über Durchpaß, Handelsfreiheit, Zölle und gutes Recht einen Vertrag oder ein Kapitulat (1467) schloß. Das waren die ersten Bündnisse der Eidsgenossen mit diesen Nachbarn, auf deren Feldern sie nachher um Lohn so viel theures Blut vergiessen sollten.

Noch aber fehlte es nicht an andern Händeln. Die findet man immer mit Recht und Unrecht. Als die Stadt Straßburg den Zürichern klagte, wie der Raubgraf von Thengen die Straßburger Kaufleute plündere, waren die Banner von Zürich schnell auf zur Rache für ihre Freunde. Die Burgen der Räuber fielen. Zürich nahm Eglisau und Rheinau ein, und behielt als Ersatz seiner Kosten Eglisau und das Kloster zu Rheinau im schweizerischen Schutz (im Jahr 1457). Straßburg lud Zürichs rüstige, tapfere Jugend dafür zur Feier des Sieges- und Freundschaftsfestes ein. Die Jünglinge fuhren zu Schiff die Limmath, Aar und den Rhein hinab gen Straßburg. Früh-

morgens fuhren sie ab; mit sich nahmen sie den eben gekochten Hirsbrei und die noch heißen Brödlein, alles wohl eingewickelt. Und Abends in Straßburg landend brachten sie Alles noch warm zum fröhlichen Gastmahl mit, zu zeigen, wie gar schnell Freunde bei Freunden sein können.

Uebeln Ausgang hatte ein Jahr hernach ein Schützenfest zu Konstanz. Da weigerte sich ein Konstanzer Herr, von einem Luzerner einen Berner-Plappart (29 Plappart machten einen Gulden) anzunehmen, und nannte die Münze der Schweizer verächtlich einen Kuh-Plappart. Erzürnt verließen alle Schweizer das Fest. Bald kamen sie furchtbar wieder aus allen Orten, bei viertausend Eidsgenossen, und verwüsteten die konstanzerischen Güter im Thurgau. Mit großen Summen mußte Konstanz Frieden kaufen. Das hieß der Plappartkrieg.

Wie die Eidsgenossen von Konstanz nach Haus zogen, baten unterwegs dreihundert Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden die Stadt Rapperswyl um Durchpaß und Nachtherberge. Man nahm die müden Männer freundlich auf. Denn die Bürger von Rapperswyl, wie treu sie auch den Herren von Oesterreich gedient, hatten doch von denselben immer viel Mißhandlung ausstehen müssen. Darum waren die Bürger von Rapperswyl den Eidsgenossen gar hold geworden, bewir-

theten sie gastlich, und in derselben Nacht schlossen Rapperswyler und Eidsgenossen ewige Freundschaft, und unbekümmert um Oesterreich trat Rapperswyl mit den drei Waldstätten (1458), später auch mit Glarus (1464), in Schirmbund.

Als dies der Erzherzog Siegmund hörte, hätte er wohl Ursache zum Zorn gehabt. Aber er ward bald in andere Händel vergarnt, welche weit schlimmer waren, und die liessen ihm keine Zeit wider die Eidsgenossen. Ja, der Papst zu Rom selbst haderte mit dem Herzoge um Vielerlei, that denselben in den Bann, und bot die Schweizer auf, sich des noch in Helvetien übrigen österreichischen Gutes zu bemächtigen. Diese, welche wohl wußten, daß nicht nur der Papst, sondern auch der Kaiser wider den Erzherzog sei, standen, Bern ausgenommen, mit ihren Schlachthaufen bald bereit und überzogen den Thurgau, welcher zu den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, mit Vorbehalt seiner Rechtsame und Gerichtsverfassungen, schwören mußte. Diessenhofen vertheidigte sich umsonst für Oesterreich tapfer. Alles Landvolk war für die Schweizer. Von der Zeit an blieben die Eidsgenossen (Appenzell und Bern ausgenommen) in den Rechten Oesterreichs über Thurgau fest. Bern und Schafhausen empfingen Theil an der Schutzgerechtigkeit über Diessenhofen. Der Erzherzog, da er Alles hier verloren sah,

verkaufte auch noch die Stadt Winterthur den Zürichern. So ward der weite, schöne Thurgau im Jahre 1460 Schweizergut.

Um dieselbe Zeit litt Mühlhausen, eine wackere Reichsstadt im Elsaß, große Noth von dem feindseligen, räuberischen Adel umher, und konnte fast nicht mehr widerstehen. Ein Müllermeister hatte seinem Knechte sechs Plapparte vom Lohn abgezogen; der Knecht hatte sich an einen Edelmann um Beistand gewandt; der Edelmann hub Zank mit der Stadt an. Daraus ward Fehde und Krieg. Nun rief Mühlhausen zu den Eidsgenossen um Hilfe. Diese, der Stadt wohlgewogen, zeigten Ernst und Nachdruck für sie. Der Adel aber zog den Herzog Siegmund von Oesterreich für sich ins Spiel. So wüthete bald die Kriegsflamme, nach langen vergeblichen Unterhandlungen, von Neuem, von Schafhausen bis Waldshut und Mühlhausen. Viele Schlösser und Dörfer wurden dort öde, viele Menschen erschlagen. Die Eidsgenossen, überall sieghaft, belagerten zuletzt Waldshut. Bern wollte diese Stadt mit Sturm nehmen und zur Vorfestung der Eidsgenossen gegen Deutschland machen. Nicht also groß dachten die Uebrigen. Ungern schwieg Bern, als es sah, wie die Miteidsgenossen Friedensvermittlung annahmen, gegen Entschädigung ihrer gehabten Kriegskosten. Der Friede zu Waldshut ward

geschlossen, wodurch Mühlhausen und Schafhausen gegen den Adel und Oesterreich sichergestellt wurden. Das geschah im Jahre 1468, in welchem Herzog Siegmund auch den Eidsgenossen feierlich seine Rechte auf Thurgau abgetreten hat.

26.

Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Krieges.

(Vom Jahre 1469 bis 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche selbst um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Diese lebten damals in der ersten und unschuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menschen gehört. Sie waren noch, wie die ersten Eidsgenossen, welche nicht das edle Kleinod der Freiheit für sich wollten, sondern es auch Andern gönnten; nur ihre Unabhängigkeit von Gewalt und Willkühr großer Herren und Fürsten begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene zu erkaufen oder zu erobern verlangten, die von ihnen abhängig sein sollten. Um theures Geld machten sich viele Thä-

ler im Oberbunde und im Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von der Zinsbarkeit ihrer alten Oberherren los; sie thaten es nirgends mit Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die großen Herren gewissenlos den freiern Landleuten und deren wohlerworbenem Recht das abgeschüttelte Joch wieder auflegen wollten: dann stürzte das Volk mit den Waffen in der Faust und mit Löwengrimm in der Brust gegen die Feinde seines Rechts und Glücks, und siegte, gleich den ersten Eidsgenossen. Es liegen viel stolze Herren im Schamserthal (1450) erschlagen und begraben, die einen schwarzen Bund gegen die Enkel Johanns des Chaldars geschworen hatten.

Um wider alle Anfechtungen ihrer Widersacher recht stark zu sein, und in ihrem Innern recht einträchtig zu bleiben, kamen die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zusammen, im Mittelpunkte des Landes (1471). Da gelobten die drei Bünde, ewiglich zusammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu stehen wie ein eigener Leib, und alljährlich ihre eigenen Sachen und Angelegenheiten zu richten und zu schlichten auf einem Bundestag. Der Tag sollte abwechselnd gehalten werden einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal im Oberbund zu Ilanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten

auf dem Bundestage sollten nicht alle Macht haben, zu thun, wie sie wollten, sondern nur das Recht zum Vorschlag; Genehmigung oder Verwerfung stand dem selbherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde ist der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeine besaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehrere Gemeinen zusammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit: darum hieß solch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehrere Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freistaat in Rhätien. Das Volk überall wählte und setzte seine Obrigkeiten selbst und nahm dazu seine rechtschaffensten Männer, zu denen es Vertrauen hatte

Als solches im Bündnerland geschah, die Eintracht zu befestigen, war das Gemeinwesen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht großes Verderben zu leiden. Diese Stadt, einst vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüstigen Handwerkern bevölkert, hatte auch die in der Nachbarschaft angesessenen Gerichts- oder Twingherren zu Bürgern, also daß die Stadt die Rechte dieser Herren auf ihrem Eigenthum in Schirm nahm, die Twingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bür-

ger halfen. Viele solcher vornehmen Geschlechter saßen in der Stadt Rath, und waren dem Gemeinwesen durch Kenntniß, Tapferkeit und Vermögen von jeher ersprießlich gewesen. Durch Beistand derselben hatte die Stadt schon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenossenschaft großes Ansehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben so viel zu gelten, als die vornehmen Geschlechter der Twingherren; diese hingegen sahen mit Stolz auf die Kürschner, Metzger, Pfister und andere ehrbare Handwerker herab, und bildeten sich thöricht auf Herkunft und adeliches Abstammen Großes ein. Das reizte nur die Andern, diese zu demüthigen und herabzusetzen, wo irgend Gelegenheit ward.

Also geschah auch in dieser Zeit wieder, als wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Twingherrschaft Worb große Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfällte Weibel den großen Rath anrief, entzweiten sich darüber die Twingherren, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zusammenhielten und unparteiisches Gericht begehrten, mit den übrigen Bürgern im großen Rath, an deren Spitze Peter Kistler, seines Gewerbs ein Metzger, stand. Aber die Twingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verliessen sie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und gingen

auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Kistler nachmals Schultheiß von Bern ward (1470), freut' es ihn, die Vornehmen zu demüthigen und sie auch im Aeussern den gemeinen Bürgern gleichzustellen. Schultheiß, Räthe und Bürger von Bern erliessen darum eine strenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Als die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, sie sollten die langen Schleppen ihrer Kleider abthun, jammerten sie, und stifteten ihre Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe sei doch des Adels Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, also daß selbst die Eidsgenossenschaft in Sorgen gerieth, und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitsache nicht weiter zu treiben. Er setzte die Befolgung der Kleidersatzung durch, der Adel wurde verbannt und gehorchte; ein löbliches Beispiel vaterländischen Sinns. Später (8. April und 17. Mai 1471) wurden mildere Sittengesetze gegeben, aber strenger gehandhabt. So gewannen die Berner innern Frieden.

Und daran thaten sie gar wohl, denn bald kam die Zeit, daß gesammte Eidsgenossenschaft großer Eintracht bedürftig wurde, wollte sie nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, werden. Dieser war ein prächtiger, Ruhm und Herrschaft liebender Herr, doch ungestüm zornig gegen Alles, was ihm zu widerstehen wagte. Seine Lande

dehnten sich von den Schweizergrenzen jenseits des Jura und des Rheins, zwischen Frankreich und dem Rhein entlang bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen sogar vor Paris den König Ludwig XI. von Frankreich erschreckt. Dieser haßte daher den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte sich auch mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin gewesen, schon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geschenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerstädten fehlen, daß sie ihm gegen den Herzog hülfen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen sprach sie wehmüthig um Beistand an, und selbst in Deutschland der Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich dessen Landvogt Peter von Hagenbach fahrlässig gewesen, wenn durch seine Leute schweizerische Kaufleute auf der Reise durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein sie widerstanden den Bitten des König Ludwigs und seiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die kriegslustige Jugend in den Schweizerstädten nach neuen Heldenthaten dürstete. Auch Oesterreich, Lothringen und andere Herrschaften

auf deutschem Boden hatten sich gegen Burgund vereint.

Also schlossen die Eidsgenossen den französischen Bund (1474) und fielen mit achttausend Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oesterreicher desgleichen mit zehntausend Mann. Zu den Eidsgenossen waren auch Basler, Freiburger, Schafhauser, St. Galler gestoßen. Die Alle hauseten furchtbar, und wer von Grafen und Herren im Waatland burgundisch war, der mußte ihre schwere Hand fühlen, so wie der Herzog von Savoien, der mit Karl dem Kühnen zusammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murten, das mußte ihnen Gehorsam schwören. Weit, längs dem Lemanersee, herrschten die Waffen der Eidsgenossen. Viele Schlösser gingen in den Flammen auf rechts und links. In die Burg von Grandson am Neuenburgersee legten sie Besatzung. Auch die Walliser traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht des feindlich gewordenen Savoiens.

Wie nun die Schweizer im vollen Kampf standen für den französischen König und den Kaiser in Deutschland, wurden sie unvermuthet von beiden verlassen durch schweren Wortbruch. Zuerst machte der Kaiser Frieden mit dem Herzog von Burgund, und zwölf Wochen später schloß der König von Frankreich ebenfalls auf viele Jahre mit ihm Waf-

fenstillstand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizustehen gegen den Herzog; nun gestattete er diesem sogar freien Zug durch sein Gebiet gegen die Eidsgenossen. Denn wider die Eidsgenossen war Karl der Kühne am meisten ergrimmt; die wollte er nun beugen und strafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche die Erbin seines ganzen Landes war; mit dieser und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiser geblendet. Er wußte dem Einen wie dem Andern Hoffnung zu machen, er werde seine Erbtochter dessen Sohne vermählen. Doch war's ihm kein Ernst damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er starkes Kriegsvolk in seinen Landen, und in Frankreich und Italien. Da erschracken allerdings die verrathenen Eidsgenossen, und sandten zwei Gesandtschaften ihm entgegen, Frieden und ausschließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leisten. Er jedoch verschmähte stolz ihr Anerbieten und zog von Besançon herauf über das Juragebirg mit sechszigtausend Mann und großer Macht gegen Grandson, daß sie seine Rache fühlten. Es war im März 1476.

27.

Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahr 1476 bis 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten, mit Hilfe verrätherischer Bürger, erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine verwegene Bernerschaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken, und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle henken lassen. Da entsank Vielen der Muth, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie liessen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Ver-

mittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere Hundert, Andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburgersees, und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festes Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrnen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten: da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schafhausen. „Was ist das für ein Volk?“ schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!“ antwortete der Herr von Stein.

„Weh!“ rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?“ Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stämmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidsgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf ins Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidsgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone

des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück ins Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger-Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Grandson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandte aus Biel, den Städten des Elsaßes, von Basel, St. Gallen und Schafhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur

wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum vierunddreißigtausend Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heer betend auf die Knie. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22. Brachmonats. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl

auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sah Alles verloren, und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfersee. Fünfzehntausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtnersee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt; alle feindliche Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphiren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemüthigten Feinde bittern Krieg, und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch bat er, furchtbarer zu sein, um sechstausend Mann Hilfe von den Schweizern; die sandten ihm achttausend, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegesheld von Murten. Als diese auszogen zum Heere des Renatus, erschien

auch Karl der Kühne schon wieder in neuer Macht, und bestürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit seinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5. Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war muthlos. Der Anführer seines Vorraths, Graf Cola Campobasso, ging sogar, statt anzugreifen, verrätherisch zum Renatus über. Zahlreicher war die Macht des Renatus an Kriegern, und stärker durch Muth, als Karl. So ward dieser bald besiegt, und, als er floh und mit seinem Rosse in einen leicht überfrornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen. Fünfhundert seiner Edeln und Ritter lagen um ihn, Tausende seiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So starb der furchtbare Feind der Eidsgenossen.

Nun bemächtigten sich die Feinde Karls seiner Lande. Die Stände von Hochburgund aber sandten an die Eidsgenossen und baten um Frieden, ja sie wünschten sich mit dem Bunde der Schweizer zu vereinigen. Bern, staatsklug und großsinnig, sprach für ihre Aufnahme in den Bund: „Hier ist gegen Frankreich fortan eine starke Vormauer am Jura und den Vogesen für uns Eidsgenossen!“ — Aber die andern, zumal die kleinern Kantone, widerredeten. Sie fürchteten durch solche Ausdehnung des Bundes zu sehr in fremde

Kriege verwickelt, oder, neben der Größe so vieler andern Kantone, unscheinbar gering zu werden. Also mußten die Burgunder ihren Frieden nur mit hundert- und fünfzigtausend Gulden von den Eidsgenossen kaufen. Erzherzog Maximilian von Oesterreich aber bekam Hochburgund im Frieden mit der Hand Maria's, der Tochter Karls des Kühnen. Und Oesterreich schloß mit Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn, zu gegenseitigem Schutze und ewigem Frieden, einen Erbverein, dem bald auch Unterwalden, Schwyz, Zug und Glarus beitraten. In diesem Verein that Oesterreich Verzicht auf Alles, was die Eidsgenossen je dem Hause Habsburg entrissen hatten, und beide Theile gelobten sich Beistand gegenseitig in der Noth.

Auch mit dem König von Frankreich ward Bund gemacht, und ihm Werbung bei den Schweizern für seine Kriegsheere gestattet. Dafür streute er viel Geld und Geschenke und Jahrgehalte in der Schweiz aus. Da warben die Landvögte, Junker und Rathsherren rüstige Mannschaft für den König, und bereicherten sich als Hauptleute und Obersten von seinen Gaben und seinem Solde, und dafür verspritzten sie in fremden Landen edles Schweizerblut.

Es war aber zu dieser Zeit im Schweizerland viel müßiges Volk, hatte im Kriege Zucht, Sitte

und Arbeitsamkeit verlernt, und wollte lieber raufen und rauben. Viele liefen auf eigene Gefahr zur Reise in auswärtige Kriege, und dieses Reislaufens ward kein Ende. Viele legten sich auf unnütze Händel und Räubereien im Vaterlande. Andere trieben andern Unfug. In Zug sprachen sie beim Wein und Spiel zur Fastnachtszeit von der ungleich getheilten Burgunderbeute, und daß die großen Hanse zu Bern und Freiburg wohl das Beste für sich behalten hätten. Und sie schworen zusammen, auszuziehen und Rechenschaft zu fordern, und hießen sich die Bande vom tollen Leben. Mit Lust und Lachen, Alle bewaffnet, zogen sie durch Städte und Länder der Schweiz, und überall ihnen frohe Jugend zu, um die aus dem Burgunderkriege noch vernachlässigte Brandschatzung von Genf zu holen. Sie thaten Niemandem Leids, zahlten, was sie verzehrten. In Bern waren sie siebenhundert, in Freiburg zweitausend stark. Solche Unordnung verursachte Furcht. Die Obrigkeiten mahnten ihre Unterthanen ab, sich nicht mit unerlaubten Bewaffnungen zu vereinigen. Es wurden Tagsatzungen gehalten. Man besänftigte die Jünglinge der tollen Bande mit freundlichen Worten; doch wurden sie nicht eher zur friedlichen Heimkehr vermocht, bis Genf und Lausanne die Summen der rückständi-

gen Brandschatzungen gegeben. Da gingen Alle auseinander.

Bern schloß um dieselbe Zeit auch Frieden und Bund mit Savoien, gab diesem das verpfändet gewesene Waatland zurück, und behielt nur Aelen; aber bewirkte dagegen, daß Freiburg wieder, als freie Stadt des römischen Reichs, von Savoien (23. August 1447) unabhängig erklärt ward. Denn Bern wollte einen solchen Waffenplatz Savoiens nicht so nahe dulden. Freiburg übernahm dafür, zum Lösegeld seiner Freiheit, einen großen Theil der savoiischen Landschuld.

28.

Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich.

(Vom Jahr 1478 bis 1489.)

Weit nun, in Thälern und Bergen, in Städten und Ländern der Eidsgenossen, lebte das Volk voll kriegerischen Trotzes. Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht seine Schätze, in der zweiten sein Heer, in der dritten das Leben verlieren müssen, fürchtete der Schweizermann Niemanden mehr. Drum ward des Kriegens kein Ende.

Eines Tages hatten mailändische Unterthanen Bauholz in einem Walde der Liviner gefällt. Sogleich liefen junge Leute aus Uri über den Gotthard und beraubten und mißhandelten dafür die Unterthanen von Mailand in benachbarten Dörfern. Uri, statt diese junge Mannschaft zu strafen, nahm sie in Schutz, kündete den Mailändern Krieg an, und bot die Eidsgenossen auf zum Beistand. Die Eidsgenossen sahen der Urner Unrecht, wollten vermitteln, aber auch die Urner in der Noth nicht fallen lassen. Also schickten sie Kriegsvolk auf den Augenblick in der Noth.

Als der Herzog von Mailand solches sah, sandte er den Graf Borelli mit starker Macht am Tessin herauf. Beim Dorf Giornico lag der Vortrab der Schweizer; es waren nur sechshundert Urner, Luzerner, Schwyzer und Züricher; die andern Eidsgenossen, ihrer gegen zehntausend, waren noch weit zurück. Borelli wollte mit seiner auserlesensten Mannschaft auf Giornico. Es war aber mitten im Winter. Die Schweizer leiteten das Wasser des Tessin vor sich über die Wiesen, daß er zur Eisdecke fror; dann legten sie Fußeisen an. Wie die Mailänder furchtsam über die schlüpfrige Eisfläche heraufkamen, stürmten festes Fußes die Schweizer gegen sie her (28. Christmonds 1478). Da hatten die Wenigen leichtes Spiel gegen die Menge, welche nicht auf den

Beinen sicher standen. Frischhans Theilig, der Luzerner Hauptmann, ward mit seinem guten Schwert der Todesengel der Mailänder. Diese flohen mit Entsetzen, Fünfzehntausend vor Sechshunderten. Ihr Blut färbte den Schnee bis Bellinzona roth; über anderthalb Tausende wurden erschlagen. Diese fast unglaubliche Kriegsthat machte den Namen der Schweizer durch ganz Italien berühmt. Mailand erkaufte den Frieden, zahlte Entschädigungen, und anerkannte, daß Livinen nebst dem Thal Brugiasco als ewiges Lehen bei Uri bleiben solle, gegen jährliche Entrichtung einer dreipfündigen Wachskerze an den Dom von Mailand.

In den meisten Kriegen, besonders gegen Burgund, hatten die Städte Solothurn und Freiburg sich wacker für die Eidsgenossen geschlagen. Darum bemühte sich Bern, diese Städte in den Bund der Eidsgenossen zu bringen. Die freien Landleute hingegen in Uri, Schwyz und Unterwalden waren sehr dawider. Sie fürchteten, die Städte, denen sie in feiner Bildung und Kenntniß nachstanden, und die nur immer auf Vermehrung ihrer Gebiete und Unterthanen dachten, würden am Ende Meister sein, und den ganzen Bund nach ihrem Willen und Vortheil lenken. Wegen dieser Eifersucht und Furcht wollten sie die Zahl der Herrscherstädte nicht im Bunde

vermehrt sehen. Die Städte hinwieder hatten ganz andern Argwohn gegen die freien Länder. Gleich nach den Unordnungen der Bande vom tollen Leben hatten Zürich, Bern und Luzern unter sich und mit Solothurn und Freiburg, einander zum Beistand, Bürgerrecht errichtet, weil sie besorgten, die freien Landleute der kleinen Kantone möchten damit umgehen, Freiheit auf alle Schweizer zu bringen, und die Unterthanen der Städte zu verführen, früher oder später die Botmäßigkeit der Stadtbürger zu verwerfen und Landsgemeindregierung zu stiften. Das wollten die Stadtbürger nicht. Sie hatten ihre Unterthanen erobert oder erkauft, und wollten ihrer Rechte sicher bleiben.

So erwuchs gegenseitiges Mißtrauen unter den Eidsgenossen. Ein Zufall bestätigte den Argwohn der Städte. Zu Escholzmatt im Luzernischen Amt Entlibuch saß Peter Am Stalden, ein tapferer Kriegsmann, oft mit seinen Vettern, dem Altlandammann Heinrich Bürgler von Obwalden und dessen Schwager Kühnegger, beim Glase Weins, wenn sie ihn besuchten, und sprachen von der Freiheit. Die Obwaldner munterten den Peter auf, der ohnedem mit dem Landvogt im Entlibuch und den Herren in Luzern nicht zufrieden war, am St. Leodegardsfest einen kecken Streich in der Stadt zu wagen. Obwaldner

sollten auch zum Fest kommen und helfen, Schultheiß, Rath und Hundert in die andere Welt wandern, Thürme und Ringmauern abgerissen, Luzern ein schönes Dorf, Entlibuch ein freier Stand werden. So sprachen sie. Die Luzerner erfuhren davon, weil sich Peter durch unbesonnene Ausdrücke verrathen hatte. Er ward gefänglich eingezogen; er mußte Alles bekennen und ward zur Strafe enthauptet.

Das geschah zu derselben Zeit, als sämmtliche Eidsgenossen, mit ihnen auch Boten von St. Gallen und Appenzell, Solothurn und Freiburg, zu Stanz im Nidwaldner Land eine Tagsatzung hielten. Da brach nun zwischen allen Kantonen der Argwohn und Groll laut aus um die Theilung der Burgunder-Beute, um die Aufnahme der beiden Städte in die Eidsgenossenschaft und um vieles Andere. Die drei Ur-Kantone stießen so schreckliche Drohungen gegen die Städte aus, und Luzern und die Städte wurden so ergrimmt wider die drei Länder, daß Freiburger und Solothurner freiwillig und bescheiden von ihrem Wunsche zurücktraten und im ganzen Land schon Rede ging, man werde zu den Schwertern greifen, man werde die ganze Eidsgenossenschaft auflösen müssen.

Solches hörte auch der Stanzer Pfarrer Heinrich Imgrund, ein aufrichtiger Eidsgenoß, und erschrack von Herzen. Er nahm den Wander-

stab und eilte in die Wildniß an dem Ranfttobel, um dem frommen Bruder Niklaus Löwenbrugger das Unglück zu verkünden. Dieser fromme Mann, welcher von der Flue bei Saxeln in Obwalden, wo er sein Heimwesen hatte, auch Von der Flue genannt ward, hatte in der Einsamkeit seiner Wildniß schon manches Jahr im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt. Im ganzen Lande wurde er wegen seiner Andacht verehrt. Man sagte von ihm, daß er ohne Nahrung und Speise seit vielen Jahre lebe, ausgenommen daß er allmonatlich das heilige Abendmahl genösse. In enger Zelle schlief er auf harten Brettern; ein Stein war sein Kopfkissen. Seine Frau, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter gezeugt hatte, wohnte droben am Berg auf dem Gute. Er war ehemals im Thurgauer Krieg ein tapferer und menschenfreundlicher Kriegsmann gewesen.

Wie er nun durch den Pfarrer von Stanz die Zwietracht der Eidsgenossen erfahren hatte, verließ er seine Einsiedelei und ging nach Stanz und trat in den Saal der versammelten Tagherren. Alle standen von ihren Sitzen auf, als sie die Erscheinung des hochehrwürdigen Greises, in hagerer Gestalt, jedoch jugendlicher Kraft, sahen. Er aber sprach zu ihnen mit der Würde eines göttlichen Boten, und mahnete sie im Namen des

Gottes, der ihnen und ihren Vätern so viele Siege gegeben, zu Frieden und Eintracht. „Ihr seid stark worden," sprach er, „durch Macht eurer vereinten Arme; nun wollet ihr sie trennen, schnöder Beute willen? Fern sei, daß solches die umliegenden Lande von euch vernehmen! Ihr Städte, bestehet nicht auf die Bürgerrechte, die den alten Eidsgenossen schmerzlich sind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben euch gekämpft haben; nehmet sie in den Bund! — Eidsgenossen, aber erweitert den Zaun nicht zu sehr, der euch umschließt. Meidet ausländische Händel! Hütet euch vor aller Parteiung! Fern von euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme!"

Dies und Anderes sprach Niklaus von der Flue, und alle Herzen wurden von den Worten des hohen Einsiedlers erschüttert und also bewegt, daß in einer einzigen Stunde Alles verglichen wurde. An demselben Tage sind Solothurn und Freiburg in den ewigen Bund der Eidsgenossen eingetreten. Es geschah am Sonnabend, den 22 Christmonds 1481. Und in dem abgeschlossenen Stanzer-Verkommniß wurden die alten Bünde und die Gesetze des Pfaffen- und Sempacherbriefs bestätigt, desgleichen der Vorschlag des frommen Niklaus, das im Krieg Eroberte nach den Orten, das Erbeutete aber nach

der Mannschaft zu vertheilen. Auch ward beschlossen, ohne Willen und Erlaubniß seiner Herren und Obern solle Niemand Gemeinden versammeln und gefährliche Anträge machen. Wenn aber die Angehörigen eines Standes ihren Obrigkeiten widerwärtig werden wollten, sollten alle Stände helfen, die Unzufriedenen wiederum ihren Herren gehorsam zu machen.

Dies gethan, ging der Einsiedler in seine Wildniß, jeder Gesandte in seinen Kanton zurück. Freude ward aller Orten. Von allen Kirchthürmen ertönte feierliches Geläute der Glocken in den großen Jubel, von den Alpen herab bis zum Jura.

Aber, mit hergestellter Eintracht in Stanz, kehrte nicht die alte Zucht und Sitte der Eidsgenossen zurück. In den Städten nahm Habsucht und Vornehmthuerei der bürgerlichen Obrigkeiten, in den Aemtern Bestechlichkeit, in den Gemeinden rohes Wesen, beim Pöbel Ausschweifung und Raublust zu. Das Gesetz war oft nur ein trüglich Netz, durch welches der Reiche bequemlich ging, der Arme sich fing. Und die Gerechtigkeit, wenn sie zu lange geschlummert hatte, erwachte nicht selten zum blutdürstigen Zorn. Nur im Jahre 1480 wurden binnen drei Monaten bei fünfzehnhundert Mörder und Räuber in der Schweiz von den Gerichten verurtheilt. Denn auf dem Tag

zu Baden war beschlossen: Wer so viel stiehlt, als ein Strick werth, soll ohne Gnade hangen. Des Reislaufens in fremde Kriege war kein Ende. Da zogen oft bei hundert und tausend junge Leute, mit Spielleuten an ihrer Spitze, fort über den Rhein und über die Berge, um den Fahnen der Könige zu folgen und Beute zu machen, oder den Tod zu finden. Auch an Kriegshändeln ringsum fehlte es nicht. In einem einzigen Jahre (1487) wurden auf der italienischen Seite vier Kriege geführt, von den Bündnern gegen Mailand, von ihnen und Eidsgenossen bei Roveredo gegen Venedig, von den Wallisern gegen Mailand, von den Bernern und Andern der westlichen Schweiz für den Herzog von Savoien gegen die Piemonteser bei Saluzzo.

Auch an innern Zerwürfnissen und Aufrühren fehlte es nicht. Die adelichen Herren und die Priester in Zürich, welche den klugen und tapfern Hans Waldmann, Bürgermeister dieser Stadt, auf den Tod haßten, weil er sie einzuschränken suchte, wiegelten durch allerlei Reden Bürger und Landvolk gegen ihn auf, hießen ihn einen Tirannen, der eigenmächtige Satzungen mache und die alten Rechte verletze. Es war Hans Waldmann eines Landmanns Sohn von Blikestorf, im Lande Zug, als Gerber gen Zürich gekommen, durch großen Verstand und tapfern Sinn erhöht,

als Siegesheld bei Murten und Nancy berühmt und bei Eidsgenossen und Fürsten hoch geworden. Aber die Eidsgenossen hatten gegen ihn, daß er mit Oesterreich und Mailand zusammenhielt, und die Züricher, daß er aus Leidenschaft und Stolz seine Gewalt mißbrauchte. Das ließ sich der Bürgermeister nicht anfechten; und wehe dem, der wider ihn handelte oder redete. Als Frischhans Theilig von Luzern, der Kriegsheld von Giornico, welcher Waldmanns Parteilichkeit für Mailand oft getadelt hatte, eines Tages mit Tuchwaaren nach Zürich kam, ließ ihn Waldmann fangen und enthaupten, wie sehr auch Luzern für das Leben des Helden gebeten hatte.

Solcher Uebermuth brachte diesem an großen Gaben reichen Mann allgemeinen Haß und endlich Untergang. Denn seine Feinde benutzten wider ihn die Unruhen des Landvolks am Zürichsee, als zuerst die Gemeinden Meila und Herrliberg aufstanden, und bald mehrere Dörfer am See, welche sich über die Härte der Gesetze beklagten und vielerlei Beschwerden führten. Die Landleute vom See traten mit den Waffen vor die Mauern Zürichs und riefen: „Bedenkt, ihr Herren, was ihr nach dem Zürcher-Krieg in der Wasserkirche versprochen, uns nichts Neues aufzulegen!“ — Es kamen auch die Boten der Eidsgenossen und vermittelten, daß neuerdings erklärt ward, die

Klagen der Gemeinden sollten untersucht und die Leute befriedigt werden. Aber Waldmann, welcher glaubte, es sei der Stadt Zürich durch solche Erklärung an Ehren weh gethan, ließ durch den Stadtschreiber den Spruch abändern, als hätten die Bauern nur vermeinte Klagen geführt, als hätten sie demüthig und um Gotteswillen Vergebung ihres Unrechts gebeten, und nur so viel erhalten, daß ihre Beschwerden bei erster Gelegenheit sollten geprüft werden.

Da nun die Verfälschung des Abschiedes kund ward, geschah neuer Auflauf gegen die Stadt, und in der Stadt ward Unruhe, daß der Bürgermeister nicht mehr ohne Panzer ausging und auf dem Rathhause schlief. Wehe aber der Obrigkeit, die sich mit andern Waffen, als mit der Liebe des Volks schützen will! Der Bürgermeister und Ritter Waldmann wurde im Aufruhr mit seinen Anhängern ergriffen, in den Wellenberg geführt, gefoltert und enthauptet (den 6. April 1489). — Wohl hatte Waldmann viel gefehlt, doch der wüthende Parteigrimm gegen ihn nicht minder.

An dem Tage seines Todes traten von Zürich Obrigkeit und Unterthanen, als gleiche Parteien, vor die richtenden Eidsgenossen, und diese bewirkten einen ewigen Vertrag zwischen beiden, welcher genannt ward der Waldmannsche Spruch. Darin ward den Landleuten geboten, Bürger-

meistern und Räthen und dem großen Rath der Stadt Zürich Treue, Wahrheit und Gehorsam zu halten, ihnen aber gestattet, ihre Waaren zu Markt zu führen, wohin sie wollten; hinzuziehen, wohin ihnen gefalle; Handwerke in den Dörfern zu treiben; Reben einzulegen und die Güter zu bewerben nach bestem Gewissen; sich in den Seegemeinden einen Untervogt selbst zu wählen; und viele andere Rechte mehr wurden ihnen gestattet. Wenn aber die in der Stadt die Ihrigen am Zürichsee mit böser Gewalt übersetzen wollten, dann sollten zwei oder drei Kirchhörinen sich zusammenfügen und bereden, und von jeder Kirchhöri sollten zehn oder zwanzig Ausgeschossene vor die Eidsgenossen gen Zürich gehen, und ihre Klage anbringen, daß dieselbe abgestellt werde.

Dieser Spruchbrief wurde am 9. Mai 1489 von den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, als Schiedsrichtern und Gewährleistern, untersiegelt.

29.

Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte bildet sich.

(Vom Jahre 1490 bis 1500)

Wenn im Lande einmal Partei mehr, als Wahrheit, wenn Gewalt mehr, als Recht gilt,

dann wenden Freiheit und Frieden den Rücken. Das erfuhr Zürich nach der Hinrichtung des Hans Waldmann. Denn die Stadt verlor durch den Waldmannschen Spruch bei ihren Unterthanen sehr viel vom alten Ansehen, und gewann daraus noch manches Hundert Jahre nachher Verdruß. Die Feinde Waldmanns, nun sie im Rath saßen, und seine Güter einzogen und verschwendeten, und seine Anhänger verfolgten, hauseten böser und ungerechter, als er selbst. Gesetzlosigkeit währte lange im Lande. Man hieß diese Regierung den hörnernen Rath; Waldmanns Regierung stand dagegen noch silbern.

Auch in St. Gallen war zur selben Zeit zwischen der Stadt und dem Abte die böse Zwietracht wieder los. Als dieser zu Rorschach auf eigenem Grund und Boden ein neues Kloster bauen wollte, wurden darüber die Bürger St. Gallens ergrimmt. Rüstig traten ihnen die Appenzeller bei, nie des Abtes Freunde; selbst die Gotteshausleute wandten sich auf die Seite der Bürger. Das Kloster ward geschleift. Da schrie der Abt zu den vier Schirmorten seines Gotteshauses um Hilfe, und es kamen Zürich und Luzern und Schwyz und Glarus, und stifteten Ruhe durch Waffengewalt (1490). Das kostete den St. Gallern viel Geld, und Appenzell verlor, für Kriegskosten, das Rheinthal und einen Theil der

Herrschaft Sax, welches die Schirmorte behielten, und an dessen Regierung sie nachher auch die Urner, Unterwaldner und Zuger, erst später wieder Appenzell (1501), dann auch zuletzt (1712) Bern Theil nehmen liessen. Solche Eroberungen der Eidsgenossen über Eidsgenossen machten böses Blut.

Zum Glück kam wieder von aussen Gefahr und Noth. Das vereinte Alle von neuem, und solches war heilsam.

In Deutschland nämlich war Maximilian I. von Oesterreich Kaiser. Er hatte von Frankreich die niederburgundische Grafschaft empfangen, und, um sie sicherer zu bewahren, dem deutschen Reiche einverleibt, als einen eigenen Kreis. Einen solchen deutschen Reichskreis wollte er auch aus dem Schweizerland machen. Aber das verbaten sich die Eidsgenossen, und sie blieben lieber, wie bisher, für sich In Schwaben hatten die dortigen Stände mit einander einen Bund zur Abschaffung aller kleinen Kriege und Fehden unter sich gemacht. Das gefiel dem staatsklugen Kaiser; er stellte sich selbst als Mitglied an die Spitze dieses Bundes, weil er ihn dann auch zur Verstärkung seiner österreichischen Hausmacht gebrauchen und leiten konnte. Er verlangte, die Eidsgenossen sollten dem Schwabenbund ebenfalls beitreten. Das verbaten sich abermals die Schweizer, denn sie blieben lieber, wie bisher, für sich.

Nun ward der Kaiser zornig, und zu Insbruck sagte er zu den Gesandten der Eidsgenossen: „Ihr seid ungehorsame Glieder des Reichs; ich werd' euch wohl selbst einmal mit dem Schwert heimsuchen müssen!“ Die Gesandten antworteten und sprachen: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät ehrfurchtvoll, uns mit solchem Besuch zu verschonen, sintemal unsere Schweizermannen grob sind und selbst der Kronen nicht achten!“

Den Schwabenbund verdroß die Keckheit der Eidsgenossen nicht minder. An den Grenzen gab's darum viel Neckerei und Rauferei zwischen den Leuten hin und her, also, daß sich die Stadt Konstanz zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Schwabenbundes begab. Denn eines Tages wollte aus dem Thurgau ein ganzer Haufe rüstiger Männer, aufgewiegelt vom Urner Landvogt daselbst, die Stadt, wegen ihres Trotzens gegen die Schweizer, überfallen und züchtigen.

Mit den Bündnern hielten die Oesterreicher auch üble Nachbarschaft; da waren zwischen Tyrol und Engadin immer Händel und Zwiste wegen Marchen Rechten und Zöllen. Einmal sogar waren die Tyroler bewaffnet ins Engadinerthal hereingezogen (im J. 1476), aber mit blutigem Haupte durch die Schlucht von Finstermünz in ihr Land zurückgejagt worden. — Nun kam neuer Stoff zum Streit hinzu. Nämlich nach der Theilung der

Toggenburger Erbschaft waren die Rechte Toggenburgs in dem Zehn-Gerichten-Bund den Grafen von Mätsch, Sax und Montfort zugefallen, und nachher kaufsweise (1478 und 1489) an das Erzhaus Oesterreich gelangt. Daraus ward vieler Unfriede.

Weil nun also die Bündner mit den Eidsgenossen einerlei Furcht vor Kaiser Maximilians Gewalt und Willen hatten, errichteten der graue Bund (im Jahre 1497) und der des Gotteshauses (1498) Freundschafts- und Schutzbündniß mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Zehn-Gerichten-Bund, aus Furcht vor Oesterreich, wagte aber noch nicht, beizutreten.

Nun hielt der Kaiser seinen Grimm nicht länger zurück. Und wiewohl er schon schweren Krieg in den Niederlanden auf sich hatte, stellte er doch neue Macht ins Tyrol, und die Schaaren des Schwabenbundes rückten heran, und umspannten das Schweizerland vom Engpaß der Bündner beim Luziensteig, durch welchen man aus dem rhätischen Gebirg nach Deutschland gelangt, längs Bodensee und Rhein bis Basel.

Also geriethen die Schweiz und Rhätien in große Gefahr des Untergangs. Doch brachen die Bündner muthig auf für ihre Freiheit; nun auf

alle Eidsgenossen. Sarganser auch und Appenzeller eilten zum Schollenberg; Walliser, Baseler und Schafhauser flohen mit ihren Bannern heran, dem Feind ins Angesicht. Keiner blieb daheim.

Es war im Hornung des Jahres 1499, als der Kampf anhob. Denn achttausend Kaiserliche drangen ins bündensche Münsterthal und Engadin; mit Tausenden bemächtigte sich Ludwig von Brandis, des Kaisers Feldherr, unversehens des Luziensteigs und, durch Verrätherei von vier Bürgern, des Städtleins Maienfeld. Die Bündner aber erstürmten den Luziensteig wieder; achthundert Schwaben fanden hier den Tod, die andern flohen bis Balzers. Da setzten die Eidsgenossen bei Azmoos über den Rhein und siegten mit den Bündnern bei Treisen herrlich im Treffen. — Mit zehntausend Streitern stand der schwäbische Adel zu St. Johann, zu Höchst und Hard, zwischen Bregenz und Fußach. Achttausend Eidsgenossen erschlugen da fast die Hälfte seines Kriegsvolks, und drangen hinauf in die Bregenzer Wälder und brandschatzten das Land. — Zehntausend andere Eidsgenossen durchzogen verheerend den Hegau, und brannten, binnen acht Tagen, zwanzig Dörfer, Flecken und Schlösser nieder. Nun folgten rasch Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen.

Zwar war den Feinden, von Konstanz aus, gelungen, die eidsgenössische Besatzung von Ermatingen im Schlaf zu überfallen und dreiundsiebenzig wehrlose Männer in den Betten zu ermorden. Aber blutig büßten sie im Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer achtzehntausend, von nur zweitausend Eidsgenossen überwunden, flohen, daß ihnen die Stadtthore von Konstanz zu eng wurden in der Flucht, und sie mehr ihrer Todten zählten, als ihnen Schweizer entgegen gestanden waren. — Ein Heerhaufe der Eidsgenossen am Oberrhein drang in den Wallgau, wo die Feinde bei Frastenz verschanzt standen und, vierzehntausend stark, die Tapferkeit der Schweizer nicht mehr fürchteten. Als aber Heinrich Wolleb, der Held von Uri, mit zweitausend Tapfern über den Langengasterberg die starke Stellung umgangen hatte, da ward sein Heldentod der Siegesruf für die Eidsgenossen. Diese stürzten unter dem Donner des Geschützes in die Reihen Oesterreichs ein und furchtbar trafen ihre Streiche. Dreitausend Leichen bedeckten die Wahlstatt von Frastenz. Was von den Oesterreichern lebte, entrann durch Wald und Wasser mit Entsetzen. Denn damals stritt jeder Schweizer, als hinge an seiner Faust allein der Sieg; für Schweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudiges Antlitzes in Noth und Tod und zählte die Menge des Feindes nicht.

Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl mehr als Einer, der, wie, Hans Wala, der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit dreißig Reitern aufnahm.

Aber auch die Graubündner fochten mit nicht geringerm Ruhme. Davon zeuget die Malserhaide im Tyrol, wo unter Oesterreichs Bannern fünfzehntausend hinter Bollwerken standen, und nur achttausend Bündner gegen sie rannten. Die Bollwerke wurden umgangen, die Schanzen erstürmt. Dort stand Benedikt Fontana zuerst auf der Wallmauer des Feindes. Er hatte Bahn gebrochen. Mit der Linken verhielt er die weite Wunde, aus der sein Eingeweide sank, mit der Rechten focht er, und rief: „Nur wacker dran, o ihr Bundsgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; ist's doch nur um einen Mann zu thun. Heut möget ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet ihr sieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch!" So rief Fontana und starb. Die Malserhaide ward von den Todten der Oesterreicher voll. Bei fünftausend kamen um. Die Bündner zählten ihrer Erschlagenen nur zweihundert, ihrer Verwundeten siebenhundert.

Als Kaiser Maximilian in den Niederlanden von so viel verlornen Schlachten der Seinigen hörte, kam er und schalt seine Feldherren, und sprach zu den Fürsten des deutschen Reichs: „Sen-

det mir Hilfe gegen die Schweizer, die sogar gewagt, das Reich anzugreifen. Denn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Untreue und Haß deutscher Nation ist, haben sogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt.“

Die Fürsten des Reichs aber zauderten, Hilfe zu senden; und mit Schrecken mußte der Kaiser vernehmen, wie sein Kriegsheer, das er zur Unterdrückung Bündens über die Gebirge Engadins ausgesandt hatte, dort mitten im Sommer von Schneelauinen und vom Hunger und von Felsenstücken, welche die Bündner heruntergelassen, zerstört worden sei; dann, wie auf der waldigen Höhe des Bruderholzes, ohnweit Basel, tausend Schweizer mehr denn viertausend ihrer Feinde geschlagen, und bald darauf in denselben Gegenden, bei Dornach, sechstausend Eidsgenossen gegen fünfzehntausend Oesterreicher obgesiegt, und denselben dreitausend Mann sammt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürstenberg erlegt hätten. Da ging der Kaiser in sich, gegen welchen binnen acht Monaten die Schweizer achtmal in acht Feldschlachten den Sieg gewonnen hatten Und er beschloß den Krieg zu enden, in welchem schon mehr denn zwanzigtausend Menschen umgekommen,

bei zweitausend Dörfer, Flecken, Schlösser und Städte verwüstet waren.

Es wurde der Friede vermittelt und geschlossen den 22. Herbstmonat 1499 in der Stadt Basel. Der Kaiser bestätigte den Eidsgenossen ihre frühern Rechte und Eroberungen, und gab ihnen dazu noch das Landgericht über den Thurgau, welches bisher mit dem Blutbann und andern hohen Gerechtsamen ein Eigenthum der Stadt Konstanz gewesen war. Und fortan dachten die Kaiser nimmer daran, die Eidsgenossenschaft auflösen und sie an das deutsche Reich bringen zu wollen. Bei Frastenz, in der Malserhaide und bei Dornach liegen die Grundsteine schweizerischer Unabhängigkeit von fremden Mächten.

Dankbar erkannten die eidsgenössischen Orte, was Basel, was Schafhausen Herrliches in diesen Heldentagen für gesammte Eidsgenossenschaft geleistet hatten, und wie das streitbare Appenzell nirgends zurückgeblieben war, wo es Ruhm und Freiheit gegolten hatte. Darum wurde Basel (9. Brachm. 1501), darum das aufblühende Schafhausen (9. August 1501) in den ewigen Schweizerbund aufgenommen, und endlich auch das mit den meisten eidsgenössischen Orten schon ewig verbundene Appenzell (im Jahre 1513) als Mitstand gesammter Eidsgenossen anerkannt.

Also war nun im zweihundert und fünften

Jahr nach der That des Wilhelm Tell die **Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte** vollendet. Aber **Wallis** und **Bünden** wurden als der Eidsgenossenschaft **zugewandte Orte** betrachtet, auch **St. Gallen, Mühlhausen, Rothweil** in Schwaben und andere Städte: alles freie Orte, keinem Fürsten unterthan, den Schweizern im Schutzbund verwandt.

30.

Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie dafür Veltlin und die italienischen Vogteien erwarben.

(Vom Jahr 1500 bis 1525.)

Die dreizehn Orte schweizerischer Eidsgenossenschaft waren aber zu jener Zeit noch nicht, wie heutiges Tages, einander gleich in Rechten des Bundes, noch unmittelbar durch einen und denselben Vertrag zusammengehalten. Eigentlich hingen sie insgesammt nur mit den drei Länden Uri, Schwyz und Unterwalden, wie um einen Mittelpunkt, unter sich selbst aber nur wieder durch besondere Bündnisse an einander. Jeder Ort sorgte für seinen eigenen Vortheil und Ruhm, selten um der Andern Nutzen oder um gemeiner Eidsgenossenschaft Wohlfahrt. Furcht vor Ehrgeiz und

Uebermacht benachbarter Herren und Fürsten hatte sie nach und nach vereinigt. So lange die Furcht währte, hielt das Bündniß stark.

Weil die Regierungen unter sich, in so weit es ihre Verträge erlaubten, als auch von auswärtigen Fürsten unabhängig waren, nannten sie sich freie Schweizer. Doch im Innern ihrer Länder war für das Volk wenig Freiheit. Nur die Landleute in den Hirtenkantonen rühmten sich unter einander gleicher Rechte, und in den Stadtkantonen nur die Bürger der Städte. Das übrige Volk, das zu den Städten gehörte, war, durch Kauf oder Eroberung gewonnen, unterthan, oft sogar leibeigen, und behielt etwa die geringen Rechtsame, welche es vorher schon unter ehemaligen Grafen und Fürsten genossen hatte. Selbst aber auch die Hirtenkantone besaßen Unterthanen und regierten fürstlich über dieselben durch ihre Landvögte. Und die eidsgenössischen Orte und Städte insgesammt erlaubten ihren Unterthanen keineswegs, sich frei zu kaufen, wie es doch ehemals die alten Herren und Grafen den Eidsgenossen selbst gestattet hatten.

Das Volk selbst fragte jedoch damals der Freiheit nicht viel nach; war in anhaltenden Kriegen gar unbändig und roh geworden, liebte Schlagen und Raufen, Schwelgen und Saufen. Gabs im Lande keinen Krieg, zogen die jungen Leute, voller Begierde zur Beute, fremden Trommeln nach,

und vermietheten sich um schnöden Lohn an die Fürsten zu deren Schlachten. An guten Schulen fehlte es in den Dörfern, und die Geistlichen bekümmerten sich wenig darum. Ja, die Sitten der Geistlichen waren oft nicht weniger schlimm, als die der Städter und Landleute; selbst in Klöstern ward, bei großem Reichthum, nicht selten großer Unfug getrieben. Man sah viele unwissende Pfarrer; viele spielten, tranken und fluchten, viele hielten sich ohne Scheu Beischläferinnen. Das war eine böse Zeit.

In den Hauptstädten der Kantone spielten Unzucht und Ueppigkeit häufig den Meister. Zwischen den Bürgerschaften und Räthen gab es viel Streit, und zwischen den Ständen herrschte Neid und Mißtrauen. Die Herren, welche einmal in den kleinen und großen Räthen saßen, sorgten meistens viel lieber für sich und ihre Familien, als für das Heil der Bürgerschaft; trachteten ihre Söhne und Vettern emporzubringen und ihnen einträgliche Stellen zu schaffen. Es gab wohl auch aller Orten noch wahrhaft vaterlän ische, große Seelen, denen der Nutzen des Landes mehr, als ihr eigener, galt. Aber man hörte diese Männer nicht gern.

Sobald das Schweizerland von aussen keine Kriegsgefahr mehr zu befürchten hatte, und Könige und Fürsten ringsumher froh waren, Schweizer unter ihre Fahnen zu bekommen, an deren

Leben und Tod ihnen weniger gelegen war, als am Tod und Leben eigener Unterthanen: waren die vornehmen Geschlechter in den Stadt- und Landkantonen sogleich bedacht, daraus für sich eine Geldquelle zu machen. Die Lust der Könige zu den tapfern Schweizern kam der Geldbegier der Rathsherren eben so wohl zu statten, als der Sucht der jungen Landleute, Beute zu machen. Ja, selbst wider ausdrückliches Verbot der Obrigkeiten, liefen oft Tausende von diesen den ausländischen Fahnen nach, und kamen meistens elendiglich um, weil Niemand für sie sorgte. Darum hielten die Regierungen für besser, Verträge mit den Königen wegen Errichtung von eigenen Schweizerregimentern abzuschliessen, die unter schweizerischen Hauptleuten stehen, nach eigenen Gesetzen gerichtet und regelmäßig besoldet werden sollten, also, daß doch jede Regierung für ihre Angehörigen im Ausland Sorge tragen könne. „Ihr Eidsgenossen müsset ein Loch haben, wo hinaus!" sagte schon Rudolf Reding von Schwyz, als er vor Jahren das tolle Leben der jungen Leute nach dem Burgunderkrieg sah.

Nun begann das Vermiethen der Schweizer, Bündner und Walliser in fremde Kriegsdienste von Obrigkeitswegen. Den ersten Vertrag dieser Art machte der König von Frankreich (in den Jahren 1479 und 1480) mit den Eidsgenossen in Luzern.

Nachher warb das Haus Oesterreich um Lohnsoldaten (1499), desgleichen thaten die Fürsten in Italien und späterhin auch andere; ja selbst der Papst zu Rom miethete sich (1503) eine Leibwacht von Schweizern. Das that zuerst Papst Julius II., der gern Krieg führte.

Solches Wesen brachte aber viel Verderben in's Schweizerland. Wohl mancher Acker lag brach und mancher Pflug stand still, weil der Mann draussen im Lohnkrieg war. Und kam er lebendig zurück, bracht' er fremde Seuche und Laster mit und vergiftete durch böse Sitten die Unverdorbenen, dieweil er im Kriege wenig Tugend gelernt hatte. Nur die Söhne der Vornehmen und Rathsherren bekamen die Hauptmanns- und Oberstenstellen, und machten sich Geld, wodurch sie dann wieder im Lande Einfluß und Ansehen vergrößern konnten, um die Uebrigen niederzudrücken. Sie liessen sich auch aus Hochmuth und Eitelkeit adeln, und von den Königen Ordensbänder geben, und meinten dann, das bedeute etwas, und sie seien etwas mehr, als andere Schweizer.

Als die Könige solche gemeine Thorheit und Geldsucht der Eidsgenossen erkannten, brauchten sie dieselbe zu ihrem Vortheil, schickten Gesandte in die Schweiz, machten sich Anhang, vertheilten Geschenke, gaben ihren Anhängern im Rath Gnadengehalte und Jahrgelder, und dafür waren die

Rathsherren dann der ausländischen Fürsten ergebene Diener. Da war ein Kanton französisch, der andere mailändisch, der eine venezianisch, der andere spanisch gesinnt, eidsgenössisch aber selten einer. Das gereichte den Eidgenossen zu großer Schmach. Als der deutsche Kaiser und der König von Frankreich zu gleicher Zeit wider einander um die Gunst der Kantone und um Kriegsknechte buhlten und markteten, hatte der französische Gesandte einst (1516) die Unverschämtheit in Bern, daß er die königlichen Jahrgelder an die Herren unter Trompetenschall austheilen ließ, und in Freiburg die Thaler haufenweise an den Boden warf, und, indem er sie mit der Schaufel zusammenscharrte, die Umstehenden fragte: „Klingt dies Silber nicht besser, als des Kaisers leeres Wort?“ So verächtlich wurden die Eidsgenossen um's Geld.

Bald sah man die zwölf Orte, nur Appenzell nicht, im Kriegsbund mit Mailand wider Frankreich, bald mit Frankreich wider Mailand. Auch ward Welschland mit Recht der Schweizer Grab geheißen. Es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen für den Kriegslohn fechten und einander umbringen sah. Und dazu half sogar ein geistlicher Herr, Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkesüchtiger Mann. Je nachdem er belohnt ward, machte er Umtriebe in der Schweiz,

bald für den König von Frankreich, bald für den Papst gegen Frankreich, der ihn dafür auch zum Kardinal und Gesandten in der Eidsgenossenschaft erhob.

Die Lohnkriege der Schweizer auf ausländischen Schlachtfeldern sind keine Freiheits-, keine Ehrenkriege; doch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Miethlinge der Fürsten auch dort. Mit Beistand mehrerer tausend Eidsgenossen unterwarf sich der König von Frankreich binnen zwanzig Tagen ganz Mailand. Der vertriebene Herzog des Landes ging aber nachher mit fünftausend Schweizern, die er gegen den Willen der Obrigkeiten warb, zurück, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Da empfing der König von Frankreich von seinen Bundesgenossen in der Schweiz zwanzigtausend Mann, behauptete sich in Italien, und gab den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden (1502 und 1503) die Landschaften Palenza, Riviera und Bellenz. Sobald dann der König glaubte, er könne die Schweizer entbehren, bezahlte er sie schlecht und unrichtig. Alsbald schüttelte der Kardinal Schinner, zu Gunsten des Papstes und Venedigs, voll Freuden einen Geldsack mit fünfunddreißigtausend Dukaten. Sogleich zogen (im J. 1512) zwanzigtausend Schweizer und Bündner über das Alpengebirg, und mit den Venezianern vereint, gegen die Franzosen.

Die Bündner bemächtigten sich der Länder Veltlin, Cläven und Bormio. Sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehrt gehabt habe. Die Eidsgenossen der zwölf Orte aber unterwarfen sich die Landschaften Lugano, Locarno und Valmaggia oder Maynthal. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza, ein Sohn des von den Franzosen Verstoßenen, ward zu Mailand wieder in's Erbtheil seiner Väter eingesetzt. Siegreich für ihn schlugen die Eidsgenossen bei Novarra (6. Brachm. 1513) die Franzosen; zwar fielen zweitausend Schweizer, aber der Feinde zehntausend. Noch mörderischer war die zweitägige Schlacht bei Marignano (14. Herbstm. 1515), wo kaum zehntausend Eidsgenossen gegen fünfzigtausend Franzosen stritten. Wohl verloren sie das Schlachtfeld, doch nicht die Ehre. Sie zogen traurig, die Feldstücke auf ihren Rücken geladen, die Verwundeten in der Heeresmitte führend, nach Mailand zurück. Die Feinde verloren den Kern ihres Heeres und nannten die Schlacht selber die Riesenschlacht.

Da machte der König von Frankreich, Franz I, ob seinem Sieg erschrocken, der einer Niederlage glich, folgendes Jahres ewigen Frieden mit den Eidsgenossen, und gewann durch Geld und Ver-

heißungen die einen, daß sie ihm Kriegsvolk vermietheten, die andern, daß sie seinen Feinden nicht Werbung erlaubten. Also halfen die Eidsgenossen ihm nun abermals gegen den Kaiser und Papst und gegen Mailand, und der König errichtete mit ihnen (1521) einen Freundschaftsbund. Noch bluteten sie für ihn manches Jahr auf den welschen Schlachtfeldern, ohne Glück und Gewinn, es sei denn, daß sie von ihm zu Taufpathen bei seinem neugebornen Sohn eingeladen wurden. Wirklich sandte jeder Kanton einen Abgeordneten zum Feste nach Paris, jeden mit fünfzig Dukaten Taufgeschenk. Lieber aber, als dieses Geschenk, war dem König, daß die Schweizer ihm auf den ersten Wink sechszehntausend Mann ihrer Krieger nach Italien zu Hilfe schickten. Als sie jedoch (20. April 1522) dreitausend der Ihrigen bei Bicocca verloren hatten, als (im J. 1524) von beinahe fünfzehntausend Andern, die in die Lombardei gezogen waren, kaum viertausend zurückkehrten, als die Schweizer endlich in der Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525), wo der König selbst Gefangener des Kaisers ward, siebentausend Mann einbüßten, verlor sich bei ihnen gemach die Sucht nach den italienischen Kriegen.

31.

Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt.

(Vom Jahr 1519 bis 1527)

Die Lohnfeldzüge in die Lombardei, oder nach Neapel, nach Frankreich, nach Piemont, und wohin sie sonst noch für Mieth und Gaben gethan worden sind, haben auch gute Wirkungen gehabt. Der vermehrte Kriegsruhm war freilich schlechter Gewinn; und die Eroberung der italienischen oder ennetbirgischen Vogteien brachte mehr Schaden, als Vortheil. Denn die Eidsgenossenschaft ward weder durch Besitz jener kleinen Landstriche, noch durch vermehrte Zahl ihrer Unterthanen, gegen die Macht ausländischer Fürsten stärker und sicherer, wohl aber durch innern Streit über das gefährliche Gut schwächer und unsicherer, und durch Schmach des Aemterverkaufs, der schlechten Verwaltung, der übeln Gerechtigkeitspflege tadelvoll in aller Welt. Am meisten gewannen geldgierige Kriegshauptleute und Landvögte. Einzelne Familien freilich wurden reich; aber es entstanden hundertjährige Zwiste, Parteien und Verwirrungen im Lande.

Der bessere Gewinn aus jenen Feldzügen war, daß die Eidsgenossen nach großen Verlusten und Opfern endlich erkannten, es sei nicht gut für sie,

die Hand in fremden Händeln zu haben; und nicht gut, daß man ausländischen Gesandten zu vielen Einfluß auf die Kantone erlaube; und nicht gut, daß man Rathsherren gestatte, von Fürsten Gnadengehalte und Jahrgelder zu ziehen. Darum verboten mehrere Orte, solche Gelder öffentlich oder heimlich zu empfahn; denn das Mitglied einer freien Regierung muß kein Lohnknecht auswärtiger Herren sein. Auch der gemeine Mann gerieth vielmals in Wuth gegen die, welche um die Kronengulden der Könige für fremden Dienst Menschenhandel getrieben, und Könige und Vaterland zugleich verriethen. Man forderte deren Bestrafung in Luzern (1513) sogar unter allgemeinem Aufstand. Allgemeiner Volksaufruhr war so drohend, daß Luzern, Bern und Zürich die verhaßten Kronenfresser aus den Räthen stießen, an Leib und Gut straften oder verbannten. Und weil tausend und tausend der kriegssüchtigen Leute in fernen Landen umgekommen waren, wurde es vor diesen lockern Gesellen ebenfalls in der Schweiz ruhiger; die Obrigkeiten konnten das Gesetz besser handhaben, und wider die wüsten Sitten strengere Zucht und Ehrbarkeit einführen. Es ward dazu in mehrern Kantonen mit großem Ernste der Anfang gemacht.

Es gab viele gelehrte Männer im Schweizer-

lande, und besonders unter den Geistlichen. In den Städten hatte man auch schon gute Schulen. Aber das Landvolk wohnte in grober Unwissenheit, und selten konnte Einer lesen und schreiben. Daher kam, daß der größte Theil in der Religion wenig Kenntniß hatte, zumal wenn die Pfarrer es an recht christlicher Unterweisung fehlen liessen. Das that großen Schaden; noch mehr, wenn die Geistlichen lieber das blindgehaltene Volk leiten, als belehren und frömmer machen wollten; oder wenn sie sich lieber üppigen Wohllebens, als göttlicher Dinge beflissen, und sich dem Laster des Geldgeizes, der Unzucht, der Trunkenheit und Spielwuth ohne Scheu ergaben, wovor sie Andere warnen sollten.

Solches verdroß die rechtschaffenen und verständigen Leute, zumal wenn man schlechte Geistliche nicht einmal zu strafen wagte; oder wenn man hörte, der päpstliche Nunzius habe einen Münch freigesprochen, der mit einer Nonne unerlaubten Umgang gepflogen hatte; oder wenn man erlebte, daß der Abt zu Kappel, Namens Ulrich Trinkler, mit einem Frauenkloster verbotenes Wesen habe; oder daß die Dominikanermönche in Bern Gaukelspiel mit Wundern und Erscheinungen getrieben, so daß ein armer Mensch, Namens Jetzer, fast verrückt wurde, und hintennach, daß Alles nur ein angestellter Betrug ge-

wesen sei. Solches war rechtschaffenen Leuten ein Gräuel, weltlichen und geistlichen.

Nun geschah, daß Papst Leo X zu Rom, welcher seine Hauptstadt mit Gebäuden verschönern wollte, viel Geld brauchte und daher einen Ablaß um Bezahlung ausschrieb. Er verpachtete im Schweizerlande den Verkauf des Ablasses an einen Franziskaner, Namens Bernardin Samson. Weil aber damit viel Geld aus dem Lande gezogen ward, waren die weltlichen Obrigkeiten nicht zufrieden, und sie sahen nicht ungern, wenn man gegen dies Wesen redete. Und als der Pfarrer zu Einsiedeln, ein Weltgeistlicher, Namens Ulrich Zwingli, von Wildhaus im Toggenburg gebürtig, öffentlich von der Schmach predigte, daß man Vergebung der Sünden um baares Geld feil biete, mochte selbst der Bischof von Konstanz darüber gar nicht zürnen.

Allein Zwingli ließ es mit diesem nicht bewenden, sondern griff mit großem Eifer die Sünden und Laster der Weltlichen und der Geistlichen an. Da widersprachen Viele, und hießen ihn schweigen. Er aber, nicht erschreckt, sondern kühner, berief sich auf die Bibel, als Gottes Wort. Und er hub an zu lehren, daß frommes Leben im andächtigen Sinn Gott mehr gefalle, als Wallfahrt und fleischliche Kasteiung, und daß Brod und Wein im heiligen Abendmahl Anzeichen des

Leibes und Blutes Jesu wären. Er verwarf auch Messe, Lehre vom Fegefeuer, Verehrung der Heiligen, Ehelosigkeit der Priester und vieles Andere.

Noch viele Geistliche dachten, wie er, und es waren darunter sehr gelehrte und fromme Leute. Besonders in den Städten Zürich, Bern, Basel, Schafhausen, St. Gallen, Biel, Chur und andern, wo gute Schulen und gründliche Kenntnisse vorhanden waren, gab man großen Beifall. Und wie Zwingli nach Zürich berufen, daselbst als Pfarrer, am ersten Jänner 1519, öffentlich predigte, fiel ihm alles Volk bei, und die Regierung nahm ihn in Schutz und Liebe. Viele Klostergeistliche und Weltgeistliche im Schweizerlande folgten seinem Beispiel, und lehrten und predigten dem Volke, wie er, ohne Menschenfurcht. Und der Anhang wurde überall groß.

Nicht in der Schweiz nur verbreitete sich dieser Sinn, sondern auch in Deutschland. Dort war in denselben Tagen ein gelehrter Augustinermönch zu Wittenberg, Namens Martin Luther, aufgestanden und hatte, ohne von Zwingli zu wissen, fast dasselbe gepredigt, wie er. Und wie in der Schweiz viele Obrigkeiten, so hingen in Deutschland und Schweden und Dänemark und England an Luthers Predigt Könige und Fürsten und ein großer Theil ihrer Völker. Darum sind seine Anhänger Lutheraner genannt worden.

In der Schweiz aber hieß man sich nach keines Menschen Namen, sondern man nannte die neue Kirchpartei die evangelisch-reformirte, will sagen, die nach göttlichem Wort wiederhergestellte Kirche Christi.

Der Papst hatte selbst zwar bei dem Reichstage zu Nürnberg (1522) nicht geläugnet, daß die christkatholische Kirche an vielen Gebrechen leide; allein, sagte er, man muß bei der Heilart Schritt vor Schritt gehen, damit nicht Alles zu Grunde gehe, indem man Alles auf einmal gut machen will. — So dachten auch die guten Katholiken im Schweizerlande, und hatten großen Abscheu vor den Neuerungen und vor der Abtrünnigkeit vom alten heiligen Glauben der Väter. Und viele fromme und vortreffliche Männer unter denselben warnten und sprachen: „Sehet euch vor, was ihr thut! Denn ihr, die ihr uns Irrthum vorwerfet, seid ihr nicht auch, als fehlbare Menschen, des Irrthums fähig? Wir folgen den Ueberlieferungen frommer Männer, die tausend und mehr Jahre den Zeiten Jesu näher gelebt haben; warum sollen wir euch mehr glauben, denn ihnen, die ihr von Heute seid? Sehet euch vor, denn ihr, die ihr mit den Lippen von der Liebe Gottes überfliesset, traget blutige Zwietracht, Unruhe und Verderben in das Vaterland!"

Es ward viel über die Sache bei Vornehmen

und Geringen geredet und unterhandelt; doch jeder Theil behauptete Recht zu haben, und beschuldigte den andern der Irrlehre und Ketzerei. Und die Herzen erfüllten sich wider einander mit Bitterkeit und Zorn. Es wurden auf Veranstaltung der Kantone öffentliche Religionsgespräche zwischen gelehrten Männern beider Kirchparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur fester in seiner Meinung begründet und verhärtet.

Die neue Predigt von Wiederherstellung des alten christlichen Glaubens verbreitete sich von Tag zu Tag weiter. Gleichwie in Zürich besonders Zwingli dafür am meisten wirkte, so in Bern Berchtold Haller, Lupulus, Nikolaus Manuel; und in Basel Oecolampadius; in Bünden Heinrich Spreiter zu St. Antonien, Johannes Comander zu Chur, Johannes Blasius zu Malans; am Genfer- und Neuenburgersee Wilhelm Farel; in Biel Thomas Wyttenbach, und so noch zahllose Andere. Gleichwie in Zürich und Bern, so stellte man auch bald in Schafhausen, Basel, St. Gallen eine neue Kirchenordnung auf; schaffte die Messe, die Verehrung der Heiligen, die Klöster ab; reichte im Abendmahl nicht nur das Brod, sondern auch den Wein an die Laien oder Nichtgeistlichen; erlaubte den Priestern, sich zu verheirathen, und führte die neue Glaubensordnung durch obrigkeit-

liche Befehle und mit ernstlicher Gewalt beim Landvolke ein, selbst wider Willen und Ueberzeugung mancher Unterthanen.

Und so wie oft die Obrigkeiten und die Lehrer im Eifer zu weit gingen, also trieb es dann nicht selten der rohe Pöbel noch weiter; schändete die lange verehrten Bilder der Heiligen, mißhandelte die aufgestellten Kreuze und trieb Spott mit denen, welche dem alten Glauben treu bleiben wollten.

Solches empörte das Gemüth der Katholiken sehr, daß sie voll Hasses gegen die reformirten Eidsgenossen wurden. Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden hielten an der alten Lehre fest, verbrannten auf Befehl des Papstes (1521) Luthers Schriften, verboten in ihren Landen die neue Predigt, und droheten mit Todesstrafe. In den Kantonen Glarus und Appenzell parteiete sich (ums Jahr 1524) das Volk also, daß daselbst Katholische und Reformirte zwieträchtig unter einander wohnten. Aber in Solothurn und Freiburg untersagten die Regierungen alle Glaubensneuerung.

Als endlich die Lehre der Reformirten auch in die gemeineidsgenössischen Vogteien eindrang, ins Rheinthal und Thurgau, ins Toggenburg, in die freien Aemter, in die Grafschaft Baden und andere Orte, wurde den Katholisch-

gebliebenen bange. Besonders fürchteten die kleinen Kantone, wenn die gemeinen Vogteien die neue Lehre ergriffen, nicht nur Schaden an den Herrschaftsrechten zu leiden, sondern auch, daß die reformirten Städte allzumächtig werden könnten. Denn man kannte gar wohl den Hang der Städte nach Ländererwerb. Auch sah man, wie gewaltthätig die Neugläubigen an vielen Orten verfuhren, und wie sie den Altgläubigen die althergebrachte Art des Gottesdienstes verboten. Und der Widerwille ward noch größer, als die Altgläubigen wahrnahmen, daß die neuen Glaubenslehrer selbst mit einander uneins waren; daß in den reformirten Kantonen Schwärmer Unruhen und Unfugen stifteten, und sich den Gesetzen und Obrigkeiten widerspenstig erwiesen. Besonders machten die aufgestandenen Wiedertäufer großes Getümmel und Aergerniß, die da predigten in Wäldern und Feldern und die Ankunft des Messias weissagten, der alle geistliche und weltliche Knechtschaft abthun werde. So groß ward der Wahnsinn dieser Schwärmer, daß die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Schafhausen und Basel zuletzt die allerhärtesten Strafen gegen sie verhängen mußten. Denn die Leute führten unter sich Gemeinschaft der Güter und der Weiber ein; Jungfrauen hielten sich für Messiasse; und Thomas Schmucker enthauptete mit dem Beile seinen eigenen Bruder

Lienhard auf der Mühlegg, als Opferlamm für die Sünden der Welt.

32.

Die Zwietracht in Kirchen-Sachen nimmt überhand.

(Vom Jahre 1527 bis 1530.)

Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag stiegen im Schweizerlande die Unruhen, Verwirrungen und Feindschaften wegen der Kirchentrennung. Beide Parteien, um ihr wahres Christenthum zu beurkunden, verfuhren recht unchristlich. Man sah großes Unglück herankommen. Wohl noch viele weise und redliche Eidsgenossen lebten, warnten unter Katholiken und Reformirten, und sprachen: „Ist unser Glaube der wahre, und ist er aus Gott: so lasset uns solches mit Werken der Liebe beweisen Einer gegen den Andern; denn die Liebe stammet von Gott, aber Groll und Feindschaft stammet vom Satan." — Doch, wie immer zu geschehen pflegt, geschah auch hier. Man hörte die Stimme der Weisen nicht vor dem Geschrei und Toben derer, die aus Stolz und Eigennutz eiferten.

Denn von denen, welche für oder wider den alten oder neuen Glauben die Stimmen erhoben, schrien und tobeten Tausende und Tausende, nicht

aus Frömmigkeit und Liebe des Guten und Wahrhaften, sondern weil sie Nebenabsichten hinter einem heiligen Vorwand erreichen wollten. Unter den Landleuten erwarteten viele von Einführung des neuen Glaubens größere Freiheiten und Rechte; und wenn ihnen dieselben nicht zu Theil wurden, gingen sie wieder zur katholischen Kirche zurück. Als der Rath der Stadt Bern das Kloster Interlachen aufhob und reformirte Prediger anstellte, waren die Bauern gar sehr zufrieden, und dachten: kein Kloster mehr, keine Zinsen und Frohndienste mehr! Wie aber darauf die Stadt den Zins und Frohndienst für sich selbst forderte, wurden die Bauern aus Zorn wieder katholisch, jagten die reformirten Prediger von dannen und zogen in bewaffneten Haufen bis Thun. Da bot die Stadt ihre übrigen Unterthanen auf, in dieser Sache einen schiedsrichterlichen Spruch zu fällen; denn Bern wollte Frieden halten, weil es nicht von den benachbarten Kantonen, die katholisch waren, schleunige oder treue Hilfe erwarten konnte. Und die Unterthanen ehrten das Vertrauen der Obrigkeit, sprachen gerecht und sagten: „die weltlichen Rechte des Klosters gehen zur weltlichen Obrigkeit über, und sind keineswegs der Bauern Gut geworden.“ Darauf gingen die aufgestandenen Leute des Grindelwaldes mürrisch auseinander, obwohl die Stadt ihnen manches von den

alten Lasten zum Besten der Armen nachgelassen hatte.

Damit war noch kein Friede. Denn die Ordensleute von Interlachen schlichen umher und wiegelten heimlich das Volk auf. Der Abt von Engelberg, für seine alten Rechtsame und Einkünfte im bernischen Oberlande besorgt, that desgleichen, besonders im Oberhasli. Das Oberhasli hat von ältesten Zeiten großer Freiheiten genossen, eigenes Landessiegel, Panner und selbstgewählten Landammann gehabt, und stand nicht sowohl unter unmittelbarer Herrschaft, als unter dem Schutze der Stadt Bern. Wie nun die Gemeinden des Oberhasli, aufgemuntert durch die Mönche von Engelberg und durch die Unterwaldner, ihre Nachbarn, den reformirten Gottesdienst bei sich wieder abschafften (1528) und von Uri und Unterwalden katholische Priester kommen liessen, thaten die Grindelwalder auch also; Aeschi, Frutigen, Obersimmen und andere Thalschaften folgten dem Beispiel, und die Unterwaldner schickten für den Nothfall sogar Hilfe über den Brünig. Bern aber waffnete eilig und kam mit seinem Kriegsvolk heran, ehe denn der Abfall größer würde. Da flohen die mißvergnügten Landleute verzagt auseinander und die Unterwaldner über den Berg zurück. Bern strafte Oberhasli schwer; nahm dem Thal Panner und Landessiegel

auf lange Zeit, das Recht, den Landammann zu wählen, auf immer; ließ die Anführer des Aufstandes hinrichten und die Uebrigen im Kreis bewaffneter Kriegsknechte auf den Knien abbitten. Auch Frutigen, Simmenthal und die andern wurden zum reformirten Gottesdienst mit Gewalt zurückgeführt.

Wo die reformirten Regierungen in ihren eigenen Landen und Unterthanenschaften Kirchenänderungen vornahmen, gelang es ihnen meistens ohne viele Mühe. Denn das Volk war voll Sehnsucht nach reiner Lehre, oder unwissend und voll knechtischer Furcht vor Herren und Obern in den Städten. Und es nahm oft weniger aus Ueberzeugung, denn aus blindem Gehorsam die neue Glaubenslehre an. Allein in den gemeinen Vogteien, wo katholische und reformirte Stände zugleich das Recht der Oberherrlichkeit übten, gab es heftigern Anstoß und vielerlei Umwälzung. In den freien Aemtern, in der Grafschaft Baden sah man Gemeinden zuweilen den Glauben in einem und demselben Jahre mehrmals wechseln, je nachdem die katholischen oder reformirten Kantone größern Einfluß gewannen. Der Stadtrath von Bremgarten, aufgestiftet durch die katholischen Stände, trieb den Pfarrer Heinrich Bullinger daselbst aus seinem Amt, der die neue Lehre in den freien Aemtern ausgebreitet

hatte; hingegen das Volk, aufgestiftet von Zürich und Bern, ertrotzte die Beibehaltung des reformirten Gottesdienstes. Selbst die Abtei Wettingen neigte sich diesem zu, und das Toggenburg beschloß, trotz seinem Oberherrn, dem Abt zu St. Gallen, die Abschaffung der Messe und der Heiligenverehrung.

Darüber stieg der Ingrimm der katholischen und reformirten Kantone gegen einander immer heftiger. Weil in Frauenfeld der katholische Schultheiß Werli gegen den Gottesdienst der Reformirten heftig gethan, fingen ihn auf der Durchreise die Züricher, ungeachtet er das Unterwaldner Wappen auf dem Mantel trug, und richteten ihn öffentlich hin. Dagegen nahmen die Schwyzer den reformirten Pfarrer Kaiser von Uznach gefangen, und verbrannten ihn, als Ketzer, auf dem Scheiterhaufen. Zuletzt fürchtete Jeder für sein Leben, der durch ein Gebiet von anderm Glaubensbekenntniß reisen mußte. Als der Landvogt Anton Abacker sich von Unterwalden auf seine Stelle nach den freien Aemtern begeben mußte, wollte er es nicht ohne bewaffnete Begleitung thun. So hoch waren Mißtrauen, Furcht und Haß gestiegen. Als nun dieser katholische Landvogt in die freien Aemter einzog, zitterten die reformirten Unterthanen daselbst. Zu ihrer Sicherheit legten die Züricher achthundert

Mann Fußvolks nach Bremgarten und in die Abtei Muri (1529), und einige tausend Mann ins Gasterland, in den Thurgau und gegen den Kanton Zug. Auch Bern rüstete zehntausend Mann zum Streit, wenn es noth thue.

Hingegen waren die katholischen Orte nicht minder gerüstet. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern zogen ihre Kriegsmacht auf die Grenzen zusammen. Anderthalbtausend Walliser stießen zu ihnen. Mit dem römischen Könige hatten sie Bund gemacht zum Schutze des alten Glaubens.

Als nun die übrigen Kantone sahen, wie Eidsgenossen gegen Eidsgenossen das Schwert zu zucken bereit standen, traten sie vermittelnd dazwischen und mahnten zum Frieden. Noch regte sich aus den bessern Tagen des Schweizerbundes ein edler Geist, und der Eidsgenoß von der Limmat konnte nicht vergessen, er sei des Mannes aus den Waldstätten Bruder. So war's bei den Hauptleuten und Gemeinen der kriegerischen Haufen, die an den Grenzen ihr Mittagsmahl oft freundschaftlich beisammen verzehrten, und die Milchsuppe neben den Marchstein ihrer Kantone stellten, und scherzend mit den Löffeln kriegten, wenn einer in der Schüssel über die Grenze hinaus nach einem guten Bissen fischte. Also gelang es noch einmal dem Landammann Aebli von Glarus und dem Stadt-

meister Sturm von Straßburg, daß sie zwischen den Hadernden einen Land-Religionsfrieden am 26. Juni 1529 stifteten. — Die Kriegsvölker zogen wieder heim.

Kaum waren sie zu Hause, erneuerte sich das alte feindliche Spiel, und besonders waren die reformirten Schweizer gar geschäftig, ihre Lehre überall weit auszubreiten. Durch Berns Betrieb ward dem reformirten Gottesdienst im Fürstenthum Neuenburg Aufnahme bereitet und im Kanton Solothurn ihm durch den gelehrten Berchtold Haller Bahn gebrochen. Durch Zürichs Betrieb wandten sich viele Gemeinden im Sarganserland und Thurgau, und in der Grafschaft Baden, auch Kaiserstuhl und Zurzach, dem neuverkündeten Glauben zu. Ja, als zu derselben Zeit der Abt von St. Gallen, Franz Geisberger, starb, ging Zürich nebst dem reformirten Theil von Glarus damit um, die Abtei St. Gallen aufzulösen, und alles Geistliche dort weltlich zu machen. Wirklich führten die Bürger der Stadt St. Gallen in die Kirche der Abtei reformirten Gottesdienst ein. Man bestimmte vom Reichthum des Klosters viel zur Unterstützung der Armen; gab den reformirten Gotteshausleuten Loslassung von mancherlei Lasten, und ertheilte ihren Gemeinen das Recht, die Pfarrer selbst zu wählen.

Mann Fußvolks nach Bremgarten u
Abtei Muri (1529), und einige ta
ins Gasterland, in den Thurg
den Kanton Zug. Auch Bern
send Mann zum Streit, wenn

Hingegen waren die kat
minder gerüstet. Uri, S
den, Zug und Luzer
auf die Grenzen zus
Walliser stießen z
Könige hatten sie
alten Glaubens.

Als nun die
genossen gegen ... Uri,
bereit stand ... den, daß der
und mahn ... ede keineswegs zu
den besse ... gewesen sei. Und man
Geist, ... arter Knoten, den löset nur
nicht
stät
u

33.

... appeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn.

(Vom Jahr 1531 bis 1533.)

Gar ungestüm trieb es die Bürgerschaft von Zürich. Hier wollten Alle den Krieg, doch nicht

aus einerlei Ursache. Die Einen begehrten
s übergroßem Eifer für die neue Lehre;
man müsse für den Glauben Gut und
n, und trachten, ihn über das Schwei-
breiten. Die Andern dachten an
n Erwerb der Alleinherrschaft in
n Vogtei durch Niederdrückung
tände. Die Dritten aber woll-
im Herzen auf den Sieg der
Denn zu Zürich waren noch
dem Glauben ihrer Vä-
Ueberzeugung oder aus
evangelischen Pfarrer,
ben ohne Schonung straf-
estechlichkeit und Pensionen von
en ohne Schonung zürnten.

agegen rieth Bern zum Frieden. Denn ern war noch in seinem eigenen Lande der Ruhe nicht sicher und hatte keinen Vortheil davon, wenn die entlegene Abtei St. Gallen weltliches Gut wurde. Darum rieth Bern den Zürichern: „Warum wollet ihr Bürgerblut vergiessen? Sperret den Waldstätten den Kornhandel, bis sie alle Punkte des Religions- und Landfriedens erfüllen und euch Genüge leisten.“ Dawider redete Zürich: „Solch ein Mittel hat alles Gehässige eines Krieges, ohne den schnellen Entscheid, welchen

Das verdroß die katholischen Kantone. Denn nicht Zürich und Glarus allein, sondern auch Luzern und Schwyz waren Schirmorte der Abtei St. Gallen. Und obwohl jene bei allen Veränderungen die Rechte von beiden katholischen Schirmorten vorbehalten hatten, machten sie doch fort und fort neue Aenderungen; und obwohl die Reformirten immer für die Unterthanen in den gemeinen Vogteien Gewissensfreiheit festsetzten, ließsen sie sie in der That doch selten statt finden. Auch Rapperswyl endlich fiel von der alten Kirche ab, und Toggenburg bekam Hoffnung, sich von den Rechten der Abtei ganz frei zu kaufen.

Da traten zu Schwyz und Luzern auch Uri, Unterwalden und Zug, die da fanden, daß der letzte Religions- und Landfriede keineswegs zu ihrem Vortheil gestiftet gewesen sei. Und man sagte: „Das ist ein harter Knoten, den löset nur das Schwert!"

33.

Der Kappeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn.

(Vom Jahr 1531 bis 1533.)

Gar ungestüm trieb es die Bürgerschaft von Zürich. Hier wollten Alle den Krieg, doch nicht

Alle aus einerlei Ursache. Die Einen begehrten ihn aus übergroßem Eifer für die neue Lehre; meinten, man müsse für den Glauben Gut und Blut wagen, und trachten, ihn über das Schweizerland auszubreiten. Die Andern dachten an Eroberungen, an Erwerb der Alleinherrschaft in mancher gemeinen Vogtei durch Niederdrückung der katholischen Stände. Die Dritten aber wollten Krieg, weil sie im Herzen auf den Sieg der Katholiken hofften. Denn zu Zürich waren noch manche Leute im Stillen dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, aus Ueberzeugung oder aus Haß gegen die Strenge der evangelischen Pfarrer, welche das sittenlose Leben ohne Schonung straften und gegen Bestechlichkeit und Pensionen von großen Herren ohne Schonung zürnten.

Dagegen rieth Bern zum Frieden. Denn Bern war noch in seinem eigenen Lande der Ruhe nicht sicher und hatte keinen Vortheil davon, wenn die entlegene Abtei St. Gallen weltliches Gut wurde. Darum rieth Bern den Zürichern: „Warum wollet ihr Bürgerblut vergiessen? Sperret den Waldstätten den Kornhandel, bis sie alle Punkte des Religions- und Landfriedens erfüllen und euch Genüge leisten.“ Dawider redete Zürich: „Solch ein Mittel hat alles Gehässige eines Krieges, ohne den schnellen Entscheid, welchen

ein rascher Feldzug bringt." Also ward zum Schwert gegriffen, in Zürich mit Begierde und großer Uebereilung, in Bern mit Unliebe und großer Langsamkeit; das brachte beiden Schaden.

Die fünf katholischen Orte aber, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, sprachen zu Zürich und Bern: „Ihr breitet eure Neuerungen mit jedem Tage weiter aus durch List und Gewalt; sollen wir dulden, daß der heilige Glaube der Altvordern gänzlich aus dem Erbe der Altvordern verschwinde? Ihr machet unsere Unterthanen von uns abtrünnig, und begünstiget die Aufrührer. Ihr habet geduldet, daß die empörten Rheinthaler sogar den Unterwaldner Landvogt Kretz überfielen und auf dem Rathhause zu Altstätten noch jetzt gefangen halten. Ihr habet den Abt von St. Gallen aus seinem Recht und Gut vertrieben. Wir haben eidsgenössisches Recht begehrt, und ihr habet es verweigert. Wir wollten Versöhnung, und ihr schluget uns freien Kauf und Markt ab. So entscheide denn das Schwert, weil ihr es verlanget. Gott richtet!"

Also sprachen die fünf Orte, und es zogen ihre Banner stracks mit achttausend Mann gen Zug und in die freien Aemter. Da sah man schon einen Streithaufen der Züricher bei Kappel gelagert, der war schwach. Das Hauptpanier von Zürich sollte aber nachrücken. Die Berner

hielten bei Lenzburg, und wußten nicht, was thun, weil sie ohne Verhaltungsbefehle standen. Die Banner der fünf Orte drangen am zwölften Tag Weinmonds (1531) nach Kappel vor; dreihundert der Muthigsten stürzten sich alsbald in die Schlachtreihen der Züricher. Die Andern rückten nach. Schwer war der Kampf. Zu spät und zu ermüdet kam das Hauptpanier von Zürich über den Albis. Mit ihm war Huldreich Zwingli. Da fochten Schweizer gegen Schweizer mit altem Heldengeist. Ueber sechshundert von Zürich wurden erschlagen. Unter den Todten lag die Leiche Zwingli's. Die Uebrigen flohen, bis in die Nacht verfolgt. Spät kehrten die Sieger auf die Wahlstatt zurück, dankten Gott, nach der Sitte ihrer Väter, für den blutigen Untergang der überwundenen Brüder und plünderten das verlassene Lager von Zürich.

Doch folgendes Tages schon waren die Höhen des Albis wieder mit reformirten Hilfsvölkern bedeckt. Die Berner standen zahlreich bei Bremgarten und plünderten das Kloster Muri; von der andern Seite drangen die Evangelischen bis zum Zugerberg. Mehrere ihrer Schaaren sollten hinaus, das Kloster Einsiedeln auszurauben. Aber Hans Hug, der Sohn des Schultheißen von Luzern, mit sechshundert Auserwählten, überfiel sie vor Tagesanbruch (24. Weinmonds) auf dem

Berg Gubel bei Menzingen, und schlug sie in die Flucht nach kurzem Gefecht.

In der Stadt Zürich entstand Trauer und Schrecken um diese Niederlagen; sechsundzwanzig Glieder des großen und kleinen Rathes hatten auf dem Schlachtfelde ihr Leben eingebüßt. Die reformirten Bündner, schon im Anzuge begriffen, hielten nun bei Uznach still. Die evangelischen Glarner wollten unparteisam bleiben. Die Toggenburger wollten für ihre Sache mit den katholischen Schirmorten der Abtei St. Gallen unterhandeln. Da dachte Zürich: Wir stehen allein. Friede ist noth!

Die fünf Orte, ohne Uebermuth, boten ihren Frieden unter billigen Bedingungen. Am sechszehnten Tage Wintermonats ward er mit Zürich auf dem Hofe zu Teynikon, unter dem Breitholz, auf freiem Felde geschlossen. Wegen der Kriegskosten sollte später ein schiedsrichterliches Urtheil entscheiden; in den gemeinen Vogteien aber jede Religionspartei gleiches Recht geniessen. — Als es die Berner hörten, zogen sie heim, und traten dem Frieden gern bei. Denn Viele von ihnen waren noch der römisch-katholischen Kirche im Herzen treu. Ging doch selbst, wenige Jahre nach diesem, Sebastian von Diesbach, der bernische Feldherr, wieder zum katholischen

Glauben zurück und in die Stadt Freiburg im Uechtland.

Nachdem die fünf siegreichen Orte mit Zürich und Bern den Frieden geschlossen, hielten sie noch Abrechnung mit Solohurn. Denn die Solothurner hatten den Bernern Kriegshilfe geleistet. Die meisten Gemeinen des Kantons Solothurn waren schon dem evangelischen Glauben zugethan, und darum den Bernern gern beholfen. Nur in der Hauptstadt sah man noch Rath und Bürgerschaft zwiespältig, und gab es viel Zanks und Verfolgens wegen des Glaubens unter ihnen. Nun aber, als die fünf katholischen Orte für sich Entschädigung von tausend Goldgulden verlangten, oder statt dessen begehrten, daß die Solothurner zum Glauben der Alten zurückkehren soll ten, wollten die wenigsten zahlen. Die meisten nannten sich wieder katholisch. In der Stadt selbst zogen die Katholischen darauf gegen die Reformirten aus, sie zur Abläugnung des evangelischen Glaubens zu zwingen, und rannten mit geladener Kanone vor das Haus, in welchem die Reformirten sich berathschlagten. Schon drohte der zerschmetternde Schlag aus dem Geschütz. Siehe, da trat ein ehrwürdiger Mann unter die Ergrimmten, legte seine Brust voll treuer Bürgerliebe vor die Mündung der Kanone und sprach: „Soll Bürgerblut fliessen, so fliesse denn

mein Blut zuvor!" — Alle erschracken, als sie den christlich-großen Helden erblickten; das war der Schultheiß Wengi von Solothurn. — Es floß kein Blut. Aber die Evangelischen in der Stadt, welche lieber Alles, als den ihnen theuerwerthen Glauben verlassen wollten, opferten Hab und Gut auf, und zogen hinaus in andere Städte und Lande. Auch in vierundvierzig Gemeinen der Landschaft, von denen schon vierunddreißig die evangelische Lehre angenommen hatten, ward der römisch-katholische Gottesdienst wieder hergestellt. (1533.)

Das waren die Wirkungen des brudermörderischen Sieges bei Kappel, aber nicht alle. Denn auch der Abt von St. Gallen wurde in seine gesammten Rechte wieder eingesetzt, und in den gemeinen Vogteien die fernere Ausbreitung des Glaubens der Evangelischen auf immer verhindert. Ja, so groß ward das Uebergewicht der Sieger, daß vieler Orten in den gemeinen Herrschaften der katholische Gottesdienst mit Gewalt eingeführt werden mußte.

34.

Genf trennt sich von Savoien. — Bern bemeistert sich des Waatlandes.

(Vom Jahr 1533 bis 1558.)

Nicht minder haderten zu dieser Zeit die Völkerschaften in den übrigen Gegenden des helvetischen Hochgebirges wegen der Angelegenheiten ihrer Kirchen. Zwanglos bekannten sich die Gemeinen in den Thälern Bündens, die einen zur alten, die andern zur neuen Kirchenlehre. Im Wallis, wo Thomas Plater die Glaubensreinigung am eifrigsten predigte, hatte der evangelische Gottesdienst zu Sitten und Leuk zahlreiche Bekenner. Im Waatlande, längs den Ufern des lemanischen Sees, wandte sich Lausanne mit den übrigen Städten und den meisten Dorfschaften von der römischen Kirche ab. Eben so auch geschah zu Genf; hier aber mit großen Verwirrungen und erschütternden Umwälzungen. Denn der kirchliche Zwiespalt verband sich mit schon längst begonnenen bürgerlichen Entzweiungen.

Genf stand im Ruhm als eine volkreiche und schöne Stadt, durch Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Regsamkeit ihrer Bürger emporstrebend. Zweimal war dieser uralte Ort der Allobrogen, zur Zeit der römischen Kaiser, zerstört worden, und

immer wieder neu aus dem Schutte hervorgestiegen. Noch heute werden dort zwei Straßenpflaster unter einander gefunden. Nach den Römern saßen daselbst oft die Könige der Burigunden; unter den Franken nachher hielten die burgundischen Freien zuweilen da ihren Landtag. Ein Bischof übte seit undenklichen Zeiten geistliche Gewalt weit umher. Er besaß fürstlichen Titel und große Güter und Rechtsame, sogar Hoheitsrecht über die Stadt. Dies hatte sonst den fränkischen Königen gehört, die es den Bischöfen gegeben. Die übrigen Rechte der Könige verwalteten die Grafen zu Genf, als Beamte. Aber mit der Zeit hatten diese Grafen ihr Amt, und Alles, was sie verwalteten, erblich an sich gebracht. Nicht nur betrachteten sie den ganzen Genfergau, was davon nicht des Bisthums Eigen war, als ihr Eigen, sondern sie waren auch Viztbume oder Statthalter des Bischofs in Verwaltung seiner weltlichen Rechte. Immer blieb nebenbuhlerischer Zank zwischen dem Bischof von Genf und dem Grafen von Genf. Dabei hatte zuletzt am meisten die Bürgerschaft der Stadt gewonnen, welche bald diesem, bald jenem beistand, und bald von diesem, bald von jenem mit neuen Rechten und Freiheiten belohnt ward. So kämpften endlich drei Parteien auf diesem engen Landstriche um den Vorzug: der Bischof, der Graf von Genf und die Bürgerschaft der Stadt.

Ein Vierter kam bald hinzu, der benachbarte, mächtige Graf von Savoien. Diesen hatte die Bürgerschaft zuerst gegen den Grafen von Genf zu Hilfe genommen, und ihm von dessen Rechten viele übertragen; darauf aber gelüstete demselben nach Allem. Er suchte den Grafen von Genf zu verdrängen, und als dessen Geschlecht ausstarb, kaufte er die Güter desselben an sich. So ward er sehr einflußreich.

Je mächtiger der Graf von Savoien stieg, der sich zuletzt herzogliche Würde beilegte, je gefährlicher stand er der Bürgerschaft von Genf gegenüber. Denn er brachte bald auch die ganze Gewalt des Bisthums unter sich, indem ihm leicht ward, den bischöflichen Stuhl zu Genf jedesmal mit einem Sohne des savoiischen Hauses zu besetzen. Als jedoch dieser Bischöfe einer, nach den Kriegen der Schweizer mit Karl dem Kühnen von Burgund, für sich und die Stadt ein Burgrecht oder Schutzbündniß mit den Städten Bern und Freiburg (im Jahr 1493) aufgerichtet hatte, erhielt unversehens die Bürgerschaft an diesen benachbarten Eidsgenossen neue Gewährleister ihrer sehr bedrohten Rechtsame gegen die gewaltthätigen Herzoge und Bischöfe. Das hatte große Folgen.

Eines Tages (im Jahr 1517) schnitt ein muthwilliger Bursch zu Genf aus Bosheit dem Maulesel des bischöflichen Richters Grossi das Spring-

gelenk ab. Der Thäter und ein Haufen leichtfertiger Gesellen, die dem Richter nicht wohl wollten, liessen das Stück des Maulesels durch einen Blödsinnigen in den Straßen umhertragen und dazu rufen: „Wer kauft? Wer kauft von der großen Bestie?“ Das ärgerte den Grossi doppelt, denn er deutete die Worte auf seine Person. Er klagte die Wildfänge vor dem bischöflichen Gerichte an. Der Bischof begnadigte Alle, ausser einen, Namens Pecolat, den er gefangen setzte, und einen, Namens Berthelier, der nach Freiburg entfloh. Nun erhob sich Streit, vor welches Gericht Pecolat gehöre. Die Stadt Genf behauptete, er müsse vor dem ihrigen stehen. Die Sache ward weitläufig und kam vor Herzog, Bischof, Erzbischof und Papst. Unterdessen war Berthelier zu Freiburg nicht müßig gewesen. Von seinen Mitbürgern bevollmächtigt, stiftete derselbe engere Verbindung zwischen Freiburg und Genf. Als er, um sein Werk zu vollenden, mit verheißenem sichern Geleit nach Genf zurückkam und den Bund mit Freiburg (6. Hornung 1518) zu Stande brachte, ward der Herzog darüber so erzürnt, daß er einige Genfer, die durch sein Land reiseten, in Turin hinrichten ließ. Desto heftiger ward die Erbitterung und offene Parteiung zwischen denen, die lieber zu den Eidsgenossen, und denen, die lieber zum Herzog hielten. Der Letztern waren aber wenige, und

man hieß sie nur Mameluken. Die andern aber hieß man Eidsgenossen, oder, wie sie mit ihrer französischen Zunge aussprachen, Hugenotten.

Es ward der Streit wegen des Bündnisses vor manche schweizerische Tagsatzung gebracht, wenn auch ohne Erfolg. Der Herzog verfolgte die Hugenotten wie abtrünnige Unterthanen so grausam, daß Viele nach Bern und Freiburg flüchteten. Den Berthelier selbst ließ er auffangen und hinrichten. Der savoiische Adel mußte die Stadt auf alle Weise plagen. Dann kam zu dem Allem noch der Streit um die neue Kirchenlehre. Die meisten Hugenotten waren evangelisch-reformirt. Ja der Prior von St. Victor, Namens Bonnivard, stand einer der ersten auf, der wider den Papst lehrte. Desto härter verfuhren der Herzog und der Bischof gegen die Genfer, also daß Bern und Freiburg nicht länger ihre Bundesgenossen ohne Schutz lassen wollten. Mit zwölftausend Mann zogen sie verwüstend durch's Waatland bis Morsee. Da traten Abgeordnete von Wallis und zehn Kantonen vermittelnd herbei und bewogen das Heer zum Rückzuge, und zu St. Julian ward Friede geschlossen (1530). Der Herzog verhieß, die Rechte von Genf zu ehren, widrigenfalls er mit Verlust seines gesammten Waatlandes bedroht ward; und hinwieder Genf versprach, bei Verlust des eidsgenössischen Bundes, des Herzogs Rechte zu schonen.

Friede war hergestellt, Freundschaft nicht. Der grollende Herzog setzte die Verfolgungen fort. In der Stadt haderten die Parteien der Katholischen und Evangelischen. Es wurden Anschläge wider einander gemacht, Meuchelmorde vollzogen. Die Hugenotten aber behielten Oberhand. Bischof und Herzog machten endlich Entwürfe, die Stadt mit gewaffneter Faust zu überfallen. Wachsamkeit und Tapferkeit der Bürger vereitelten jedoch diese Entwürfe. Der Bischof floh, erschrocken vor dem Volk, aus der Stadt und verlegte seinen bischöflichen Sitz nach Gex. Das kam den Genfern wohl recht. Nun führten sie ohne Scheu evangelischen Gottesdienst ein, erklärten des Bischofs Oberherrlichkeit verfallen und ihre Stadt zum unabhängigen Freistaat (im Jahr 1536).

Es war ein verwegener und großer Schritt. Aber er gelang. Denn zu den Genfern begab sich Johannes Calvin, ein französischer Geistlicher aus Noyon. Der war ein gelehrter, in Staats- und Kirchendingen gewandter, und in Verbreitung des evangelischen Glaubens gar eifriger Mann. Derselbe richtete bei ihnen nicht nur den Gottesdienst nach der neuen Lehre ein, sondern mit großer Strenge verbesserte er auch die zügellosen Sitten, und half er der Einrichtung des neuen Gemeinwesens durch feste Gesetze. So groß ward das Ansehen Calvins, daß zuletzt nichts wider seinen Wil-

len geschah; so groß der Ruhm seiner Einsicht in geistlichen Dingen, daß in der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland nach seinem Namen die Reformirten Calvinisten geheißen wurden.

Als indessen die vertriebenen Mameluken und der savoiische Adel des Waatlandes die Stadt hart bedrängten, sandten die Berner dem Herzog von Savoien eine Kriegserklärung, weil er den Frieden von St. Julian nicht halte. Sie schickten siebentausend Mann Kriegsvolk (Jänner 1536) in's Waatland, eroberten binnen eilf Tagen Alles von Murten bis Genf, befreiten die frohlockende Stadt; vertrieben den Bischof aus Lausanne, nahmen dessen Güter und Rechtsame an sich, und wurden Oberherren des ganzen Waatlandes, hier noch mit geringerer Mühe, als ehemals im Aargau. Denn der Herzog von Savoien konnte nur schlechten Widerstand leisten, weil er mit dem Könige von Frankreich Krieg führte, und sich in großer Noth befand. Der savoiische Adel stand gar ohnmächtig da. Die Städte und Gemeinen aber unterwarfen sich den Bernern gern, weil die savoiischen Herzoge oft übel regiert, und die Landstände mehr für sich selbst, als für das Volk, gesorgt hatten.

Doch Wallis und Freiburg sahen die Eroberung der Waat durch Bern nur mit ungünstigen Herzen. Sie wollten gern auch ihren Theil davon. Die Walliser bemeisterten sich von ihrer Grenze

hinweg des Gebiets bis an die Dranse; die Freiburger nahmen die Landschaft von Rue und Romont. Bern ließ das wohl geschehen, um ungestört das Hauptland zu behalten, und sich darin festzusetzen. Darum führte es sogleich auch aller Orten den reformirten Gottesdienst ein, setzte über die verschiedenen Bezirke acht Landvögte, und verordnete für das neuerworbene welsche Gebiet einen eigenen Seckelmeister, der Rechte und Einkünfte des Staats zu verwalten hatte. Nur wenige Orte behielten die ehemaligen Freiheiten. Der Stadt Lausanne jedoch verblieben ihre alten großen Vorrechte fast insgesammt, also daß sie wie eine Schutzstadt anzusehen war. — Zweimal schon in frühern Zeiten hatte Bern die Waat erobert; einmal in den Burgunderkriegen, da es Bex und Aelen für sich behielt, das zweitemal vor dem Frieden bei St. Julian, da es nichts behielt. Jetzt zum drittenmal gab es die schöne Beute nicht wieder zurück.

Zwar die großen und reichen Grafen von Greierz, welche im Waatlande viele Güter hatten, weigerten sich lange standhaft, den Städten Bern und Freiburg wegen ihrer hiesigen Herrschaften Huldigung zu leisten. Allein weil die Grafen verschuldet und geldbedürftig waren, kauften Bern und Freiburg staatsklug die Forderungen von deren Gläubigern an sich (im Jahr 1554). So ge-

langte damit Freiburg noch in den Besitz der Herrschaft Greierz; Bern aber in den Besitz von Rötschmund und Oron.

Es hatte Bern demnach sein Gebiet um das Doppelte erweitert, und ist durch staatskluge Benutzung des günstigsten Augenblicks, durch Gemeinsinn, Entschlossenheit und tapferes Gemüth seiner Bürger die mächtigste Stadt der ganzen Eidsgenossenschaft an Land und Leuten geworden.

35.

Glaubenshaß in den italienischen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalenderstreit und der Borromeische Bund.

(Vom Jahr 1558 bis 1586.)

Die Stadt Genf, mit einem kleinen Gebiet ausser ihren Ringmauern, blühte fortan als Freistaat und ward eine der berühmtesten Städte des Schweizerlandes durch Kunst und Wissenschaft. Doch weigerten sich die Eidsgenossen, sie als zugewandten Ort zu erkennen, weil sie immerdar voller Unruhen blieb. Diese Unruhen waren Wirkung theils der jungen Freiheit selbst, theils der herben Strenge vom Religionseifer des Johannes Calvin. Calvin verfolgte Jeden, der nicht seinen Lehren beistimmte, mit Verbannung, Schwert und Scheiterhaufen.

Nur Bern allein hielt treu zu Genf, Genf zu Bern; auch erneuerten beide ihr Burgrecht oder Schutzbündniß (im Jahr 1558) auf ewige Zeiten. Denn Genf fand an Bern den sichersten Schutz seiner Freiheit gegen äussere und innere Anfechtung; Bern dagegen an Genf eine starke Vorwacht gegen Savoien, zur Behauptung der Waat, und zur Zähmung der Waatländer, wenn diese vielleicht Freiheiten ansprechen wollten, welche die eidsgenössische Stadt nicht zu bewilligen gut fand.

Der Glaubenszwist unter den Eidsgenossen und ihren Unterthanen hatte unterdessen auch in den ennetbirgischen oder italienischen Landvogteien, jenseits des Gotthards, viele Herzen getrennt. Besonders war in der Vogtei Locarno die Anzahl der Evangelisch-Reformirten groß; zu ihnen gehörten viele der angesehensten und reichsten Geschlechter; dort hatten Lälius und Faustus Sozzini eine weit freiere Denkart in Glaubenssachen verbreitet, als selbst Zwingli in Zürich und Calvin zu Genf. Aber die Sozzini wurden vertrieben und ihre Anhänger verbannt, oder mit dem Tode bestraft. In Locarno selbst ward darauf Beccaria der vornehmste Lehrer der Evangelischen. Auch ihn verhaftete der katholische Landvogt; aber ein Haufe reformirter Männer bestürmte das Schloß desselben und erzwang

Beccaria's Freilassung. Der Landvogt, von den sieben katholischen mitherrschenden Ständen der Eidsgenossen bevollmächtigt, gebot dann allen Evangelischen den Besuch des katholischen Gottesdienstes und verwies mehrere des Landes. „Das ist gegen den Landfrieden!" riefen die evangelischen mitherrschenden Stände. — „Nein," sprachen die katholischen Stände, „der Landfrieden erstreckt sich nicht auf die italienischen Vogteien; hier gilt Mehrheit der Stimmen!" Und so dauerten die Verfolgungen. Dazu ermunterte ohne Unterlaß der päpstliche Nunzius oder Gesandte. Zuletzt wurde Landesverweisung aller Reformirten aus Locarno beschlossen, und (im März 1555) vollzogen. Anderthalbhundert Personen mußten auf dem Rathhause zu Locarno mit schweigender Ergebung des Verdammungsurtheil hören. Da trat plötzlich der päpstliche Nunzius in den Saal und rief ergrimmt: „Das ist zu gelinde! Man muß den Landesverwiesenen auch Hab und Gut, ja ihre Kinder entreissen!" — Solcher Härte entsetzten sich aber die Gesandten der katholischen Eidsgenossenschaft. In ihrer Brust lebte viel mehr Menschlichkeit, als in der Brust des Gottespriesters. Und sie sprachen: „Nimmermehr weichen wir von unserm einmal gefällten Urtheil!"

Also zogen die Verbannten mit Weib und

Kindlein in der rauhen Jahreszeit über wilde Gebirge hin, weit von der Heimath ihrer Väter hinweg. Die evangelischen Eidsgenossen empfingen dieselben mit christlicher Barmherzigkeit. Ueber hundert der Verwiesenen fanden Zuflucht in Zürich. Es waren bei denselben reiche und gelehrte Männer, die Orelli, die Muralte und andere, deren Geschlechter noch heut in Zürich blühen. Sie brachten die Kunst der Seidenweberei in diese Stadt, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe an, und erhöhten durch ihren Fleiß den Wohlstand Zürichs, der bald weit über die Grenzen der Schweiz hinaus berühmt ward.

Es ist zu glauben, daß die Eidsgenossen wohl endlich zur ehemaligen Eintracht, trotz der Kirchenverschiedenheit, zurückgekehrt sein würden, wenn sie nicht den Einflüsterungen auswärtiger Gesandten allzugeneigt ihr Ohr geliehen hätten. Allein es waren zu jener Zeit auch Religionskriege in Deutschland und Frankreich; da warben nun die Boten der kriegführenden Fürsten um Gunst und Beistand der Kantone ihres Glaubens, und wiegelten sie gegen die Andern auf; und die Priesterschaft auf beiden Seiten half tapfer, die Gemüther alles Volks noch mehr zu entflammen. Vorsichtig zwar enthielten sich die evangelischen Stände aller Einmischung in fremde Händel; aber

nicht also die katholischen Stände. Diese folgten dem Worte des päpstlichen Nunzius, nicht minder dem Golde, welches besonders der französische Gesandte spendete, um Schweizersöldner in seines Königs Dienst zu ziehen. Sie schlossen im Jahre 1553 mit König Heinrich II von Frankreich zum erstenmal einen vollständigen Vertrag (Kapitulation geheißen) über die in französischen Kriegsdienst zu gebenden Schweizer, und stellten zehntausend derselben in einem Jahre und sandten von Jahr zu Jahr beträchtliche Verstärkungen nach. Ruhmvoll zwar haben die Schweizer auf fremdem Boden, doch immer nur als Söldner, gestritten. Ihr Blut, ihre Thaten gehörten nicht dem Vaterlande an, darum auch nicht der Geschichte des Vaterlandes. Mögen Fremdlinge preisen, was Söldner bei ihnen gethan.

Sehr geschäftig war vor Allen der päpstliche Nunzius, den reformirten Kantonen wehe zu thun. Er sann sogar darauf, Genf, vielleicht auch Waatland, wieder an den Herzog von Savoien zu bringen. Gern hätten ihm, um Berns Ueberlegenheit zu schwächen, wohl selbst reformirte Kantone dazu geholfen. Doch gelang das nicht. Denn als der Herzog von Savoien wirklich das Waatland wieder zurückforderte (im Jahre 1564), kam Bern, staatsklug den übermächtigen Feind ausweichend, durch freiwilliges Opfer des Ländleins Gex und

des ganzen Bezirks jenseits des Genfersees, größerm Verluste zuvor. Dagegen entsagte Herzog Emanuel Philibert im Vertrag zu Lausanne allen seinen Ansprüchen auf die Waat, und der König von Frankreich gewährleistete diesen Vertrag, doch unter Vorbehalt der alten Freiheiten, die das Waatland von jeher bei Savoien genossen hatte. — Genf hingegen blieb den Anfechtungen von Savoien noch lange Zeit bloßgestellt. Das erweckte aber nur neue Kräfte in diesem kleinen, jedoch heldenmüthigen Freistaat, der sein Dasein muthvoll gegen listige Tücke und übermächtige Gewalt vertheidigte, allezeit von Bern mannlich unterstützt. Darum (im Jahre 1581) trat auch Zürich endlich mit den Genfern in ewiges Burgrecht.

Unter allen Vertheidigern des römischen Stuhls war in der Eidsgenossenschaft nie einer von größerer Wirksamkeit erschienen, als der Kardinal Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand. Aber auch selten war einer so sehr durch Tugenden des Geistes und Herzens fähig, Großes zu vollbringen, als dieser junge, vielthätige, gottesfürchtige, für seinen Glauben begeisterte Mann. Der Ausbreitung der neuen Lehren ewige Schranken zu bauen und die tief erschütterte altkatholische Kirche gegen den Sturm der Zeit aufrecht zu halten: das ward das erwählte Tagwerk seines Lebens. Deshalb

schaffte er in Italien viele Mißbräuche ab, reinigte die Sitten der Geistlichkeit und that viele Reisen. Er trat auch in die Schweiz. Aber nicht Alles, was er hier vollbrachte, brachte den Eidsgenossen Segen.

Wie er in das Veltlin kam, wo die Bündner reformirte Schulen gründen wollten, arbeitete er mächtig, heimlich dagegen. Doch in Bünden hätte er gern Katholiken gegen Reformirte in Harnisch getrieben; aber, ausgenommen am Hofe des Bischofs von Chur, empfingen ihn die freien Söhne des Hochlandes kalt. Denn die Bündner hatten des Religionszanks genug gehabt, und mit demselben war, wie bei den Schweizern, politischer Eigennutz reicher Familien Hand in Hand gegangen. Darüber hatte schon der edle Freiherr Johann Planta von Rhäzüns (1572) sein Leben schuldlos auf dem Blutgerüst, und mancher Biedermann durch Strafgerichte Ehr' und Heimath, Gut und Blut verloren. Man spricht noch heut zu Tage im Bündnerlande von den ruchlosen Strafgerichten zu Thusis und Chur, von den bewaffneten Aufläufen des Volks, und von dem herrschenden Laster der Bestechung in damaliger Zeit. Aber durch das Gesetz des Kesselbriefes (1570) war endlich dem Laster Schranken gesetzt, vermittelst Geschenken und Umtrieben Staatsämter zu erwerben; und durch das Gesetz des Drei-

siegelbriefs (1574) bewaffneter Aufstand im Lande untersagt. Denn in den Bündnern lebte, bei aller Liebe unbeschränkter Freiheit, auch Liebe der Rechtlichkeit. Nur einzelnen vornehmen, herrschsüchtigen Geschlechtern war weder an Freiheit, noch Rechtlichkeit groß gelegen.

Als Kardinal Karl Borromeo zu den Eidsgenossen kam in die Schweiz, fand er bei den katholischen Kantonen vielen Beifall. Weil sie für Schulunterricht zu wenig thaten, stiftete er für die katholische Jugend der Schweizer eine Priesterschule, genannt Seminarium, zu Mailand. Auch das stiftete er: es müsse beständig ein päpstlicher Nunzius im Schweizerlande wohnen. Solches gefiel den Reformirten übel; sie spürten wohl, der werde ihnen immerdar Verdruß machen wollen. Als einst im Winter (1580) solch ein Nunzius nach Bern kam, wies ihn die Regierung aus der Stadt und die Buben auf den Gassen warfen ihn mit Schneeballen.

Der Streit zwischen katholischen und evangelischen Parteien erfüllte in jenen Tagen fast die ganze Welt. Spanien, Savoien und der Kaiser waren des Papstes tapferste Vorfechter. In Frankreich wurden aber trotz dem die Hugenotten oder Reformirten doch fast Meister. Der Papst arbeitete, die ganze katholische Welt zum Krieg auf ...d und Leben gegen die Evangelischen zu bewe-

gen. Das hieß er einen heiligen Krieg. Im Schweizerlande ermahnte Kardinal Borromeo eifrig dazu, man müsse für Erhaltung der römischen Kirche starken Bund zusammen schliessen. Und je länger die Menschen unter einander also stritten, je mehr erhitzten sich die Gemüther. Ja es gedieh so weit, daß die Reformirten den damals erschienenen verbesserten neuen Kalender nicht annehmen wollten (1582), weil ihn ein Papst hatte verfertigen lassen. So argwöhnisch gegen Alles, wenn es von Rom kam, auch gegen das Beste, waren die Evangelischen, daß sie lieber die schlechte Zeitrechnung des alten Kalenders beibehielten. Wenig fehlte, es wäre darüber unter ihnen selbst blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen.

Der Zank um den alten und neuen Kalender half vieles dazu, daß die katholischen sieben Orte den Bund für Erhaltung der römischen Kirche unter sich schlossen, den Borromeo angerathen hatte. Am zehnten Oktober 1586 kamen Gesandte von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg in der Stadt Luzern zusammen, und beschworen den Bund, welchen man den goldenen oder borromeischen hieß. Billiger hätte er der blutige geheißen. Er riß Eidsgenossen von Eidsgenossen noch weiter.

36.

Aufstand in Mühlhausen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen sich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln.

(Vom Jahr 1587 bis 1603.)

Von nun an hielten die katholischen Orte fester mit Fremden zusammen, als mit Schweizern evangelischen Glaubens. Darüber freuten sich die Ausländer, denn sie zogen aus dieser Zwietracht Vortheil. Da kam der Gesandte von Spanien, und streute Gold aus und schloß mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg einen Bund für seinen König (im Jahr 1587). Da kam der päpstliche Nunzius, predigte Krieg gegen die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich, und mehr denn achttausend katholische Schweizer zogen hinaus in den ausländischen Bürgerkrieg. Da kamen Gesandte der Hugenotten und predigten Krieg zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens in Frankreich; und Tausende von reformirten Schweizern und Bündnern zogen hinaus in die französischen Blutfelder, und die Obrigkeiten im Lande thaten, als wüßten sie nichts davon. Auf fremder Erde, um schnödes Geld, würgten Schweizer ihre eigenen Brüder. Das that Glaubenshaß!

Und in Alles mischte dieser böse Geist sein Gift. Auch das Kleinste machte er zum Werkzeug großen Verderbens, wie es Mühlhausen erfuhr.

Die Stadt Mühlhausen im Elsaß ist eines uralten Entstehens. Schon seit fast fünfhundert Jahren war sie, gleich den meisten Städten der Schweiz, eine freie Stadt des deutschen Reichs, und seit hundert und zweihundert Jahren schon mit Basel, dann mit Bern, Freiburg und Solothurn in Schutzbündnissen gewesen, endlich (seit dem Jahr 1515) als zugewandter Ort der Eidsgenossen betrachtet, mit Sitz und Stimme auf Tagsatzungen. Nun begab sich, daß daselbst das Geschlecht der Finninger Rechtsstreit mit andern Bürgern wegen eines Stücks Waldes bekam und verlor. In ihrer Rache wandten sich die Finninger an die österreichische Regierung zu Ensisheim, dann an die Tagsatzung der Eidsgenossen. Und weil man den katholischen Schweizern vorspiegelte, sie könnten Mühlhausen bei dieser Gelegenheit zum alten Glauben zurücktreiben, nahmen sie sich der Finninger an, und bedrohten den Stadtrath von Mühlhausen mit Aufhebung des alten Bundes. Der Stadtrath hinwieder rief die evangelischen Orte an, und diese entschieden zu dessen Gunsten. Alsbald schickten die katholischen Orte, nebst Appenzell, den Mühlhausern den eidsgenössischen Bundesbrief mit abgerissenen Siegeln zurück. Nun

machte die Partei der Finninger darüber Aufruhr, gewann das Volk, und setzte den Stadtrath ab, als sei er am Verlust des Bundes mit den Eidsgenossen Schuld. Die evangelischen Kantone wollten freundlich vermitteln und richten, aber wurden nicht gehört; und als sie drohten, die Ordnung der Dinge mit Ernst herzustellen, waffneten die Bürger und verstärkten sich mit österreichischen Soldaten. Also schickten die reformirten Eidsgenossen Kriegsvolk, unter Anführung des Feldherrn von Erlach; sechshundert Basler voran. Aber von den Stadtmauern donnerte das schwere Geschütz. Da stürmten und erbrachen die Schweizer noch in später Nacht das Thor. Gefecht und Morden ward in allen Gassen; die Bürgerschaft besiegt; die fremde Besatzung entwaffnet, fortgeschickt und die Ruhe mit Enthauptung der vornehmsten Aufwiegler hergestellt. Doch seit diesem Jahre (1587) blieb für Mühlhausen die Bundesgenossenschaft der katholischen Eidsgenossen auf ewig verloren, und die Stadt gelangte nie wieder auf der Tagsatzung zum Stimmrecht.

Bald nachdem geschahen schier noch üblere Dinge im Lande Appenzell. Hier hatten in beiden Rhoden Evangelische und Katholiken unter einander gewohnt, im äussern Rhoden mehr Reformirte, im innern und im Hauptflecken Appenzell mehr Katholische. Nun kamen die Kapuziner

in's Land, und stifteten heimlich auf, man müsse die Evangelischen mit Gewalt zur katholischen Kirche treiben; der Landammann Meggelin, ein im alten Glauben harteifriger Mann, wollte dazu den Anfang machen. Er beschied siebenundzwanzig junge reformirte Männer vor den großen zwiefachen Landrath zur Verantwortung und ließ das Rathhaus von katholischen Bauern umringen. Wenn die Siebenundzwanzig nicht gehorchen würden, wollte er am Fenster ein Zeichen geben, es sollte der Rath sich schnell entfernen, und das Volk stracks über die Siebenundzwanzig herfallen. Allein er hatte übel gerechnet. Denn als die Männer nicht gehorchen wollten, und er zum Fenster und die Rathsherren zur Thür liefen, zogen die Siebenundzwanzig unter ihren Mänteln verborgenes Gewehr hervor, besetzten Thür und Fenster, und brachten den Landammann in so großes Schrecken, daß er zum Fenster hinausrief: „Friede. Geht nur auseinander!" So gingen die Bauern auseinander, und die Siebenundzwanzig entkamen ohne Schaden. Dieser Tag (14. Mai 1578) ward nun der Anfang aller Unruhen.

Von da an plagten und verfolgten sich die Parteien bitterlich. Die Reformirten waren sehr gedrängt in Innerrhoden, die Katholiken sehr geängstet in Ausserrhoden. Man nahm einander gefangen; man läutete mehrmals Sturm; man

griff mehrmals zu den Waffen. Verständige Vaterlandsmänner verhüteten immer glücklich den Bürgerkrieg. Nachdem endlich weder in Räthen, noch Kirchhörinen oder Gemeineversammlungen, noch in Landsgemeinen Einigkeit zu bringen war, ward eidsgenössisches Recht angerufen. Die Eidsgenossen aber waren wiederum mehr Partei als Richter. Die Katholischen halfen den Katholiken, die Reformirten den Evangelischen. Zuletzt sprachen die Appenzeller: „Das gibt keine Ruhe; man muß das Land theilen und jedem Theile eigenen Glauben, eigene Obrigkeit und eigenes Gericht überlassen!“

Das geschah nach zehnjährigem Lärmen nun wirklich, und den Landtheilungsbrief haben sie am 8. Herbstmonds 1597 unterschrieben. Es wurden zwischen Ausserrhoden und Innerrhoden Land und Recht, Panner und Siegel, selbst das Geschütz im Zeughaus getheilt. Die Evangelischen setzten sich in Ausserrhoden an und zählten da zusammen sechstausend dreihundert zweiundzwanzig Mann; in Innerrhoden wohnten die Katholischen und zählten zusammen zweitausend siebenhundert zweiundachtzig Mann. Aber beide Rhoden, obgleich getheilt, wie Ob- und Nidwalden, blieben im Kreise der Eidsgenossen, gleichwie Unterwalden, nur ein einziger Stand.

Solches war Allen recht, nur nicht dem Landammann Tanner von Innerrhoden. Der haßte

die Evangelischen in Ausserrhoden unversöhnlich, und wollte sich nicht zufrieden geben; stiftete Zwietracht und Neckerei, und hoffte die katholischen Kantone sogar zu vermögen, Ausserrhoden zu zwingen, den dort noch wohnenden sechs bis sieben Katholiken alle Vorrechte wie im innern Rhoden zu gestatten. Dies gelang dem Tanner jedoch nicht, und er ward wegen seiner Thaten und Gesinnungen zuletzt selbst den eigenen Mitbürgern so verhaßt, daß er Hab und Gut und Würden verlor, und als armer Mann umherzog und in einem Viehstall im Thurgau elendiglich starb.

Wohl war es ein Glück für's Schweizerland, daß Könige und Fürsten, ringsumher in allerlei Kriegshändel verstrickt, sich nicht in die Streitigkeiten der Eidsgenossen mischen konnten. Vielleicht wäre es um die Unabhängigkeit, mehr als einmal, geschehen gewesen. Aber Spanien und Mailand kriegten mit Frankreich, und der deutsche Kaiser mit den Türken. Jeder wollte dabei die Schweizer zum Beistand. Die Eidsgenossen hingegen, entweder weil sie sich unter einander nicht trauten, oder weil ein Theil diesem, der andere Theil jenem Fürsten wohl wollte, lähmten sich gegenseitig. Vielmehr mahnten sie den König von Frankreich und den König von Spanien auf rührende Weise zum Frieden, und Zürich bat den Kaiser, und Luzern den Papst, solchen Friedensvorschlägen

Eingang in die Herzen zu schaffen. Sie richteten freilich wenig aus.

Darum, und weil König Heinrich IV. von Frankreich ein gar tugendlicher und tapferer Herr war, den Evangelischen nnd Katholischen lieb, und weil er versprach, jährlich viermalhunderttausend Kronen in die Schweiz zu schicken, als Abzahlung rückständiger Schulden, und weil er sogleich eine Million baaren Geldes mit seinem Gesandten sandte, wurden ihm Alle von Herzen gewogen. Und sie schlossen mit ihm neuen Bund (1602).

Der war jedoch weder den Spaniern gelegen, noch dem Papst, noch dem Herzog von Savoien. Die Alle haßten den tapfern König Heinrich IV. Und der Herzog von Savoien meinte, es sei die beste Zeit, sich wieder Meister von Genf zu machen. Heimlich nahm er seine Soldaten, und Neapolitaner und Spanier dazu, und schickte seinen Feldobersten Brunaulieu in der Stille aus, die Stadt zu überrumpeln. In finsterer Nacht (zwischen dem 11. und 12. Dezember 1602) rückten sie gegen die Mauern, legten Sturmleitern an, stiegen hinauf und glaubten schon, Alles sei gewonnen. Aber da hörte eine Genfer Schildwacht das Getöse und schoß das Gewehr ab. Es ließ der Wächter das Schutzgatter des Thors nieder; es wachten die Bürger auf: „Hurrah, der Feind ist da!“ liefen mit den Waffen auf die Wälle, tödte-

ten, was schon in die Stadt eingedrungen war, und zerschossen die Sturmleitern. — Mit Verlust und Schimpf und Schanden zogen die Savoiarden ab.

Stracks schickten Bern und Zürich Hilfe in die Stadt und nöthigten den Herzog zum Friedensvertrag (11. Juli 1603), worin er verhieß, vier Meilen weit um Genf kein Kriegsvolk mehr zu halten, da keine Festung zu bauen, auch die Stadt nimmer anzufechten. Seitdem feierten die Genfer alljährlich die Sturmleiter-Nacht oder Escalade, als Siegs- und Freudenfest.

37.

Unruhen in Biel. — Verschwörung gegen Genf. — Der schwarze Tod. — Anfang der Bürgerkriege in Bünden.

(Vom Jahr 1603 bis 1618.)

In derselben Zeit, da die freien Genfer ihr Kränzlein gegen des Herzogs von Savoien Nachstellungen behaupteten, stritten die Leute im Lande Wallis ihren letzten bittern Kampf um Glaubenssachen. Hier waren die Reformirten an Zahl die Schwächern; darum unterlagen sie. Zwar hatten sie seit mehr denn fünfzig Jahren, vermöge eines geschlossenen Landfriedens (1551), Duldung

genossen; allein am Ende mochte man sie nicht länger im Lande leiden. Der Bischof und der Landrath befahlen, sie müßten ihre Güter verkaufen und das Vaterland meiden. Es war umsonst, daß die evangelischen Kantone (im Jahr 1603) Fürbitten einlegten; die katholischen Kantone brachten dagegen Ermunterungen, man müsse die Reformirten und ihre Prediger austreiben. Und sie wurden vertrieben und sahen das Land ihrer Väter nicht wieder.

Eben so haderten die Bürger von Biel mit ihrem Bischof. Biel ist eine alte Stadt, anmuthig gelegen an ihrem See. Sie ist lange mit eigenen Freiheiten unter den Grafen von Neuenburg gewesen, nachher (im Jahr 1274) an den Bischof von Basel gekommen, der ihr die Rechtsame einer freien Reichsstadt verschaffte, damit sie ihn lieb habe. Durch solche Freiheit war die Stadt schnell aufgeblüht; sie führte in mancher Fehde ihre Waffen glücklich, und die Einwohner im Thale Erguel folgten ihrem Panner. Mit Bern hatte sie schon früh (1279) Bund und Burgrecht zum Schutz ihrer Rechte; dann auch mit Solothurn (1382) und hundert Jahre später (1496) auch mit Freiburg. Mit allen Eidsgenossen hielt sie freundlich zusammen, und ward daher auch, als zugewandter Ort, geehrt. Sie suchte zuletzt sämmtliche Rechte des Bischofs über ihre Bürgerschaft

und über die Landschaft Erguel (1554) zu kaufen, um Hauptstadt eines schönen Gebietes zu werden. Allein der Versuch mißlang und brachte noch viel Verdruß und Streit zwischen Biel und dem Bischof von Basel. Doch ward der Hader zuletzt (1610) freundlich von eidsgenössischen Schiedsrichtern abgethan, also, daß Biel dem Bischof ferner als Landesfürsten huldigte, ohne dessen und der Eidsgenossen Zustimmung sie keine neue Bündnisse schliessen konnte, und der seine Rechtsame in der Stadt behielt, so wie er anderseits auch die Freiheiten von Biel bestätigen mußte, und daß die Mannschaft vom Erguel ferner unter dem Panner der Stadt im Kriege verblieb.

Noch wäre viel von andern Zwiespalten und Zerwürfnissen aus diesen Zeiten zu sagen; von der Verschwörung zweier Franzosen, du Terreil und La Basside, welche die Stadt Genf (im Jahr 1609) durch Verrätherei überrumpeln und dem Herzog von Savoien in die Hände spielen wollten, aber verrathen und hingerichtet wurden; oder von den Händeln im Thurgau, wo betrunkene Bauern auf einer Hochzeit zu Gachnang (1610) den Hektor von Beroldingen, einen dortigen Gutsherrn, mißhandelten, seine Kapelle schleiften und den Statthalter des Landvogts steinigten, woraus dann die evangelischen und katholischen

Kantone so weitläufige und gefährliche Streitsache machten, daß die Katholischen nicht mehr mit den Zürichern auf Tagsatzungen erscheinen wollten und beide Theile Krieg drohten, hätten nicht die übrigen Eidsgenossen gütlich vermittelt. Allein größere und schreckhaftere Geschichten sind zu melden.

Es brach die Pest aus. Man nannte diese schreckliche Krankheit nur den schwarzen Tod. Sie kam aus fernen Ländern (1610) über Basel, wo sie bei viertausend Menschen tödtete. Sie drang im folgenden Jahre tiefer ins Land, nach Bern und Solothurn und Freiburg. In Zürich starben fünftausend Personen; im Glarner Lande bei zweitausend; weit mehr noch im Toggenburg und Appenzellerland. Zu Sarnen in Obwalden legte man zweihundert und achtzig Todte in ein einziges Grab. Im Thurgau entvölkerte der schwarze Tod ganze Dörfer, und die Aecker lagen öde, weil keine Hand sie mehr baute. Als man die Verstorbenen des Thurgau's zählte, waren derselben dreiunddreißigtausend fünfhundert vierundachtzig an der Zahl. Ueberall fast ging der vierte Theil des Volkes ins Grab.

Bis hinauf in die hohen Thäler Graubündens würgte die Hand des schwarzen Todes. Aber in diesen Thälern wütheten damals noch andere Schrecken, welche der Mensch selbst schuf.

Seit der König von Spanien Herr von Mailand und der Lombardei geworden, trachtete er heimlich, Herr vom bündnischen Unterthanenland Veltlin zu werden, um mit Oesterreich durch Tyrol näher zu verkehren. Denn Oesterreich war Spaniens bester Bundesgenosse und konnte nach Mailand keine Hilfe schicken, als durch das Gebiet von Venedig oder von Bünden. Darum mischte sich der spanische Statthalter zu Mailand, auf Geheiß seines Herrn, gern in die Händel der Veltliner, und die Veltliner hatten immerdar Gezänk unter sich, besonders der Religion willen. Seit nämlich die Bündner (im Jahre 1552) den Veltlinern freie Uebung auch des evangelischen Gottesdienstes gestattet hatten, waren die Einwohner vieler Gemeinen zu demselben übergetreten, und daher Feindschaft von den andern gekommen.

Der König von Frankreich, Oesterreichs und Spaniens Feind, warnte die Bündner vor den Absichten Spaniens. Auch der Freistaat Venedig warnte, der vor der Macht Oesterreichs und Spaniens Furcht hatte. Venedig sowohl als Frankreich und Spanien schickten Gesandte ins Bündnerland, die mußten den Häuptern und den Vornehmsten schöne Worte und Geschenke geben. Das gefiel den Herren wohl; der Eine dachte gut spanisch, der Andere gut französisch, selten einer gut vaterländisch. An der Spitze der spanischen Partei

stand Rudolf Planta, an der Spitze der französischen Herkules von Salis. Zuerst hatte jener die Gewalt und die meisten katholischen Gemeinden auf seiner Seite. Der spanische Statthalter von Mailand erbaute auf einem Hügel am Comersee eine Festung, die er nach seinem Namen Fuentes nannte (1604). Von da sah er tief in die Thäler von Cläven und Veltlin; er hielt einen Hauptpaß von Bünden in seiner Hand.

Jetzt erschrack das Bündnervolk und ward voll großer Unruhe. Es klagten beide Parteien einander an. Die Gemeinen erhoben ihre Fahnen und setzten ein Strafgericht zu Chur nieder, welches die Landesverräther richten sollte. Da wurden, wie in Volksstürmen geschieht, Schuldige und Unschuldige eingekerkert, verbannt, oder ihrer Güter beraubt, und Georg Beeli, der österreichische Landvogt zu Castels, und Kaspar Baselga, ehemals fürstbischöflicher Hauptmann zu Fürstenburg, auf dem gemeinen Richtplatz der Stadt Chur enthauptet (1607). Sie hatten den Spaniern treuer, als ihrem Vaterlande gedient. Vergebens bat die Eidsgenossenschaft für das Leben derselben. Es bereute Beeli zu spät auf dem Richtplatze seinen Leichtsinn und sprach: „Der Bürger eines freien Landes hört auf ein freier Mann zu sein, wenn er fremder Fürsten Gunst allzuhoch schätzt.“

Zwar milderte ein neues Strafgericht zu Ilanz bald nachher manche der ausgesprochenen Strafen. Allein der Parteihaß ward nicht milder. Spanisches und französisches Gold nährten ihn. Der Eine warb für Venedig und Frankreich, der Andere für Mailand. Jeder wollte Rache, jeder vom Auslande Jahrgeld und Geschenke und sich groß machen. Neue Strafgerichte wurden zusammengerottet, neue Ungerechtigkeiten verübt, neue Feindschaften angeblasen. Das spanische wie das venedische Bündniß wurden verworfen. Gemeinden standen zuletzt gegen Gemeinden, Brüder gegen Brüder. Im Thale Engadin zog das getrennte Volk bewaffnet ins Feld; an der Spitze der Spanischgesinnten Augustin Travers, des Rudolf Planta Schwager, an der Spitze der venedischen Partei Anton Travers, des Augustins Bruder. Schon waren Männer auf beiden Seiten durch Stückkugeln getödtet: da stürzten heulend noch die Weiber und Schwestern zwischen die streitenden Brüder und Gatten, und besänftigten die Erbitterten.

Doch was die Liebe zarter Frauen versöhnt hatte, schied der Glaubenshaß hartherziger Priester von Neuem. Zu Bergün, im wilden Bergthal zwischen Gletschern, saß die evangelische Geistlichkeit des Landes zu einer Kirchenberathung (im Jahre 1618) beisammen. Da sagten einige der-

selben: der Statthalter von Mailand habe wieder große Summen ins Land geschickt, um das spanische Bündniß zu Stande zu bringen; und wenn es ihm nicht gelänge, wolle er Veltlin in Aufruhr jagen, dort über alle Evangelische herfallen und ein fürchterliches Blutbad anrichten.

Als diese Rede im ganzen Lande verbreitet ward, erhob sich das erschrockene Volk. Am ersten in Engadin, wo Rudolf Planta ins Tyrol flüchten mußte. Gegen ihn war von Samaden ein reformirter Pfarrer, Georg Jenatsch, mit bewaffneten Haufen gezogen. Zu Thusis ward ein Strafgericht versammelt und von reformirten Pfarrern verderbenvoll geleitet. Da wurde Rudolf Planta vogelfrei erklärt, desgleichen sein Bruder Pompejus. Da wurde Johannes Flugi, Bischof von Chur, der entflohen war, Lebens und Gutes verlüstig gesprochen; Augustin Travers auf ewig verbannt; mancher Andere geächtet und bestraft, am härtesten Nikolaus Rusca, Erzpriester von Badano aus dem Veltlin, und Johann Baptist Prevost, genannt Zambra, Landammann des Pregäll. Rusca, ein frommer katholischer Geistlicher, obgleich er selbst auf der Folterbank standhaft seine Unschuld an der spanischen Verschwörung betheuerte, starb im Kerker, man sagte, vergiftet. Sein Leib ward vom Henker verscharrt. Und der Landammann

Zambra, ein vierundsiebenzigjähriger Herr, kranken Leibes, wurde mit dem Schwert enthauptet, weil er auf der Folter bekannte, von Spaniern, wie von Franzosen, Mieth und Gaben empfangen zu haben.

Das Blut Zambra's und Rusca's schrie zum Himmel. Nun kamen Tage des Entsetzens und Jammers über Rhätien. Wehe, wo das Volk in Waffen sich selber Recht schaffen will!

38.

Entsetzlicher Untergang von Plurs. — Der Veltliner-Mord. — Bürgerkrieg in Bünden.

(Vom Jahre 1618 bis 1621.)

Den Gräueln, die da kommen sollten, gingen Gräuel und Schrecken der Natur voran.

Im Thale von Cläven, welches die Bündner durch Amtleute, gleichwie Veltlin und Worms, verwalteten, erhob sich am Fuße des Berges Conto, mit vielen Kirchen, Palästen und Lustgärten, der reiche Flecken Plurs, gleich einer schönen Stadt. Da sah man viele Gewerbe, und die Kaufleute liessen jährlich zwanzigtausend Pfund Seide zu allerlei Waare verarbeiten.

Es begab sich aber, daß nach vieltägigen Regen-

güssen, am vierten Herbstmonats 1618, ein Theil des Erdreichs vom Berge Conto abließ und manchen Nebenhügel verschüttete. Die Hirten liefen warnend gen Plurs und sprachen: der Berg Conto zeige seit Jahren bedenkliche Risse; oft flöhen die Kühe von da mit Gebrüll hinweg. Andere kamen und sprachen: in benachbarten Dörfern hätten die Bienen in Schwärmen ihre Körbe verlassen und wären todt aus der Luft zur Erde gefallen! Die Leute zu Plurs achteten der Warnungen nicht.

Plötzlich, als die Nacht anbrach, erdröhnte dumpf und weit umher der Erdboden. Dann Todesstille. Der Strom der Maira stand zwei Stunden wasserlos. Wie der Morgen erschien, ward der Himmel wunderbar von Staub und Dunst verdunkelt gesehen. Das reiche Plurs und das Dorf Cilano waren verschwunden, vom herabgestürzten Gipfel des Berges Conto bedeckt. Hundert Schuh hoch lag der Felsenschutt über den Wohnungen der Menschen und verbarg, als ein ungeheures Grab, die Leichname von dritthalbtausend Erschlagenen.

Zwar hörte dies voll Entsetzens das benachbarte Veltlin. Aber man vergaß das Unglück der Nachbarn hier schnell; denn schon ward gerathschlagt über Aufruhr und Rache um den Tod des frommen Priesters Rusca. Es hörte voll Entsetzens ganz Bündnerland den Untergang von

Plurs. Aber der Grimm der Parteien vergaß ihn schnell. Denn hier schrien die Verwandten der zu Thusis Bestraften um Rache gegen die Gewaltthaten der französischen Partei; hier schrien die katholischen Gemeinden über die Reformirten, und daß diese den alten Glauben im vaterländischen Gebirge auszurotten gedächten; es schrien die Verbannten nach Hilfe bei den Eidsgenossen, beim Hause Oesterreich und in Mailand bei den Spaniern.

Und viele Gemeinden des grauen Bundes, voran die Lugnetzer, erhoben abermals die Fahnen und zogen nach Chur, Recht zu schaffen; ihnen kriegerisch entgegen Engadiner, Brettigäuer und andere der französischen Partei. Als sie handgemein geworden, und Einige getödtet waren, traten ernstlich die Leute anderer Hochgerichte dazwischen, setzten zu Chur ein unparteiisches Gericht nieder, und dieses mäßigte (Juni 1619) die harten Sprüche von Thusis und rief die verbannten Planta's zurück.

Solche Milde erbitterte dann wieder das Volk im Engadin, Münsterthal und Davos. Dasselbe zog mit seinen Fahnen ebenfalls gen Chur, und erklärte die Sprüche des Gerichts ungültig. Umsonst ging Thomas von Schauenstein, Freiherr zu Haldenstein, in das Kriegslager, rieth freundlich von aller Gewaltthat ab,

und schlug vor: Um Frieden im Lande zu haben, solle man die Häupter sowohl der Partei der Planta, als der Salis, zwanzig bis dreißig Jahre von Aemtern ausschliessen. Keinem gefiel es. Die Bewaffneten beschlossen vielmehr, die Gesandten der fremden Mächte aus dem Lande zu weisen, denn von diesen rühre alles Unheil her. Sie vertrieben die Richter aus Chur und deren Kriegshaufen, die bei Reichenau verschanzt lagen, und setzten ein neues Strafgericht zu Davos nieder. Dort wurden die Urtheile von Thusis nicht nur bestätigt, sondern sogar verschärft, und die begnadigten Verbannten abermals verbannt. Auch hier waren es, wie in Thusis, reformirte Geistliche, welche am wüthendsten zur verderbenvollen Härte ermunterten.

Darauf gingen die verbannten Brüder Rudolf und Pompejus Planta zum Erzherzog von Oesterreich, ihn mit Kriegsvolk ins Land zu rufen. Sie warben im Etschlande herrenlose Kriegsknechte, und ihr Vetter Jakob Robustelli wiegelte die Veltliner auf und sammelte viel Gesindel im Mailändischen zu seinen Fahnen.

In der Nacht vom 19. Heumonat 1620 stieg Jakob Robustelli mit seinen Mordbanden herab in das Thal Veltlin. Die Verschwörung daselbst zum blutigen Untergange aller Reformirten des Landes war reif. Der Hauptort des Thales,

der Flecken Tirano, ward umzingelt. Vier Schüsse gaben das Zeichen. Das Blutbad begann. Die Sturmglocken heulten. Von Dorf zu Dorf wurden die Reformirten erschlagen, erschossen, erwürgt, zu Tode geschleift, ihre Leichname in die Wellen des Addastroms gestürzt. Nicht Weiber, nicht Säuglinge, nicht Greise fanden Erbarmen. Einigen hat man Nasen, Backen, Ohren weggeschnitten; andern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, andern Pulver in den Rachen gestoßen und angezündet. Ein Metzger prahlte, achtzehn Menschen umgebracht zu haben. Den aufgespießten Kopf des reformirten Pfarrers von Tirano pflanzte man auf seine Kanzel hin. Da blieb kein Heiligthum heilig.

Nach mehrtägigem Morden übernahm Jakob Robustelli die höchste Gewalt im Veltlin; Worms verband sich mit ihm; nur Cläven blieb den Bündnern treu. Diese, entzweit unter sich, wurden auch nach dieser That nicht eins. Die katholischen Gemeinden des grauen Bundes, von ihren Geistlichen und den Häuptern der spanischen Partei beredet, wollten kein Kriegsvolk gegen die Aufrührer ins Veltlin schicken. Hingegen aus vielen Hochgerichten des Gotteshaus- und Zehngerichten-Bundes gingen bei zweitausend Mann über das Gebirge, angeführt von Ulysses Salis, des Herkules Sohn, und Johannes Guler.

Während diese anrückten, führten die Planta's aus dem Tirol österreichische Heerhaufen unter dem Feldobersten Baldiron ins Münsterthal der Bündner, und drohten, es zu behalten, bis man die Planta's heimberufe. Und über Cläven kam mailändisches Kriegsvolk den Veltlinern zu Hilfe. Die Streithaufen der Bündner, nachdem sie schon die Hälfte Veltlins besetzt hatten, mußten vor der Uebermacht weichen und Hilfe von den angerufenen Eidsgenossen erwarten.

Aber, wie die Bündner, so waren auch die Eidsgenossen zwieträchtig. Denn da Bern den Kriegsobersten Nikolaus von Müllinen mit zweitausend Mann nach Rhätien sandte, verlagerten ihm die katholischen Kantone bei Mellingen im Aargau die Straße. Auf Umwegen kam er nach Zürich, wo Oberst Jakob Steiner mit tausend Mann zu ihm stieß. Als sie durch die March ziehen wollten, erging von den Schwyzern gegen sie Landsturm. Auf Umwegen gelangten sie nach Bünden. Von da zogen sie vereint mit den Schlachthaufen der Bündner gen Worms und siegreich bis Tirano; nur die katholischen Fahnen des grauen Bundes wollten nicht mit ihnen. Vor Tirano ward gegen die spanischen Kriegsschaaren und gegen die veltlinischen Empörer blutig gestritten (11. Sept. 1620). Da starb der tapfere Mann Nikolaus von Müllinen den Heldentod, und

alle Hauptleute Berns, bis auf einen, starben mit ihm unter den Mauern von Tirano. Auch Fluri Sprecher fiel, einer der Bündner Obersten, und viele Andere sanken mit ihm. Allein Tirano blieb unerobert. Und weil es dem Heere an Pulver, Blei und Lunten zu fehlen anfing, zog es über die Gebirge nach Bünden zurück.

Hier hatte indessen Pompeius Planta den grauen Bund bewegt; aus den katholischen Kantonen waren anderthalbtausend Mann, unter Anführung des Obersten Hans Konrad Beroldingen von Uri, zum Schutz desselben gekommen, und bei Reichenau gelagert, zwei Stunden von Chur. Man sprach schon davon, der graue Bund müsse der vierzehnte Ort der Eidsgenossenschaft sein, müsse Veltlin allein behalten und sich von den andern Bünden trennen. Solches Zerreissen aller Freundschaft jammerte die Redlichen im Volk sehr. Sie standen auf, ermahnten zur Versöhnung, und bewirkten eine Zurückberufung der fremden Gesandten, und wollten auch die Eidsgenossen hören. Aber der französische Gesandte, wie er wieder ins Land kam, trieb sein voriges Spiel, und machte für Frankreich Parteiung. Der spanische Statthalter zu Mailand hinwieder schickte Abgeordnete mit Gold, die mußten die großen Herren und die Gemeinden gegen Frankreich aufwiegeln. Der päpstliche Nunzius seinerseits ermun=

terte die katholischen Gemeinden gegen die evangelischen. Die Abgeordneten der Eidsgenossen, statt Frieden zu stiften, zankten selbst erbittert wider einander, also, daß sie Alle unverrichteter Sachen zurückreiseten. Ihnen folgten die Kriegsvölker von Bern nach.

Damit war des Zwiespalts und Grolls im Lande noch mehr geworden. Georg Jenatsch, sonst ein reformirter Pfarrer, nun Kriegsmann, überfiel mit einigen Spießgesellen den Pompejus Planta im Schlosse Rietberg und erschlug ihn. Dann sammelte er die Fahnen der Engadiner, Bergüner und Münsterthaler, überwältigte damit im grauen Bund den Heerhaufen der katholischen Kantone, und trieb denselben, nach siebenstündigem Gefecht, in die Flucht und über die Berge nach Uri zurück (11. April 1621). Mit dem geschlagenen Konrad Beroldingen floh auch der Abt von Disentis, Sebastian von Castelberg, voll bösen Gewissens wegen des Veltliner-Mordes. Der graue Bund, überrascht und bezwungen, mußte seinen Verträgen mit Mailand entsagen.

Nun ward mit Spanien, nun mit Oesterreich von Neuem wegen Rückgabe des Veltlins unterhandelt. Allein es war weder Spaniern noch Oesterreichern Ernst. Sie wollten Veltlin, Cläven und Worms behalten, und das Unter-Engadin noch dazu, um zwischen Tirol und Mailand, zu

gegenseitiger Hilfe wider die Franzosen, jederzeit offene Straße zu haben. Als auf diese Weise endlich dem Volk in vielen Gemeinden die Unterhandlung zu langweilig ging, griff es in wilder Unordnung zu den Waffen und zog selber gen Worms und Veltlin, das Land mit eigener Faust zu erobern. Es verrichtete jedoch wenig, und kam, von den Spaniern geschlagen, mit Schaden und Schanden wieder heim.

Dieser unbesonnene Zug der Landleute, welchen sie thaten, während ihre Gesandten noch mit dem Erzherzog von Oesterreich unterhandelten, brachte diesen Fürsten in großen Zorn. „Wollet ihr Krieg, so sollet ihr ihn haben!“ sprach er, und ließ seine Schlachthaufen in Bünden einziehen.

39.

Die Bündner werden von den Oesterreichern unterjocht.

(Vom Jahre 1621 — 1630.)

An einem Herbsttage (des Jahres 1621) drang von allen Seiten gewaltige Kriegsmacht ins Land der Bündner. Von Tirol her über die Berge und durch die Thäler kamen viele Tausend Oesterreicher, denen Rudolf Planta gegen sein eigenes Vaterland den Weg wies. Der kaiserliche Feld-

oberst Baldiron ließ niederhauen, was widerstand; sengend und brennend überwältigte er den ganzen Zehngerichtenbund, entwaffnete er alles Volk, und zwang es, umringt von seinen Schaaren, dem Hause Oesterreich auf den Knien Gehorsam zu schwören. Mit mehr denn siebentausend Spaniern und Welschen kam der Herzog von Feria aus Italien herüber, vertrieb die tapfere Bündner-Besatzung aus Cläven und bemeisterte sich des Landes. Als das Züricher Kriegsvolk, welches noch bei Maienfeld stand, solches sah, zog es heim.

Nun hausete der Oberst Baldiron im Zehngerichtenbund auf entsetzliche Weise. Man hieß ihn nur den neuen Holofernes. Vor seinen Kriegsknechten blieb weder Leib noch Gut sicher. Der Bauer ward wie Vieh gehalten. Ein kaiserlicher Fähnrich ritt auf dem Rücken eines ehrbaren Landmanns bergan, den ein Soldat von hinten trieb. „So muß man die stolzen Bauern zahm machen!“ sagte der Fähnrich. Viele Kapuziner kamen mit den Kriegsknechten und wollten die Leute katholisch machen. Die reformirten Geistlichen wurden von den Soldaten verjagt. Bald standen fünfundsiebenzig Kirchen ohne Prediger. Der Bischof von Chur war dessen voll großer Freude.

Da sprachen die tapfern Leute im Brettigäu, als man sie zwingen wollte, zu den Kapuzinern in die Kirche zu gehen: „Jetzt ist's genug. Muß

Vaterland und Freiheit sterben, soll doch die Seele nicht verderben!" Und sie gingen in die Wälder, die wurden ihre Zeughäuser. Da machten sie sich Keulen, schlugen große Nägel durch, und aus den Messern wurden Dolche, und aus den Sicheln Todesspeere. Dann, am Palmsonntage (1622), brachen sie mit großem Geschrei hervor, überfielen Besatzungen und Lager der Oesterreicher, erschlugen bei vierhundert Mann, nahmen viele Gefangene und trieben die Andern alle aus dem Lande. Sie zogen mit Macht vor die Stadt Maienfeld und belagerten die hineingeflüchteten Oesterreicher. Auch belagerten sie den Baldiron nebst seinen Spaniern und Oesterreichern in Chur. Muthig durch die Siege der tapfern Brettigäuer standen alle Zehngerichtenbündner auf, der Kriegsheld Rudolf von Salis, Landammann Peter Guler von Davos und Thüring Enderli von Maienfeld an ihrer Spitze. Zu ihnen eilten die Freunde der Freiheit aus den andern Bünden und aus der Schweiz, besonders die herzhaften Appenzeller. Andere Schweizer schickten Geld. Also ward in vielen Siegeskämpfen das Land von den Feinden gereinigt. Baldiron zog mit Schmach ab. Die Bündner riefen den Eidsgenossen auf der Tagsatzung zu: „Steht uns bei, denn die Feinde werden wiederkommen!" — Aber die Eidsgenossen

haderten unter einander und brachten keine Hilfe.

Wirklich kehrte der grausame Baldiron (im Juli 1622) mit neuer Macht zurück. Zehntausend Mann führte er über die Berge. Greise, Weiber, Kinder wurden von den wüthenden Feinden ermordet.. Man schlug sich in den Thälern und schlug sich über den Wolken auf den höchsten Alpen. Doch allzugroße Menge des Feindes überwältigte Alles. Am letzten ward (5. September) im Brettigäu selbst gekämpft, bei Raschnals auf der Wiese Aquasana. Und als hier nach schwerer Schlacht das Häuflein der Bündner wankte und wich, blieben noch dreißig Männer des Brettigäu's stehen; die wollten die theure Freiheit des Vaterlandes nicht überleben, und weiheten sich ruhmvollem Tode. Sie schwangen die Keulen und stürzten mit gesenkten Häuptern wild in die Reihen der Oesterreicher, stritten schrecklich im dichten Getümmel und sanken Mann um Mann wie Helden, von vielen Leichnamen ihrer Feinde umringt, in den Tod. Zu spät eilten die Fahnen der Stadt Chur und des grauen Bundes zur Hilfe. Als dieselben in der Ferne die Flammen so vieler Dörfer und Alles verloren sahen, kehrten sie traurig um.

Weh den Besiegten! Nun erst hob das größte Elend an. Nun erst wurde geraubt, geraset und

gemordet. Der Soldat hieb zitternde Greise nieder; schändete Frauen; und als nichts mehr zu rauben war, entführte und verkaufte er selbst die Glocken von den Thürmen. Viele Hundert Unglückliche wanderten aus; viele Hunderte starben am Hunger, oder an der ungarischen Seuche. Dieselbe war ein tödtlicher Schmerz des Hauptes.

Vom Gotteshaus- und Grauenbund reiseten flehend Gesandte zu den Bevollmächtigten des Erzherzogs von Oesterreich nach Lindau (Sept.) Auch die Eidsgenossen voll Erbarmens wandten sich dahin. Allein der Erzherzog beharrte auf seinem Willen: die Zehngerichte müßten Erbunterthanen seines Erzhauses bleiben und die beiden andern Bünde allezeit den Durchzug der Oesterreicher und Spanier gestatten. — Die katholischen Eidsgenossen, im Herzen wohl zufrieden, zuckten die Achseln, machten den Bündnern nur Vorwurf und sprachen: Wir haben euch oft gewarnt! — Aber der Bürgermeister von Zürich, Hans Heinrich Holzhalb, sagte: „Liebe Bundesverwandte, auf unsere Hilfe schauet jetzt nicht. Wir haben zu Hause genug zu schaffen. Wir sehen wohl, daß ihr werdet viel eingehen müssen. Unser Herr Gott wird mit der Zeit bessere Mittel schikken. Für einmal thut, was ihr möget, daß das Land nicht weiter verderbt werde.“

Als sich die Bündner von den Eidsgenossen

verlassen sahen, willigten sie ein, den bittern Kelch zu trinken. Die acht Gerichte und das untere Engadin wurden vom Bunde der Rhätier losgerissen, vollkommene Unterthanen Oesterreichs. Es war großer Jammer. Die Ausschweifungen der Kriegsknechte und die Gewaltthaten der österreichischen Amtleute und das Umsichgreifen des Bischofs von Chur nahmen kein Ende.

Da erweckte Gott das Herz des Königs von Frankreich. Dieser schloß (1623) mit dem Papst, mit Venedig und Savoien Bündniß. Denn er konnte nicht gestatten, daß die Oesterreicher zu jeder Stunde freien Paß durch die Bündner-Alpen nach Italien hätten und in Italien allzumächtig würden. Wie der Kaiser zu Wien und der König von Spanien von den Rüstungen Frankreichs hörten, nahmen sie plötzlich des Papstes Vorschlag an, daß er das Veltlin, Cläven und Worms einsweilen besetzen und in Verwahrung nehmen solle, bis nach Austrag der Sache zwischen den Königen. Und es geschah also.

Der König von Frankreich aber, deß nicht zufrieden, schickte sein Kriegsheer durch die Schweiz nach Bünden (1624). Bern und Zürich öffneten ihm den Durchzug. Alle ausgewanderten Bündner machten den Vortrab des Heeres. Der Held Rudolf von Salis führte sie und der tapfere Oberst Georg Jenatsch und Andere mehr. Auch

Zürich sandte Schlachthaufen unter dem Obersten Kaspar Schmid, desgleichen Bern unter dem tapfern Niklaus von Diesbach. Eben so kamen die Heerbanden des Wallis. Als diese alle naheten, erhob sich ganz Bünden freudig in Waffen. Die Besatzungen Oesterreichs und dessen grausame Amtleute wurden mit vereinter Macht (1625) aus dem Zehngerichtenbunde vertrieben, und die Grafschaften Cläven, Worms und Veltlin erobert.

Nachdem also der Zehngerichtenbund wieder mit den übrigen Bünden vereinigt war, erwarteten die Rhätier, daß sie von den hilfreichen Franzosen alle ihre Unterthanenlande wieder empfangen würden. Allein der französische Oberfeldherr, Markgraf von Coeuvres, sprach: „Mit nichten, Veltlin, Cläven und Worms sollen euch jährlich mit 25,000 Kronen zinsbar sein; dafür mögen diese Lande ihre Obrigkeiten selbst wählen, und ihr sollt ihnen weder Amtleute noch Besatzung schicken."

Solches erzürnte die Bündner, und noch mehr, als die Könige von Frankreich und Spanien zu Monzone in Aragonien Friede machten (5. März 1626) und ungefähr Alles das bestätigten, was der Markgraf von Coeuvres gesagt hatte. Der Monzonische Vertrag wurde vollzogen. Die fremden Kriegsvölker zogen aus Bünden weg, und zur Sicherheit besetzten päpstliche Soldaten das Veltlin (1627). Der Kaiser in Deutschland,

wohl einverstanden mit Spanien, schwieg einsweilen zu Allem.

Doch sobald Spanien und Frankreich ihren Frieden wieder brachen und neuen Krieg in Italien anhoben, ließ der Kaiser eine Macht von vierzigtausend Mann in's Bündnerland eindringen, so plötzlich, daß keine Vertheidigung möglich war (1629). Ein Theil des Kriegsvolkes zog den Spaniern zu Hilfe in die Lombardei; der übrige Theil blieb zur Bewachung der Bündner in deren Land zurück. Der Zehngerichtenbund ward abermals Oesterreichs Unterthanenland; das untere Engadin dazu. Allen Bündnern schrieb des Kaisers Schwert das Gesetz.

So groß wurde in dieser Zeit das Elend des Volks, daß es jeden Glauben an bessere Tage verlor. Durchzüge und Einlagerungen fremder Kriegsvölker nahmen überhand; Scheunen und Ställe wurden leer. Die Bauern mußten den Soldaten Schanzen bauen. Pestilenzialische Seuchen breiteten sich aus, daß bei zwölftausend Menschen daran starben. Dann kam der Bischof von Chur und verlangte zu allem Elende: Was je vor uralten Zeiten dem Hochstift unterthan und zinsbar gewesen, müsse nun wieder auf ewige Zeiten unterthan und zinsbar werden. Es war kein Recht, kein Erbarmen mehr.

40.

Die Bündner erretten ihre Freiheit.

(Vom Jahr 1630 bis 1640.)

So lange aber ein Volk nicht den Muth zur Freiheit und nicht den Glauben an sich selbst verliert, ist noch nichts verloren. Dann sendet Gott immer einen Tag der Rettung. Das haben die Männer im Bündnerland erfahren.

Nachdem unter schweren Drangsalen Alles niederlag, schloß in Italien der Kaiser zu Cherasco mit den Franzosen Frieden (Juni 1630), wobei er verhieß, seine Besatzungen aus den Bündnerthälern wegzuziehen. Der Kaiser war aber in Deutschland hart mit Krieg bedrängt und der große Schwedenkönig Gustav Adolf zog gegen ihn über das Meer mit seinen Kriegern.

Sobald die Oesterreicher Bünden verlassen und ihre Schanzen gesprengt hatten, beschwor alles Volk freudig wieder den alten Bund der Freiheit, und stellte sechstausend Mann unter Waffen, die Grenzen des Vaterlandes selbst zu schützen. Und da zu derselben Zeit der berühmte Kriegsheld Herzog Heinrich von Rohan, des Königs von Frankreich Botschafter bei den Eidsgenossen und Bündnern, gen Chur kam, machten sie ihn zu ihrem Oberfeldherrn (1631) und gaben ihm große

Gewalt. Er war ein eben so kluger und rechtschaffener, als tapferer Herr, welcher die freien Bündner liebte. Er befestigte alle Engpässe gegen Deutschland und Tirol, nahm noch französische Schlachthaufen zur Unterstützung in's Land (1632), und setzte Alles in besten Stand. Weil jedoch sein König mit dem Kaiser Frieden hatte, konnte er nicht, was die Bündner wünschten, mit gewaffneter Hand in's Veltlin ziehen. So flossen zwei, drei Jahre hin.

Wie Frankreich endlich zu den Schweden gegen den Kaiser trat und neuer Krieg ausbrach, befahl der französische König dem Herzog von Rohan, er solle nicht länger säumen, den Bündnern zu willfahren. Rohan unterredete sich heimlich mit den evangelischen Orten Bern, Basel und Zürich. Einverstanden mit ihnen, führte er einen starken Heerhaufen über deren Gebiete, zum großen Aerger der katholischen Kantone, und drang aus Bünden über die Alpen in's Veltlin (1635). Und ganz Bündnerland erklang von Waffen. Sechstausend Tapfere zogen mit zur Eroberung der Unterthanenlande. In französischem Sold errichteten die Obersten Georg Jenatsch, Florin und Peter Guler drei neue Schaaren.

Nun ward blutig und schwer gestritten mit Oesterreichern und Spaniern im Thale von Cläven, im wilden Freelthal, bei Morbegno

im Veltlin und bei Mazzo im Lande Worms. Ueberall Rohan und der kühne Kriegsmann Jenatsch voran, überall siegreich.

Nach vollendeter Eroberung hofften die Bündner von einem Tage zum andern ihre alten Unterthanenlande zurück zu empfangen. Allein, siehe, jetzt machte der König von Frankreich Schwierigkeiten, und wollte es in den Hauptsachen gehalten wissen, wie es im Monzonischen Vertrag gestanden war. Solches erregte den Bündnern großen Ingrimm. Frankreich war ihnen allzumächtig, und sie mußten schweigen. Es ward viel und fruchtlos unterhandelt. Das Volk ward der Einlagerung französischer Soldaten müde, und konnte es doch nicht ändern. Was Rohan verheißen, blieb meistens unerfüllt, doch ohne seine Schuld. Denn er konnte nicht wider den Befehl seines Königs, der den Gesandten Lanier nach Chur geschickt hatte. Lanier aber war ein stolzer, jähzorniger Mann. Als er den Bündnerschaaren, die in französischen Sold standen, nicht einmal den Kriegssold richtig zahlte, und der größte Theil dieser Schlachthaufen dem Dienste Frankreichs abzusagen drohte, schrie Lanier heftig: „Ich will meinen Speer zu Chur aufpflanzen und meinen Fuß in den Nacken der meuterischen Hauptleute setzen.“

Da gingen die Bündner in sich und sprachen:

„Oesterreich hat uns ausgesogen, Frankreich hat uns auch betrogen. Traue Keiner auf fremde Macht!“

Und es traten (6. Hornung 1637) einunddreißig der angesehensten Männer des ganzen Freistaates im Hause des Bürgermeisters Georg Meyer zu Chur zusammen, und schwuren, Leib und Gut daran zu setzen, ihr Vaterland vom fremden Joch zu retten. Dann gingen sie auseinander in alle Thäler und bereiteten das Nöthige in größter Eintracht.

Oberst Jenatsch mußte zu Innsbruck mit Oesterreich wegen Wiederaufrichtung der alten freundschaftlichen Verträge unterhandeln, zugleich aber den Herzog von Rohan, als sei er dieses Herzogs bester Freund, sorglos und sicher machen. Sie waffneten die Bündner. Die Franzosen hatten damals weniger Kriegsvolk im Lande. Am Luziensteig stand noch der Züricher Oberst Kaspar Schmid. Aber schon hatten die Bündner nach Zürich gesandt, daß diesem befohlen werde, wenigstens nicht wider sie zu sein.

Der Herzog von Rohan bemerkte Unruhe und geheime Rüstung. Er verstärkte seine Besatzung in der Rheinschanze an der Landquart. Doch Jenatsch kam und redete ihm listig alle Sorge aus. Plötzlich aber brach sämmtliches Volk in den Ge-

birgen auf. Jenatsch an der Spitze von sechs vaterländischen Heerschaaren umzingelte die Franzosen in der Rheinschanze. Bei Lindau zeigte sich im Einverständniß mit den Bündnern ein deutscher, am Comersee ein spanischer Heerhaufe drohend. Rohan, von allen Seiten übermannt, mußte einwilligen, Bünden und Veltlin sogleich mit seinem Kriegsvolk zu verlassen. Also rief er den Marschall Lecques nebst allen Franzosen zu sich. Fünftausend Mann waren sie stark. So zogen sie über den Rhein, aus dem Bündnerlande fort. Freundlich schied (Mai 1637) Herzog Rohan von den Häuptern des Freistaats; auch Marschall Lecques. Als dieser aber beim Abschied den Obersten Jenatsch erblickte, drückte er, vor Zorn erblassend, ein Pistol auf denselben ab, und schrie: „So scheidet man von einem Verräther!“ — Doch das Pulver zündete nicht.

Erst zwei Jahre nach diesem kam Jenatsch um's Leben, da er zu Chur mit andern Obersten und Hauptleuten sich bei Gastmahl und Tanze gütlich that. Gegen Mitternacht (24. Jan. 1639) trat Rudolf Planta, der Sohn des Pompejus, in den Tanzsaal mit andern Verschwornen. Eine Kugel fuhr dem Obersten durch die Wange. Dieser vertheidigte sich mit einem Kerzenstock. Sechs wiederholte Schläge mit Aexten raubten ihm das Leben.

Sein Leichnam ward mit kriegerischen Ehren in der Domkirche beigesetzt. So endete der Mann, welcher das Vaterland geliebt und gerettet, aber dazu nie die schändlichsten Mittel verschmäht hatte. Rudolf Planta, der Bluträcher, starb ein Jahr nachher im Engadin gewaltsames Todes bei einem Volksauflauf.

Nachdem die Bündner also von fremder Gewalt frei und Meister ihrer Unterthanenlande geworden waren, wandten sie sich bittend zu den Königen von Spanien und Frankreich, um ihre Eroberung in Frieden zu behalten. Zu Mailand (3. Herbstm. 1639) ward zwischen Spanien und Bünden ewiger Friede unterhandelt und geschlossen, kraft dessen die bündnische Oberherrschaft in Worms, Veltlin und Cläven vollkommen wiederhergestellt wurde; jedoch unter Vorbehalt, daß in diesen Vogteien die katholische Kirche alleinherrschend bleiben solle. Solches war auch der Wille der katholischen Gemeinden des Bündnerlandes.

Mit dem Erzhause Oesterreich stellte man darauf freundliche Nachbarschaft durch Erneuerung der alten Verträge her (zu Feldkirch 9. August 1641). Oesterreich hatte in Deutschland des Krieges vollauf, und war zufrieden, im Engadin und Zehngerichtenbunde die ehemaligen Rechtsame zu behal-

ten. Es vergingen aber nicht zehn Jahre, so kauften die Landschaften des Gerichtenbundes gesammte Rechte des Erzhauses an sich um schweres Geld. So thaten auch die Gemeinden Unter-Engadins; also, daß Oesterreich von der Zeit an nichts, als einige kleine Herrschaftsrechte zu Rhäzüns und Tarasp, behielt.

Auf diese Weise ist der Bund der Zehngerichte frei und unabhängig geworden, gleich den andern beiden im hohen Rhätien. Und des Bundes Hauptort blieb, wie vor Alters, Davos, wiewohl die übrigen Hochgerichte, aufgewiegelt vom Oberst Peter Guler und andern Männern von Ansehen, so heftigen Streit dagegen angefangen hatten, daß Zürich, Bern und Glarus dazwischen treten mußten, um Unglück zu verhüten. Durch den Spruch des Stadtschreibers von Zürich, Johann Heinrich Waser (11 Jan. 1644), behielt Davos den Mehrtheil seiner Ehren: als Ort des Bundestags, Verwahrung der Panner und Urkunden des Bundes, und das Recht, den Pannerherrn allein zu wählen, mit des Bundes Genehmheißen.

41.

Von den Unruhen der Eidsgenossen während des dreißigjährigen deutschen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutsche Reich festgesetzt worden ist.

(Vom Jahr 1618 bis 1648.)

Die Händel und Kriegsläufe des Bündnerlandes hatten in Städten und Ländern der Schweiz zwar viel Sorgens, auf Tagleistungen und in Rathsstuben viel Redens, viel Aufwandes für Gesandtschaften und bewaffnete Zuzüge, aber keine eidsgenössische Großthat bewirkt, durch welche der Unabhängigkeit und Freiheit im hohen Rhätien, oder dem alten Ruhm der Schweizer geholfen gewesen wäre. Das kam daher, weil die eidsgenössischen Orte unter sich selbst in nicht geringern Zerwürfnissen lebten, als die Bündner. Wollten die reformirten Kantone helfen, widersetzten sich die katholischen. Wollten die Katholiken thätig sein, standen ihnen die Reformirten entgegen. Jene hielten es mit Spanien und Oesterreich, diese mit Frankreich und Venedig. Die Einen nahmen von diesen, die Andern von jenen Geld, und schlossen Verträge und gaben Kriegsvolk unter die Fahnen fremder Mächte, denen sie wohlwollten. Das machte

einzelne Herren im Lande reich, viele Familien arm und verwaiset.

In den gemeinen Vogteien, wo die Herrschaft zwischen katholischen und reformirten Ständen gemeinschaftlich war, haderten sie, wie sonst. Obschon durch den Religions- und Landfrieden beiderlei Glaubensparteien in den Vogteien gleiche Freiheit genossen, ward sie den Katholiken doch durch die reformirten Vögte und den Reformirten durch die katholischen Vögte verkümmert. Im Thurgau und Rheinthal stritten die oberherrlichen Kantone: ob auch in Religionsangelegenheiten das Stimmenmehr gelten könne, wie in weltlichen Dingen? Die Entzweiung zu vermehren, mischten sich, wie gewöhnlich, die geistlichen Herren ein. Der Bischof von Basel, unterstützt vom Kaiser, so lange dieser im deutschen Kriege siegreich war, verlangte sogar von Mühlhausen und Basel Wiederauslieferung aller Güter seines Stiftes, die er längst verloren hatte. Der Abt von St. Gallen forderte im Thurgau und Rheinthal mehr Rechtsame zurück, als ihm billig gegeben werden mochten; der Abt von Einsiedeln behauptete gegen Schwyz, ihm stehe zu, die Waldleute zu besteuern; der Abt von Fischingen wollte in der reformirten Kirche zu Lustorf einen katholischen Altar bauen. Immer fand jeder dieser geistlichen Herren seine Verfechter wie seine

Anfechter. Und mehr denn einmal stand es nahe, daß Schweizer gegen Schweizer das brudermörderische Schwert noch einmal zum Bürgerkrieg zuckten. Nur Furcht vor fremden Mächten hielt Alle zurück.

Denn in Deutschland ward zu dieser Zeit ein langer und gewaltiger Krieg geführt. In Böheim hatte er sich (seit 1618) erhoben, dann über Deutschland zwischen Katholiken und Protestanten verbreitet, zuletzt Schweden und Italien, Spanien und Ungarn und Frankreich in das allgemeine Verderben verschlungen. Um Glaubenssachen war er begonnen, um Erwerb von Ländern und Kronen ward er fortgesetzt. Darum hatten auch bald Venezianer und Franzosen, bald Spanier und Oesterreicher so emsig um die Gebirgspässe von Bünden geworben, oder um Beistand der Eidsgenossen gebuhlt.

Die Kriegsheere der streitenden Mächte, wenn sie einander auf deutschem Boden von Schlachtfeldern zu Schlachtfeldern trieben, streiften oft nahe an den Grenzen der Eidsgenossenschaft vorüber. Diese aber, im Gefühl ihrer innern Zwietracht und Schwäche, wollten nicht zu allem Unglück, welches sie schon trugen, noch fremdes Schwert in ihren Thälern sehen. Darum behaupteten sie klug gegen die ausländischen Händel Unparteisamkeit und Unverletzbarkeit des schweizeri-

schen Gebiets." Aber so groß war die Uneinigkeit unter ihnen, daß sie sich oft sogar in der gerechten Vertheidigung ihrer Gebiete oder Bundesverwandten hinderten.

Als zum Beispiel Mühlhausen durch Streifzüge schwedischen und kaiserlichen Kriegsvolks in Gefahr gerieth, sandten Zürich und Bern Mannschaft dahin zum Schutz (im Jahr 1632). Den Bernern aber, als sie durch die Solothurner Klause ziehen wollten, versagte die Wacht daselbst den Durchgang und ließ den Landsturm ergehen. Die Landvögte Philipp Roll von Bechburg und Ursus Brunner von Falkenstein und Hauptmann Suri umringten den Berner Haufen, gaben Feuer, säbelten nieder, tödteten Mehrere und entwaffneten Alle. Zwar mußte Solothurn nachher schwere Genugthuung leisten, und einige der Gewaltthäter wurden zum Tode, andere zur Verbannung verurtheilt, aber Haß und Mißtrauen nicht versöhnt.

Ein andermal, da der schwedische Feldherr Horn (1633), um die österreichische Stadt Konstanz zu überrumpeln, mit seinem Heer durch die zürcherische Stadt Stein im Hegau gedrungen war, machten die katholischen Eidsgenossen den Reformirten Vorwürfe, daß diese die Schweden zum Nachtheil des Kaisers begünstigten. Uri,

Schwyz, Unterwalden und Zug liessen daher zum Gegenrecht dreitausend Mann aufbrechen gegen den Bodensee. Aber sogleich waffnete auch Zürich und drohte, sich mit den Schweden zu vereinen, wenn die katholischen Eidsgenossen mit den Oesterreichern gemeine Sache gegen die Schweden machen würden. Nicht ohne Mühe ward Frieden vermittelt.

Gleichwie die Schweden bei Stein, so haben bald nachher wieder die Kaiserlichen bei Schafhausen das Gebiet der Schweiz verletzt. Zu spät, zu schwach und vereinzelt traten die Schafhauser unter Waffen und kamen aus dem Thurgau einige Zürcher Schlachthaufen zum Beistand. Die Dörfer Bargen, Altdorf, Beggingen, Barzheim und Schleitheim wurden von den Soldaten theils ausgeraubt, theils verbrannt. Die wackern Landleute schlugen sich gegen die fremde Plünderer mit Wuth und tödteten viele, während die erschrockene Regierung von Schafhausen mit dem kaiserlichen Feldherrn nur Briefe wechselte.

Nicht minder zogen österreichische Heere und Streifrotten mehrmals über das Gebiet der Stadt Basel verwüstend und raubend, und spotteten billig der schwachen Gegenanstalten der Eidsgenossen. Konnten diese nun ihren eigenen Boden nicht beschirmen, waren sie noch weniger im Stande, das Gebiet der zugewandten Orte gegen

Verletzung zu bewahren. Die Reichsstadt Rothweil in Schwaben, ihnen bundesverwandt, gaben sie ganz auf, weil diese selbst österreichische Besatzung gegen die Schweden aufgenommen hatte. Und da der Unparteisamkeitsvertrag der Freigrafschaft Hochburgund, also auch der österreichische Erbverein, bald von Franzosen, bald von Schweden verletzt ward: setzten die Eidsgenossen, statt des Schwertes, den feindseligen Waffen höflich bittende Gesandtschaften und Briefe entgegen; eben so, als sich Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden (1638) ins Bisthum Basel einlagerte. Der blieb da, so lange ihm gut dünkte, allen Vorstellungen zum Trotz, und sog das arme Volk aus.

Wohl ward oft auf Tagsatzungen geredet, man müsse für das heilige Recht des Schweizerbodens ein stehendes Kriegsheer an die Grenzen stellen und die Ehre des Vaterlandes nicht mit Papier, sondern mit Waffen schirmen. Allein im Innern der Schweiz sprachen sie: mögen die Grenzkantone für sich sorgen! Und Andere sprachen: die Kosten für ein Heer sind zu groß. Jeder forderte vom Bundesstaate Opfer, aber keiner wollte ihm Opfer bringen. Der alten, großmüthigen Schweizer Mannesherz schlug nicht mehr. Auch die Gesandten der auswärtigen Mächte mischten sich, wie immer, gebieterisch ein, oder machten

Parteien. Selbst in gerechten oder geringen Dingen hatten die Eidsgenossen nicht immer den Muth, dem Uebermuth fremder Botschafter Stirn zu bieten. Als einst der französische Gesandte (im Jahr 1642) durch Mellingen fuhr, einem Städtlein an der Reuß, und die Leute seines Gefolges mit den Bürgern wegen des Brückenzolls Streit bekamen, also daß die Bürger Waffen nahmen und die Thore schlossen: genügte es dem Stolz des Gesandten nicht, daß die Tagsatzung den Schultheiß, Stadtschreiber und Zöllner nach Solothurn schickte, um fußfällig um Verzeihung zu bitten und dem Botschafter die abgenommenen zwölf Batzen zurückzugeben: nein, die Tagsatzung mußte, weil er es wollte, jene Männer in den Gefängnissen von Baden halten, bis er versöhnt war.

Durch so vielerlei Händel, Verwirrungen und Bewaffnungen geriethen hin und wieder die Regierungen in große Geldnoth und schrieben Steuern und Auflagen aus. Als aber der Rath von Bern (im Jahr 1641) ausschrieb, man müßte von tausend Pfund Vermögens ein Pfund steuern, ohne zu sagen, wie lange diese Abgabe dauern solle: gerieth das Landvolk in Furcht, die Auflage werde ewig bleiben. Man redete im Aargau und im Emmenthal laut dagegen, und alle Mühe war eitel, das entstandene Mißtrauen zu tilgen. Darum griff der Rath in Bern zu strengen Maas-

regeln, und liess einige der Vornehmsten verhaften, welche gegen die Steuer redeten. Darüber entstand im Emmenthal so großer Auflauf des Volkes, daß die Stadt Bern Besatzung nahm, und Kriegsvolk nach Thun, Burgdorf und Lenzburg legte. Die Mißvergnügten hielten offenen Rath zu Langnau. Doch glimpflich wurden die Unruhen mit Hilfe von Abgeordneten der eidsgenössischen Tagleistung beigelegt. Die Steuer ward entrichtet. Bern bewies Großmuth und verhieß Abschaffung jener und aller Beschwerden, welche das Volk zur Sprache gebracht hatte.

Bald nach diesem (im Jahr 1645) entstanden auch im Kanton Zürich wegen ausgeschriebener Gutsteuern Unruhen. Klug und milde, auf allerlei Weise durch Belehrung, wußte der Rath von Zürich die Unzufriedenen zu besänftigen, also, daß sie wegen ihres Ungehorsams um Gnade baten. Nur in Knonau und Wädenschwyl blieben sie trotzig, drohten bewaffneten Widerstand und vergingen sich ungestüm gegen die Vorgesetzten und Obrigkeiten. Darum wurden diese Gemeinden mit Kriegsvolk besetzt und entwaffnet. Männer, Weiber und Kinder mußten im Kreise der Soldaten fußfällig um Gnade flehen. Sieben Rädelsführer und Anstifter des Aufruhrs wurden zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Wädenschwyl zahlte eine Geldbuße von 26,163 Gulden, Knonau

12,170 Gulden. Das war die Frucht des Aufruhrs.

Es trieb sich aber damals viel fremdes Gesindel in der Schweiz umher. Das kam von Welsch- und Deutschland, wo der Krieg hausete. Landstreicher und Ausreisser wiegelten das Volk gegen die Obrigkeit auf, um sich den Bauern beliebt zu machen oder Nutzen zu haben aus den Verwirrungen. Der unnützen Menschen und Strolchen waren so viel, daß man (im Jahr 1639) zu Schwyz an einem Tage ihrer hundert, und in der Grafschaft Baden sechstausend dreihundert und siebenzig zählte. Das Land ward vor ihnen ganz unsicher, bis man mit großer Schärfe gegen sie verfuhr. Zu Bremgarten wurden in einem einzigen Jahre zweihundert sechsunddreißig Verbrecher zum Tode verurtheilt. Solches brachte Schrecken unter die Zugvögel, daß sie alle davon flogen.

Jedoch mehr, als das Schwert der Gerechtigkeit, hat dem Schweizerlande endlich der Friede geholfen, welchen nach einem dreißigjährigen Kriege die großen Mächte von Europa schlossen. Als sie denselben, im Lande Westphalen, zu Münster und Osnabrück verhandelten, schickten auch die Eidsgenossen ihren Gesandten dahin, den Bürgermeister von Basel, Johann Rudolf Wettstein. Dieser führte die Sache der Eidsgenossen

als ein kluger und entschlossener Mann. Und weil man in Deutschland die Schweizer immer noch wie Angehörige des Reichs halten wollte, und das kaiserliche Kammergericht sogar Urtheilssprüche erlassen hatte gegen Eidsgenossen, statt diese vor ihren vaterländischen Gerichten zu suchen: erklärte der Bürgermeister Wettstein den festen Entschluß gesammter Eidsgenossenschaft zur Behauptung gänzlicher Unabhängigkeit vom deutschen Reich.

Darauf ist von Kaiser, Königen und Fürsten insgesammt im westphälischen Friedensschlusse (14. Oktober 1648) die Unabhängigkeit und Selbherrlichkeit schweizerischer Eidsgenossenschaft feierlich anerkannt und ausgesprochen worden.

42.

Wie die Bauern in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel Aufruhr beginnen und darin verderben.

(Vom Jahre 1648 — 1655.)

Es gefiel den Obrigkeiten in Städten und Ländern gar wohl, wenn der Kaiser sie in seinen Briefen nicht mehr „Unsere und des Reichs Liebe und Getreue" hieß, sondern sie „Gestrenge, Feste,

Ehrsame und besonders Liebe“ nannte. Und die Schweizer hätten wohl ein glückseliges Volk heißen können, wenn sie unter einander in Eintracht gewesen wären. Aber Glaubenshaß zwischen Katholiken und Reformirten wollte kein Ende nehmen, und zu dieser alten Noth trat eine neue.

Es waltete in mehrern Kantonen großes Mißvergnügen beim Landvolk, das in manchen Thälern noch leibeigen war, oder doch die alten Lasten der Leibeigenschaft trug. Wenn nun diese Leute sahen, wie das Volk in Schwyz, Uri, Unterwalden so freiherrlich lebte, daß es keine Obrigkeiten und Gesetze hatte, als solche, die es sich selbst gegeben, und keine Steuern und Auflagen zahlte, als solche, die es sich selbst aufgelegt: that es ihnen weh, daß sie leibeigene Leute und Unterthanen von den Stadtbürgern ohne Hoffnung des Loskaufs wären; daß man von ihrem Gut Steuern und Abgaben nahm, ohne sie zu befragen; und daß man ihnen Pflichten und Gesetze auflegte, ohne auf ihre Wünsche zu achten. Noch mehr aber schmerzte es sie, wenn sie geldgierigen Amtleuten und stolzen Landvögten in Allem knechtisch gehorchen mußten; wenn sie wegen Kleinigkeiten geschlagen, mißhandelt und eingethürmt, oder durch Schuldenboten und willkührliche Bußengelder zu armen Leuten wurden. Klagen gegen Amtleute und Junker halfen wenig, hatten oft noch böse Folgen; denn die

Verwandten der Landvögte saßen gewöhnlich in der Regierung. Ja selbst Schreiber, Untervögte und Weibel meinten, weil sie alle aus der Stadt wären, sie könnten ungestraft den Bauer plagen, wenn er ihnen nicht zu Willen lebe. Doch weil das Uebel nicht überall gleich groß war, auch viele gerechte und gute Amtleute im Lande lebten, blieb Alles lange noch still.

Als aber die Regierung von Bern (August 1652), um bessere Ordnung im Münzwesen zu treffen, die Scheidemünze anderer Kantone verrief, und den Werth ihrer eigenen Batzen um die Hälfte herabsetzte, wurde das Volk unzufrieden. Denn wer zehn Batzen gehabt zu haben glaubte, besaß nun nur noch fünf; und der Arme litt am meisten, der Reiche am wenigsten. Darum liefen die Leute in den Dörfern zusammen, und Jeder brachte zur allgemeinen Klage seine besondere; der Eine über den Landvogt, der Andere über den Weibel; der Eine über den Salzhandel der Regierung, der Andere über den Pulverhandel derselben; der Eine über Trättengeld und Innungszwang, der Andere über Leibeigenschaftslasten und über Schmälerung alter Gerechtsame. Je mehr die Leute redeten, je mehr erhitzten sich ihre Köpfe.

Nun geschah, daß die Regierung von Luzern ebenfalls den Werth ihrer Batzen herabsetzte. Da schickten die Gemeinen des Entlibuchs Abgeordnete

zur Stadt, und baten, man solle entweder das Geld im alten Werth lassen, oder statt des Geldes solle man Landeserzeugnisse zur Bezahlung nehmen. Aber sie wurden so hart angefahren, daß sie mit großer Traurigkeit heimgingen. Darüber gerieth das Landvolk in Wuth, und trieb die Schuldenboten, wenn sie kamen, mit Schimpf und Schande fort. Auf dieses ging der Schultheiß Dulliker, mit weltlichen und geistlichen Herren, ins Entlibuch (Hornung 1653), die Aeltesten der Gemeinden des Bessern zu belehren. Da zog aus allen Dörfern die Mannschaft mit Spießen und Keulen her; voran eine weiße Fahne; dann drei Jüngliuge, die bliesen Alphörner; dann die Hauptleute, und hinter ihnen drei Andere in alter Schweizertracht, die Männer des Grütli vorstellend; dann das ganze Heer, eintausend vierhundert Mann stark. So trat der Zug ins Dorf, wo die Abgesandten der Stadt saßen. Und es erhob sich Toben und Schreien gegen die Abrufung des Geldes, gegen den Zoll bei Wollhausen, gegen den hohen Geldzins, gegen die Bußgelder der Landvögte, gegen die Willkühr der Ohmgeldner und dergleichen; und man stieß gröbliche Worte und Drohungen aus, also daß die Abgesandten bei dem wilden Haufen nichts ausrichteten und zur Stadt heimkehrten. Die Landleute hielten Zusammenkünfte; stellten Wachten aus; durchsuchten die Rei-

senden; munterten die benachbarten Berner Unterthanen auf, mit ihnen zu halten, und die zehn Aemter der Landschaft errichteten zu Wollhausen eineu Bund unter sich, den sie beschworen.

Als die Sache so ernsthaft geworden, schickten die sechs katholischen Kantone Gesandte, als Vermittler. Wie diese aber zu Willisau mit den Abgeordneten der zehn Aemter zusammentraten, welche siebenundzwanzig Klagepunkte in Schrift verfaßt hatten, fingen die versammelten Bauern an zu toben, nahmen sogar die Abgesandten gefangen, bewachten sie, besetzten die Hauptpässe gegen die Stadt und drohten Luzern zu überfallen. Doch eilfertig zogen aus den kleinen Kantonen vierhundert Mann zur Besatzung und Vertheidigung in die Stadt. Zürich und Bern rüsteten kriegerisch. Wie die Landleute der zehn Aemter solches hörten, entfiel ihnen der Muth; sie liessen die gefangenen Gesandten wieder frei und baten dieselben, sie sollten vermitteln. Solches thaten die Gesandten in einem Spruchbrief (19. März) auf billige Weise: es solle der Obrigkeit die Landeshoheit, aber den Unterthanen ihre Rechtsame verbleiben, das Ohmgeld im ganzen Lande gleichmäßig bezahlt, der Schultheiß zu Willisau nur aus dasigen Bürgern gewählt, vom Entlibuch nur in Sachen, die über hundert Gulden steigen, nach Luzern appellirt, der Bund der zehn Aemter von

Wollhausen dagegen vernichtet, auch keine solche Verbindung mehr bei schwerer Strafe gestiftet, jedoch auch dem Lande keine Bezahlung der wegen dieser Streithändel entstandenen Unkosten abgefordert werden.

Wie man nun glaubte, es sei Alles beigelegt, erhob sich der Sturm im Kanton Bern, von Thun bis zur Stadt Brugg. Wie die Regierung hier das Landvolk gegen die Landleute im Kanton Luzern hatte aufbieten wollen, sprach man: „Nein, wir ziehen nicht gegen unsere Brüder; wir haben wohl des Rechts zur Klage so viel, als sie!“ In allen Dörfern war Lärmen und Geschrei und Unordnung übermaßen. Keiner wollte gehorchen, Jeder befehlen. Nur in den Städten Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg blieb es ruhig, auch die Geistlichkeit auf dem Lande der Obrigkeit treu.

Alsbald rief Bern eidsgenössischen Beistand, die Empörung zu dämpfen. Schafhauser, Basler und Mühlhauser sandten sogleich Kriegsvolk ab. Aber Zürich und Luzern ermahnten zu freundlicher Vermittelung. Dazu ward endlich die Regierung von Bern willig. Ehe man sich jedoch darüber verständigt hatte, rückten die Schafhauser schon bei Brugg, und die Basler und Mühlhauser bei Aarau mit ihrem Kriegsvolk ins Land. Solches erbitterte die Leute im Aargau, und der Land-

sturm erging (18. März 1653) durch die ganze Grafschaft Lenzburg. Auf dieses begaben sich die Schafhauser wieder zurück, und die Basler und Mühlhauser zogen von Aarau weg ans linke Aarufer in die Aemter Biberstein und Schenkenberg. Nun erging aber auch hier bis tief ins Solothurner Gebiet der Landsturm, also, daß die Basler und Mühlhauser ebenfalls heimgehen mußten. Zu Erlisbach standen Solothurner und Aargauer Landleute in Waffen; zwischen ihnen durch zogen die Basler und Mühlhauser, wie durch eine Gasse, in ihr Land zurück.

Jetzt war der Lärmen erst groß. Die Bauern hielten Landsgemeinde zu Langenthal, belagerten die Schlösser der Landvögte, sandten Ausschüsse an die Regierung nach Bern, und wandten sich sogar um auswärtigen Beistand heimlich an den französischen Gesandten La Barde. Damit thaten sie sich selber schweres Unrecht. Denn der französische Gesandte verrieth sie, und viele rechtschaffene Leute wandten nun ihr Herz ganz von ihnen, darum, daß sie Ausländer in Vaterlandssachen angerufen hatten.

Inzwischen erschienen Abgeordnete von sechs reformirten Kantonen in Bern, um den Streit zwischen Obrigkeiten und Unterthanen gütlich auszutragen. Die Ausschüsse der Gemeinden traten hinzu, und es ward entschieden: der Salzhandel

bleibt der Obrigkeit; dem Unterthan das Recht, für eigenen Gebrauch das Salz frei zu kaufen, wo er wolle; Trattengeld und Zwang der Innungen fällt hinweg; die Batzen bleiben im erniedrigten Werth, aber Kapitalien und Zinse werden in Geldsorten bezahlt, nicht höher als sie 1613 im Werth waren; auch können gut versicherte und gut verzinsete Kapitalien nicht vor sechs Jahren abgelöset werden; der Lohn der Gerichtsboten wird erniedrigt. Als dies und Anderes noch auf billige Weise geschlichtet war, thaten die Ausschüsse der Gemeinden einen Fußfall vor dem Rath der Stadt Bern, um Verzeihung zu bitten, und Alles schien wohl beendet zu sein.

Allein nun erhoben die Landleute im Kanton Luzern neues Geschrei und klagten ihrerseits gegen den empfangenen Spruchbrief und sagten; sie könnten ihren Bund von Wollhausen nicht für strafbar erkennen, wie ihn der Spruchbrief heiße. Und sie schickten Leute aus zu den Unterthanen in andere Kantone und sprachen: „Jetzt wollen wir nicht länger Knechte der Städte sein, sondern freie Leute werden, wie die in den kleinen Kantonen!" Im Aargau, im Emmenthal stimmte ihnen das Volk bei. Es schalt auf die Ausschüsse, welche zu Bern vor gesessenem Rath Fußfall gethan und den Vergleich angenommen hatten. Auch in den Kantonen Solothurn und Basel mach-

ten sich viele Landleute auf und hielten zu den Luzernern, Emmenthalern uud Aargauern. Zu Sumiswald hielten sie (13. April 1653) Landsgemeinde und erwählten den Niklaus Leuenberger, einen Landmann von Schönholz, zu ihrem Haupt und zum Obmann der Bundesgenossen aus den vier Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel. Sie gaben Gesetze: es solle das Volk die Rechte der Obrigkeit, und die Obrigkeit das Recht des Volkes ehren; kein Unterthan sich gegen die Obrigkeit waffnen, aber wenn diese irgend Kriegsvolk schicke, solle man es mit Gewalt abtreiben. Sie luden die Unterthanen aller Eidsgenossen schriftlich zu einem Tag nach Hutwyl ein, denn es werde über Recht und Freiheit Aller gehandelt, und darüber, daß alle Schweizer freie Schweizer werden sollten. Solches gefiel den Herren in den Städten übel. Es war ein großer und entscheidender Augenblick nahe.

Gleichwie sich in alten Zeiten Grafen und Freiherren von den Kaisern losgemacht und in ihren Gauen erbliche Herrschaft erworben hatten, wie dann wieder die größern Städte des Schweizerlandes, durch Glück und Umstände begünstigt, sich von der Macht der Grafen und Freiherren losgekauft oder mit Waffengewalt befreit hatten: so wollten jetzt die unterthänigen Landleute die

Gewalt der Städte brechen und zur Freiheit eingehen. — Aber ihr Treiben war schlecht berechnet.

Denn diese stürmischen Volkshaufen gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und strengen Eintracht zu Werke, wie vorzeiten die Männer in den Waldstätten, noch mit der Klugheit und besonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte. Sie waren rohe, unwissende Leute, unerfahren in Staatsgeschäften, in Schulen schlecht gebildet, mißtrauisch unter einander, jeder mehr auf seinen Vortheil, als auf allgemeinen Nutzen bedacht. Sie horchten lieber auf tobende Schreier, als auf Rath der Verständigen; wollten Alle gebieten, Keinem gehorchen. Daher sah man sie uneinig unter sich und zu allen Ausschweifungen bereit. Wer nicht ihres Sinnes war, den mißhandelten sie. Einigen drohten sie Mordbrand, Andern schlitzten sie die Ohren.

Unterdessen rüsteten die Städte, um die Empörer zu zähmen; pflogen aber mit denselben Unterhandlung, um Zeit zu gewinnen. Aufrichtiger meinte es noch Bern, auch die Tagsatzung zu Baden, mit den Leuten. Viele Zusammenkünfte mit den Ausschüssen der Aufrührer wurden beredet oder gehalten; allein bei den vielen tobenden Haufen, deren einer dem andern widersprach, und die jeden Tag ihren Sinn änderten, war keine Sache zum Ziele zu bringen.

Nachdem nun alle Mühe eitel geblieben, mahnte der Vorort Zürich die ganze Eidsgenossenschaft zum Aufbruch (11. Mai 1653). Bern sammelte die Schaaren des Waatlandes, welche durch ihre Sprache von der Sache der deutschen Unterthanen getrennt geblieben waren, und ernannte den Siegmund von Erlach zum Feldherrn. Er führte bei zehntausend Mann. Es kamen bei fünftausend Mann aus den katholischen Kantonen, geführt vom Oberst Zweyer; die übrigen Eidsgenossen, achttausend an der Zahl, befehligte der Züricher Feldherr Wertmüller. Die freien Landleute in den kleinen Kantonen hielten treu mit den Städten und vertheidigten deren Sache gegen das empörte Volk, theils aus Liebe der Gerechtigkeit und nachbarlicher Freundschaft, theils auch weil sie ebenfalls unterthänige Vogteien besaßen. Ihre Besatzung schirmte Luzern.

Schnell griffen aber auch die Empörten zu den Waffen. Sie besetzten den Engpaß bei Gümminen gegen das Waatland, bei Windisch und Mellingen gegen Zürich. Sie berannten Aarburg und Aarau, Zofingen und Lenzburg; doch vergeblich. Denn sie hatten weder schweres Geschütz, oder andere Waffenvorräthe genug, noch Kriegszucht unter sich, oder erfahrene Hauptleute, weil bisher die Hauptmannsstellen ausschließlich von Stadtbürgern bekleidet worden waren.

Sobald Leuenberger, der Obmann der verbündeten Landleute, und Schybi und Ulli Galli und andere Häupter der Empörung sahen, daß es Ernst gelten werde: suchten sie theils durch Trotz, theils durch neue Unterhandlung ihre gefahrvolle Unternehmung zu sichern. Leuenberger, eine Stunde von Bern, zu Ostermundigen, gelagert, wo sein Volk rings umher raubte und plünderte, schrieb noch einmal an Bern, zu gütlicher Beilegung des Streits. Der Rath der Stadt, das Blutvergiessen zu meiden, schickte wirklich Gesandte zu den Empörern; willigte in Vieles, sogar in Bezahlung von fünfzigtausend Pfunden an das Landvolk, doch nicht als Entschädigung von deren Kriegskosten, sondern als Unterstützung der Armuth. Die Abgeordneten der Empörten unterschrieben endlich den schon einmal von ihnen verworfenen Vertrag und verhießen Huldigung und Treue. Allein kaum in ihr Lager zurückgekommen, ward Alles wieder vernichtet. Denn weil die Eidsgenossen im Anzug waren, wollten die Empörten nicht auseinander gehen, bis die Schaaren von jenen in ihre Heimathen zurückgegangen sein würden.

Wertmüller und Zweyer stiegen indessen mit vereinigten Heeren über den Heitersberg herab nach Mellingen. Sie bewilligten dem Leuenberger noch einmal Unterredung, wie er selbst

verlangt hatte. Leuenberger jedoch, der erst noch in einem Schreiben über das Anrücken der eidsgenössischen Hilfsvölker dem Rathe zn Bern geklagt hatte, während seine eigenen Bauern die Städte im Aargau belagerten, sah sein Heer plötzlich, sobald der Landsturm ergangen war, auf zwanzigtausend Mann erwachsen. Da fürchtete er sich nicht mehr und meinte: das Schwert müsse entscheiden.

Inzwischen waren die Angriffe der Empörten sowohl gegen Mellingen als Zofingen fruchtlos gewesen. Das machte sie muthloser. Sie sandten wiederum Abgeordnete an den eidsgenössischen Kriegsrath in Mellingen, um gute Bedingungen zu erhalten. Doch nun antwortete der Kriegsrath: „Es kommt nicht den Bauern zu, Bedingungen vorzuschreiben. Liefert euern Bundesbrief aus. Zieht nach Hause. Eure Rädelsführer haben den Spruch ihrer Obrigkeiten zu erwarten. So wollen wir euch in Frieden lassen."

Die Abgeordneten des Landvolks von Bern, Basel und Solothurn beschworen zwar erschrocken die vorgelegten Punkte. Nicht aber also die Luzerner. Sie entschuldigten sich, ohne Vollmacht zu sein. Also waren die Bande der Empörten unter sich gelöset. Wertmüller rückte vor. Von Bern und Wangen her zog anderseits Feldherr Erlach gegen Langenthal. Unterwegs trieb er einen Haufen von zweitausend Bauern

auseinander. Auf dem Felde vor Herzogenbuchsee (28. Mai) fand er eine Wacht von sechs mit Hellebarden bewaffneten Landleuten. Diese versicherten, die Aufrührer seien alle zerstreuet. Wie er aber mit seinem Gefolge gegen das Dorf ritt, fiel Schuß auf Schuß gegen ihn. Alsbald ließ er von drei Seiten zugleich angreifen, da er die Schaaren der Empörten plötzlich erblickte, die sich des benachbarten Waldes bemächtigt hatten.

Hier begann ein verzweiflungvolles Streiten. Die Empörten, übermannt, vertheidigten Schritt um Schritt ihren Rückzug gegen das Dorf. Während ein Theil desselben in Flammen aufging, fochten sie in den Häusern, dann noch hinter den Mauern der Kirche. Endlich flohen sie zerstreut in die Wälder.

Bei Langenthal stießen Erlach und Wertmüller mit ihren Heeren zusammen. Aller Aufruhr weit umher schwieg. Wertmüller, welcher den Frieden gehandhabt sehen wollte, der den Empörten schon vom Kriegsrath in Mellingen zugesichert worden war, machte dem Berner Obersten Vorwürfe wegen des Gemetzels von Herzogenbuchsee. Als dieser ihm jedoch erzählte, wie es gekommen sei, ward beredet, der Mellinger Vertrag solle nur für das untere Aargau gelten; aber in den Landschaften oberhalb Aarburg behalte sich Bern volle Gewalt nach Kriegsrecht vor.

In gesammten Dörfern herrschte plötzlich,

statt des Trotzes und aufrührerischen Gebrülles, Todtenstille, Reue und Schrecken. Man entwaffnete die Landschaften, warf die Rädelsführer in Gefängnisse. Zu Zofingen saß der eidsgenössische Kriegsrath und hielt Gericht. Dahin ward aus dem Entlibuch Schybi geführt und mit dem Schwert enthauptet. Leuenberger, der in seinem eigenen Hause von einem seiner Nachbarn und Mithelfer verrathen ward, kam in den Kerker nach Bern Hier wurde er hingerichtet, und sein blutiges Haupt nebst dem Bundesbrief der Empörten an den Galgen geschlagen. Eben so starb sein Schreiber Brösmer. Ulli Galli ward an den Galgen gehenkt. Zu Basel wurden sieben Greise, als Theilnehmer am Aufruhr, zum Tode verurtheilt; alle hatten schneeweiße Bärte. So sind noch viele Andere theils zum Tode verdammt, theils zur Landesverweisung, noch Mehrere zu Geldbußen. Es mußten die Freiämtler zehntausend Gulden, die Leute der Grafschaft Lenzburg zwanzigtausend, die Solothurnischen dreißigtausend Gulden, Andere andere Summen zahlen. Und die geflüchteten Aufrührer ließ Kaiser Ferdinand III durch das ganze römische Reich in die Acht erklären.

Im Kanton Luzern aber hatten sich die Empörten, welche bei Mellingen ihre Sache von der Sache der Uebrigen getrennt sahen, zu einem

Vergleich mit ihrer Regierung entschlossen. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug vermittelten schiedsrichterlich zu Stanz zwischen Obrigkeit und Unterthanen (7. Brachmonds). Nur die Entlibucher widersetzten sich dem Spruch; denn in Luzern selbst lebten mehrere Bürger, die heimlich mit ihnen hielten, und eine Regierungsänderung in der Stadt durchzusetzen hofften. Allein diese Bürger wurden verrathen und verhaftet, und die Entlibucher durch Uebermacht des einrückenden Kriegsvolks zum Gehorsam getrieben.

Das war der Ausgang des Aufruhrs. Was gesetzlos aufgeht, muß gesetzlos verderben. Noch lange haderten darauf die Kantone selbst wieder unter einander wegen Zahlung der Kriegskosten; Bern besonders mit Zürich, Solothurn mit Bern, bis man sich auch darüber (1654) auf der eidsgenössischen Tagleistung verglich und für die Zukunft festsetzte: die hilfeleistenden Kantone sollten in eigenen Kosten den Nothleidenden helfen und zuziehen.

43.

Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Aufstand in Basel. Die Pestilenz.

(Vom Jahre 1656 bis 1699)

Kaum war der Hader über die Unkosten glücklich beigelegt, siehe, da gab es zwischen den Kantonen andern Streit, bösern, als den ersten.

Er ging noch einmal aus dem unchristlichen Haß zwischen Reformirten und Katholischen hervor. Die Geistlichen beider Kirchparteien, statt das Höllenfeuer der Zwietracht zu löschen, fachten es mit ihren Reden geschäftig an. Schon fehlte es unter den Regierungen ohnedem nie an Ursache des Zanks, besonders in den gemeinschaftlichen Vogteien, wo Jeder Recht haben, Jeder Meister sein wollte. Keiner traute dem Andern, weil Jeder vom Andern Schlechtes glaubte. Die Katholiken sagten: „Seht, die Berner und Züricher befestigen ihre Städte nicht umsonst und halten zu Holland und England! Das Alles ist nur gegen uns!“ — Die Reformirten sprachen: „Seht, die Katholiken bestätigen den Borromeischen Bund, erneuern sogar ihre Bünde mit Savoien und dem Bischofe von Basel, und thun mit dem Könige von Spanien nicht vergeblich so freundlich. Das gilt gegen unsere Religion!“

Dann begab es sich, daß eines Tages (im Jahre 1655) sechs Familien von Arth, im Kanton Schwyz, weil sie evangelischen Glaubens waren, flüchtig werden mußten. Sie konnten in Arth nicht des Lebens sicher sein. Weinend und flehend traten sie vor den Rath von Zürich und baten, daß man ihnen wenigstens freien Wegzug ihres Vermögens in der Heimath auswirken möchte. Es schrieb der Rath von Zürich voll Mitleids nach

Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter dieser Verfolgten. Schwyz aber schlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone dagegen das eidsgenössische Recht anriefen, sprachen die zu Schwyz: „Wir sind in unserm Lande Niemandem Rechenschaft schuldig, als Gott und uns selbst!“ Und sie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derselben, weil sie ebenfalls evangelischen Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten sie auf Folterbänken und verurtheilten sogar einige zum Tode.

Da griff Zürich zu den Waffen, sobald Ermahnen und Vermitteln der unparteiischen Kantone auf den Tagleistungen vergeblich gewesen war. Eben so schnell hoben Schwyz und die katholischen Orte ihre Panner. Zürich, unterstützt von Mühlhausen und Schafhausen, trat mit Zehntausend ins Feld, bemeisterte sich des ganzen Thurgaues, und belagerte Rapperswyl. Aber die katholischen Kantone hielten Rapperswyl und den Albis schon, auch Bremgarten, Mellingen und Baden und gegen Bern den Brünigberg besetzt. Die Berner stellten Kriegsvolk gegen Freiburg, Solothurn und Unterwalden zum Schutz, und zogen mit vierzig Fahnen gen Lenzburg, den Zürichern zum Beistand.

Es war jedoch bei den reformirten Kriegs-

schaaren keine Zucht. Die raubten und brannten, wohin sie kamen; verwüsteten das Kloster Rheinau; plünderten Dörfer und Kirchen und trieben das Vieh weg. Und bei den Bernern sah man so wenig Ordnung, daß sie in der Gegend von Villmergen lagerten, ohne sich um den Feind zu bekümmern, keine Kundschafter aussandten und nicht einmal für das grobe Geschütz genug Schießbedarf hatten. Und obschon ein paar Aargauer den Feind beim Dorfe Wohlen erkannt hatten und zurückgingen und Lärmen machten, ward deß doch nicht geachtet, weil einige junge Herren von Bern hinausgeritten waren und versichert hatten, es sei nirgends Gefahr.

Doch auf der Höhe von Wohlen, hinterm Walde, standen wirklich mehr denn viertausend Luzerner verborgen. Die führte stracks der Luzerner Oberst Pfyffer hervor. Und von der Höhe im Hohlweg, wo sie mit halbem Leib verdeckt standen, richteten sie plötzlich ihr Feuer gegen die Berner. Es war zwei Stunden nach Mittag, am vierzehnten Jänner des Jahrs 1656. Die Berner geriethen in so große Verwirrung und Schrecken, daß sie kaum in Ordnung zu stellen waren. Weil Pulver und Kugeln fehlten, schossen sie ihre Feldstücke nur zweimal ab. Alles floh. Es kamen zwar zehn frische Fahnen zur Hilfe, aber die kehrten auch mit um. Der Oberst Pfyffer erhielt

während des Treffens ein Schreiben von Luzern, mit Befehl, nicht anzugreifen, weil man sich gütlicherweise vergleichen werde. Allein er steckte den Brief unerbrochen ein, weil er vermuthen konnte, was derselbe enthielte, und verfolgte die fliehenden Berner, deren eine große Zahl niedergemetzelt ward. Bei achthundert derselben kamen ums Leben; eilf Stück groben Geschützes verloren sie. Und seitwärts in den Weinbergen standen viele Berner Schlachthaufen: die sahen die Flucht ihrer Leute nach Lenzburg und sahen deren Untergang, aber regten sich nicht, weil sie keinen Befehl hatten.

Nur die Schlachthaufen der Aargauer, als sie die Niederlage der Berner erblickten, wurden wüthend, und wollten vorwärts und die Schlacht erneuen. Doch der Berner Kriegsrath verbot es und hatte große Mühe, den Ungestüm der Aargauer zurückzuhalten. Das ist das Treffen bei Villmergen gewesen. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde. Dann zogen sie mit großer Beute heim und wenige Wochen darauf ward Waffenstillstand- und Friede (26. Hornung 1656) geschlossen. Denn weil man den kleinen Kantonen die Lebensmittel sperrte; weil die Luzerner so wenig, als die Berner, ihrem eigenen, unzufriedenen Landvolk vertrauen konnten, war Allen gelegen, den Krieg bald zu

enden, der nur neun Wochen gedauert und doch den Zürichern allein schon über vierhundert- und vierzehntausend Gulden gekostet hatte. Der Friedensschluß stellte Alles wieder her, wie es etwa vorher gewesen. In Religionssachen und wegen freien Zuges aus einem Kantone in den andern ließ man jedem Kantone Gewalt, in seinem Gebiete zu thun, wie er wolle.

Bei der übeln Kriegsordnung der reformirten Orte hätten die katholischen vielleicht noch Größeres gewinnen können, wenn bei ihnen selbst das Heerwesen besser bestellt gewesen wäre. Sie warfen alle Schuld, daß sie nicht mehr ausgerichtet hätten, auf Oberst Zweyer von Evenbach, Landeshauptmann von Uri, und sagten, er wäre mit den Zürichern und Bernern im Einverständniß gewesen, habe am Etzel die Verfolgung der fliehenden Feinde und die Vertreibung der Belagerer vor Rapperswyl gehindert. Ja, ein Mönch zu Einsiedeln sagte: die Züricher hätten demselben tausend und vierhundert Dukaten in einem Kapaun geschickt. Das gab wieder langen Streit und Rechtshandel vor Tagleistungen, der nie beendigt würde.

Nun war Frieden im Lande ohne Friedlichkeit. Das ward überall verspürt, und am meisten in den gemeinen Vogteien. Was da dem Einen leid war, das war dem Andern lieb; und der gemeine

Mann trieb es mit seinem unchristlichen Glaubenseifer, wie er es von seinem Herrn sah. Wenig fehlte, der Krieg wäre vielmals von Neuem begonnen.

Ein Luzerner, der für spanischen Kriegsdienst Soldaten geworben hatte, zog am Pfingstfest (1664) mit dreiundvierzig derselben auf Abwegen durchs Thurgau, und im Dorfe Lipperswyl in die reformirte Kirche, mit bloßem Säbel darin Unfug und Lärmen treibend. Ein Weib flüchtete mit großem Geschrei und Schrecken ins Dorf Wigoldingen und rief Hilfe. Rasch waren die Wigoldinger auf, über die spanischen Söldner her, und fünf derselben wurden erschlagen, andere verwundet, andere gefangen genommen. Diese Begebenheit brachte die reformirten und katholischen Kantone in Harnisch wider einander. Man rief Kriegsvolk zusammen. Die fünf katholischen Orte besetzten alsbald Kaiserstuhl, Mellingen und Bremgarten. Viel ward getaget und unterhandelt. Die katholischen Orte konnten nur durch Blut versöhnt werden. Zween Männer von Wigoldingen wurden durch das Stimmenmehr der über Thurgau regierenden Kantone zum Tode verurtheilt (am fünften Herbstmonat 1665), wie rührend auch Zürich für die Unglücklichen um Gnade bat. Und als die Gemeinde Wigoldingen alle Kosten des langen Streithandels zahlen sollte, sam-

melte man in allen Kirchen des Kantons Zürich dafür Steuern.

Bald nach diesem ward geredet, daß der König in Frankreich, hart vor Basel, den Ort Hüningen zur starken Veste bauen wolle, sich zum Schutz, den Schweizern zum Trutz. Das machte den Eidsgenossen Sorge, und sie sandten gen Paris (1679) an den König. Als aber ihre Mühe eitel war, den Bau zu hindern, stieg die Unruhe, am meisten zu Basel. Hier murrten die Bürger gegen den kleinen Rath, als habe Manchen aus ihm französisches Gold geblendet; denn er habe überhaupt zuviel Gewalt an sich genommen in Wahlen und Gebung der Gesetze, zum Nachtheil des Landes. Es traten die Zünfte zusammen. Mancherlei Unfug kam ans Licht. Rathsherren und Weiber, die sich in Rathswahlen gemischt, wurden der Ehren entsetzt, oder in Gefangenschaft gethan und mit schwerem Gelde bestraft. Der Rath gehorchte, denn die Bürger trotzten in Waffen. Die Eidsgenossen sandten Boten, den Streit zu vermitteln (1691). Es ward viel Parteiung, Auflauf und Gewaltthat, weitläufig zu erzählen. Und als endlich die Vermittler, nebst Ausschüssen des Rathes und der Bürger, die Rechte des großen und kleinen Raths geordnet, in Landeszucht, Verwaltung, Pflege der Gerechtigkeit und Besetzung der Aemter das Bessere bestimmt, und die mehrern

Bürger begnügt geschworen hatten, Frieden zu halten, ward derselbe dann erst am blutigsten gebrochen.

Denn als Johann Fatio, einer von den Fürsprechern der Bürgerschaft, auf das Rheinthor gefangen gesetzt worden, angeklagt, er habe Vieles ohne der Bürger Wollen und Wissen eigenmächtig betrieben, forderte ein Haufen anderer, bewaffnet, durch weiße Binden um den Arm sich kennbar, zur Nachtzeit des Mannes Loslassung. Die Lärmtrommel ging. Die der Obrigkeit Getreuen sprangen auf. Bürger gegen Bürger zogen in Waffen aus; zween von Fatio's Anhang wurden von Kugeln verwundet (23. Sept. 1691); bei fünfzig andere des folgenden Morgens eingekerkert; bewaffnete Landleute in die Stadt gezogen, zum Schirm der Ordnung. Ein schweres Gericht erging über die Urheber des Aufstandes. Johann Fatio, Johann Müller und Konrad Moyses wurden (28. September) auf dem Platz vor dem Rathhause enthauptet, Andere auf die Galeeren verdammt, Andere des Landes verwiesen, Andere an Geld gebüßt.

So verbanden sich mit dem Streit um Glaubens- und Kirchensachen noch vielerlei bürgerliche Parteiungen und Händel, bald dort, bald hie, als sollte das Schweizerland nimmer zur Ruhe kommen, nun es doch nicht mehr von auswärtigen

Mächten bedrängt war. Das brachte Herzeleid und Kummer über viele Haushaltungen. Dann trat zu allem Elend sogar noch eine pestilenzische Seuche, die viel Volks, besonders in der Stadt Basel und im Aargau, wegraffte (im J. 1667). Die Leute bekamen Pestbeulen am Unterleibe. Es war ungesunde Witterung, und der Winter vorher fast immer warm gewesen. Giftige Würmer und Raupen bedeckten Bäume, Gras und Früchte; und es wurden der Wasser- und Feldmäuse so viel, als man nie vorher gesehen. Das dauerte, bis ein Jahr zu Ende ging und ein strenger Winter erschien.

44.

Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden sind und was daraus entstanden.

(Vom Jahr 1700 bis 1712.)

Es sind die alten Schweizer unabhängig vom Auslande geworden und sind es geblieben, so lange sie das Ausland weder aus Hoffahrt und Eigennutz geliebt, noch gefürchtet haben. Und sie wurden von den Völkern der Erde hochgeachtet, so lange sie ihr ewiges Recht höher achteten, denn das Leben. Als aber durch Gelddurst und Feigheit die Klug-

heit höher stehen wollte, denn das Recht; als gemein ward, Fleisch und Blut an die Fremde zum Kriegsdienst zu verkaufen; als sich Vorsteher von goldenen Ketten und Ordensbändern der Fürsten binden liessen: da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltsam ein. Man erniedrigte sich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu stehen; man stellte den Kanton höher als die Eidsgenossenschaft, und die Familie höher, als den Kanton; man war in großen Dingen klein und in kleinen Dingen groß; man trachtete nach Ehrenstellen um des Geldes willen, und versteigerte Aemter für Geld, oder erwarb sie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber die meisten waren arme Unterthanen und hatten weniger Rechte, als die Angehörigen der Könige; ja, man verschmähte oft nicht Gewalt und List, um auch die wenigen Rechtsame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeschränkter würde.

Solches hatte besonders das Volk im Lande Toggenburg erfahren müssen. Hier genossen ehemals die Gemeinden durch Gunst der alten Grafen von Toggenburg große Vorrechte, Theilnahme an Besetzung der hohen und niedern Gerichte, an Bußengeldern und andern Nutzungen; Recht zu Landesgemeinden und andern Versammlungen, zur Mitverwaltung des öffentlichen Gutes und zur Kriegsgewalt. Ja Niemand konnte ihnen zum

Landvogt gesetzt werden, als ein Mann aus ihrer eigenen Mitte.

Wie nun aber (im Jahre 1468) der Abt von St. Gallen um vierzehntausend und fünfhundert rheinische Gulden von einem Freiherrn von Raron die Rechtsame gekauft hatte, welche dieser über das Land aus dem Erbe der alten Grafen von Toggenburg erworben: so trachtete der Abt auch nach den Rechtsamen, die er nicht gekauft, sondern dem Volke feierlich bestätigt hatte. Und gleichwie das Volk von Toggenburg zum Schirm der eigenen Freiheiten mit den Kantonen Glarus und Schwyz ein Landrecht (im Jahre 1436) errichtet hatte, so stiftete nun auch der Abt zum Schutz seiner Rechte (im Jahre 1469) ein besonderes Schirmrecht mit denselben Kantonen. Weil seine Abtei ein zugewandter Ort der Eidsgenossenschaft war, er selbst aber Fürst des heiligen deutschen Reiches hieß, wußt' er beides immer wohl zu seinem Vortheil anzuwenden, um mächtiger zu werden. Er stand gegen den Kaiser, wenn es ihm ersprießlich schien, als Eidsgenoß, und gegen die Eidsgenossen als Reichsfürst und Lehenträger kaiserlicher Majestät. Das half ihm viel.

So fing er an, die Toggenburger Freiheit zweifelhaft zu machen, und die Leute sogar seine Leibeigenen (1510) zu heißen, um sie allmälig

daran zu gewöhnen. Dann griff er endlich ihre Freiheiten selbst an, und es gab vor den Schirmorten vielen Rechtsstreit. Die Schirmorte waren ihm aber hold. So gewann er erst, daß von allen Gerichten im Lande die Appellation (1539) vor seinen Stuhl kam; dann (1540) riß er das Recht an sich, das Landgericht allein zu besetzen, und die eingezogenen Güter der Verbrecher zu behalten, desgleichen das Recht, einen Ausländer zum Landvogt zu erwählen, alle Kirchen- und Pfründgüter unbeschränkt zu verwalten, auch Wildfang und Fischerei an sich zu nehmen; darauf (1543) gewann er das Recht, in allen Kirchen des Landes den Pfarrer zu setzen, auch (1555) Schreiber und Weibel zu wählen und das Bürgerrecht zu ertheilen (1596). Endlich wurden dem Volke alle Landsgemeinen untersagt und auch andere Versammlungen, und das Kriegswesen im Lande gerieth (1654) gänzlich in des Abtes Hand. Nun schaltete er, wie ihm wohlgefiel, bewilligte gezwungene Werbungen in fremden Kriegesdienst, besetzte alle Stellen mit seinen Geschöpfen, sah gleichgültig zu, wenn Amtleute und Kloster die besten Grundstücke durch List und Ränke an sich zogen, oder wenn die öffentlichen Bußen zu ungeheuern Summen stiegen.

Zuletzt dünkte sich Abt Leodegar Bürgisser ein unbeschränkter Herr im Lande. Er gebot dem Volke, auf eigene Kosten eine neue Fahrstraße

durch den Hummelwald zu bauen und zu unterhalten. Und als die Abgeordneten des Volkes zu ihm sprachen: solches wäre den Toggenburgern eine drückendere Last, als vorzeiten die Frohndienste und Tagwen, von denen sie sich schon zweimal losgekauft hätten, verfällte er diese Leute zu einer Geldbuße von 1540 Reichsthalern, zu Widerruf bei offenen Thüren und machte sie ehr- und wehrlos.

Nun gingen die bedrängten Toggenburger klagend vor Schwyz und Glarus (1701). Glarus nahm sich die Noth der armen Landleute zu Herzen, auch Schwyz, obwohl die Toggenburger reformirten Glaubens waren. „Und wenn die Toggenburger Türken und Heiden wären," riefen die Schwyzer an der Landsgemeine, „so sind sie doch unsere Bundsgenossen und Landsleute, und sollen wir ihnen zum Recht helfen!" Solches verdroß den Abt, und er klagte und rief alle Kantone um eidsgenössisches Recht an. — Da gab es wiederum viele Tagleistungen von Jahr zu Jahr. Zürich und Luzern, die auch des Abtes Schirmorte waren, mischten sich in den bösen Handel. Manche waren den Toggenburgern gewogen, ihres reformirten, vielgekränkten Glaubens willen; manche dem Abt widerwärtig, weil er vor Kurzem noch mit dem Hause Oesterreich Schutzbündniß geschlossen hatte und die Grafschaft Toggenburg ansah, als wäre sie ein

Lehen vom Kaiser und Reich. — Je länger der Zank währte, je größer ward, wie gewöhnlich, die Verwirrung des Handels. Zuletzt mischte auch der alte Glaubenshaß sein Gift dazu.

Denn weil Schwyz und die katholischen Orte sahen, daß Zürich und Bern besonders des Glaubens willen die Toggenburger unterstützten, und diese zum Festhalten an den alten Rechten ermunterten, neigte sich Schwyz dem Abt von St. Gallen zu (1703) und sprach: des Abtes neuere Rechte, Briefe und Siegel gehen dem alten Landrecht vor, und ohne Vorwissen von Schwyz und Glarus soll im Toggenburg kein neuer reformirter Gottesdienst eingeführt werden. Das aber schreckte nicht Zürich und Bern zurück; und die Toggenburger handhabten ihre alten Rechtsame. Nun trat der kaiserliche Gesandte auf, und brachte einen Brief seines Herrn, der sagte: der Kaiser werde schlichten, denn die Grafschaft Toggenburg wäre unstreitig uraltes Reichslehen. Aber Zürich und Bern erwiederten: Toggenburg liegt inner den eidsgenössischen Grenzen, und der St. Galler Abt hat uns schon seit mehrern Jahren als Schiedsrichter erkannt. — Auch machten die Gesandten von Holland und der Könige von Preussen und England den Zürichern und Bernern Muth gegen den Kaiser.

Als nun der Streit immer grenzenloser ward,

und im Toggenburg selbst Unruhe, Mord und Todtschlag entstand, weil der Abt von St. Gallen daselbst absichtlich Zwietracht zwischen den katholischen und reformirten Einwohnern säete, versuchte noch ein weiser Mann aus Zürich, Nabholz genannt, durch seinen Rath Ordnung und Frieden wieder herzustellen. Sein Bemühen blieb eitel. Der Abt hielt steif auf alle Titel seiner bedrohten Gewalt. Die Toggenburger aber verachteten dieselbe, und gehorchten ihm nicht und trieben Amtleute, Boten und Soldaten aus den Schlössern fort. Der Abt besetzte darauf alle Brücken, Wege und Stege in den alt-sanktgallischen Landen mit Kriegsvolk. Die Toggenburger bewaffneten sich. Schultheiß Dürler in Luzern, des Abtes eifrigster Freund, rief die katholischen Kantone auf, daß sie die toggenburgischen Aufrührer im Zaume halten müßten. Hinwieder sprach der Schultheiß Willading von Bern den reformirten Kantonen zu, die Sache ohne Zaudern gegen die Katholiken mit dem Schwerte zu entscheiden, denn es gehe die alten Rechte des Toggenburger Volkes und den Schutz der reformirten Kirche an. Zwölf Jahre schon dauere der Streit, und er stehe immer schlimmer.

Sobald die Toggenburger sahen, Zürich und Bern stehen für sie, und der Obmann Bodmer ziehe zu ihrem Schutze mit fast dreitausend Mann

von Zürich heran, verkündeten sie ihren Krieg gegen den Abt (12. April 1712) zur Behauptung ihres Rechts. Nabholz, bisher ihr Freund und Rathgeber, wurde ihr Anführer, ließ Landsturm ergehen, und verfocht sie gegen die Leute des Abtes mit dem Schwerte so treu, wie sonst mit der Feder. Die Klöster und des Abtes Schlösser wurden besetzt; aber in die Stadt Wyl warf der Abt sechszehn Heerbanden Fußvolks zur Vertheidigung. Unterdessen wütheten und plünderten die Züricher Kriegshaufen zuchtlos im St. Gallischen Gebiet.

Nun griffen auch Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Gewehr und deckten ihre Grenzen und brachen gegen Toggenburg auf und bemächtigten sich der Grafschaft Baden. Der Nunzius gab ihnen sechsundzwanzigtausend Thaler aus dem päpstlichen Schatz, und in Rom geschahen Fürbitten für sie zu den Heiligen. Geweihte Kugeln und Amulette theilten die Priester den Soldaten aus.

Darauf hob Bern zehntausend Kronen aus seinem Schatz, um fünfzehntausend Mann ins Feld zu stellen. Es deckte seine Grenzen ringsum, auch in der Grafschaft Lenzburg bei Othmarsingen gegen Baden und die freien Aemter. Ein bernischer Heerhaufen rückte gegen die Stilli; unter dem Schutze von zwölf Feuerschlünden fuhr derselbe dort über die Aar, und stieß bei Würelingen

zum Heerhaufen der Züricher. Diese hatten sich in derselben Zeit auch schon des ganzen Thurgaues bemächtigt. So ward Krieg und Kriegsgeschrei aller Orten. Selbst die Walliser waren im vollen Anzuge, den katholischen Ständen beizustehen.

Glarus blieb in diesem Unwesen unparteisam, auch Solothurn, desgleichen der Bischof von Konstanz. Basel und Freiburg wehklagten über diesen Bürgerkrieg der Schweizer gegen Schweizer, und mahnten noch einmal zu freundlicher Ausgleichung; doch zu spät. Der Abt von St. Gallen flüchtete seine Kostbarkeiten nach Lindau; er selbst begab sich nach Rorschach und bat die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell und Glarus um Beistand; doch sie sicherten ihm nichts, als ihre Unparteisamkeit zu. Der Kaiser dagegen bot, von Preßburg in Ungarn aus, den schwäbischen Kreis zur Unterstützung des Abtes von St. Gallen auf.

45.

Der Toggenburger Krieg. — Die zweite Schlacht bei Villmergen. — Der Aarauer Friede.

(Vom Jahre 1712 bis 1718)

Züricher und Berner waren schon mit zehntausend Mann vor das Städtlein Wyl gezogen,

um die Kriegsrotten des Abtes darin zu belagern. Auch kam mit zweitausend Toggenburgern Nabholz dazu, und ein Heerhaufe vom Thurgau. Bomben und Feuerkugeln wurden in das Städtlein geworfen und Felder und Dörfer verwüstet. Jedoch vertheidigte sich die Mannschaft des Abtes in der Stadt unter ihrem Oberstwachtmeister Felber sehr tapfer und that manchen blutigen Ausfall. Als aber die Thurgauer sich wieder von den Belagerern trennten, von denen sie geringgeschätzt waren, streifte Felber plündernd bis Braunau und Summeri. So grausam wütheten seine Leute, daß sie zwei wehrlose Männer erschlugen, und einer Frau Hände und Füße verstümmelten. Da ging wegen solches Gräuels das Geschrei der Rache durch den ganzen Thurgau; von Weinfelden her kam der wüthende Landsturm abermals. Man sah dabei Weiber und zwölfjährige Knaben. Und sie verfuhren gegen die Katholiken so grausam, wie jene gegen Reformirte gewesen.

Da sprach Nabholz zu den Feldherren von Bern und Zürich: „Lasset uns einfallen in die alten Lande des Abtes, von wannen viele Männer sind, die die Stadt Wyl vertheidigen. Wenn dieselben ihre Hütten und Dörfer in der Ferne rauchen sehen, werden sie sich von den Uebrigen trennen, und die Stadt wird schwach werden!“

Also fiel er bei Oberglatt mit tausend Mann in die alten Lande des Abtes ein. Und als die in der Stadt ihre Wohnungen von fern brennen sahen, zogen ihre Haufen eilig hinaus, für ihre Hütten zu kämpfen. Es ward darauf die Stadt voll Zwietracht und Schreckens, und ergab sich (22. Mai) ihren Feinden. Das äbtische Kriegsvolk lief aus einander, und fluchte auf seinen gewesenen Befehlshaber Felber, der des Lebens nicht sicher war, und sogar Schutz von den Siegern erbitten mußte, um nach Bernhardszell zu entkommen. Aber der rasende Pöbel suchte ihn auch hier, schleppte ihn aus dem Pfarrhof, setzte ihn auf ein schlechtes Roß, trieb ihn mit großem Geheul und Hohn bis zur Sitterbrücke und tödtete ihn da mit vier Flintenkugeln durch den Leib. Dann zerschnitten sie seinen Leichnam mit Messern und warfen ihn in die Wellen der Sitter (24. Mai).

Mittlerweile war der rüstige Mann Nabholz in das alte Land des Abtes von St. Gallen eingedrungen. Da ergaben sich ihm die Goßauer, welche voller Wuth ihren eigenen Landeshauptmann ermordeten. Zwei Tage zuvor hatten sie tausend Toggenburger vertrieben, die zum Sengen und Brennen wider sie gesandt waren, und die auf der Flucht noch den wehrlosen katholischen Pfarrer zu Niederglatt in einem Stall erwürgt hatten. Die Fahnen von Zürich und Bern

gingen siegreich durch den ganzen Thurgau bis zur Stadt St. Gallen. Da legten sie Besatzung in die Abtei und nach Rorschach. Der Abt hatte sich mit seinen Kostbarkeiten schon voller Schrecken nach Augsburg vorher geflüchtet.

Weil nun die Toggenburger sahen, daß ihre Sache obsiege, verurtheilten sie diejenigen von des Abtes Leuten zum Tode, die an ihnen Verräther geworden waren; sie verwarfen gänzlich des Abtes Herrschaft, auch das Landrecht mit Schwyz und Glarus, und sprachen zu dem Volk von Gaster, Uznach, Gams und andern: „Lasset uns einen eigenen Freistaat gründen, der da gleich sei den freien Orten der Eidsgenossen!“ Und sie entwarfen eine neue Landesverfassung, die trugen sie nach Aarau, wo die Kantone Tagleistung hielten. Allein solche Rede mißfiel den Herren von Zürich und Bern, weil sie lieber an den Toggenburgern Unterthanen, als freie Miteidsgenossen gehabt hätten. Sogar Nabholz, der toggenburgischen Sachen eifriger Verfechter, weigerte sich, das Begehren der Leute zu unterstützen, obwohl sie ihm viel Geld boten.

Unterdessen waren auch bei Stilli zweitausend Berner über die Aar gegangen und zu dreitausend Zürichern gestoßen, welche deren Kriegsoberster Hans Kaspar Wertmüller anführte. Die stiegen nun zur gänzlichen Eroberung der

Grafschaft Baden über den Hasenberg, verjagten die einzelnen Heerbanden der katholischen Orte und rückten vor die Stadt Mellingen. Von der entgegengesetzten Seite her kamen siebentausend Berner aus der Grafschaft Lenzburg über die Bünz. Da flohen die katholischen Besatzungen nach Baden zurück. Mellingen wurde ohne Schwertstreich eingenommen. Den Siegern mußten alle Oerter der Grafschaft Baden Huldigung leisten, auch die Einwohner der Stadt Bremgarten. Dann ging der Zug nach Baden, zur Belagerung der Veste. Wertmüller lagerte sich bei den Rebhügeln am Lägerberg, und erwartete die Ankunft der Berner, welche bei Mellingen der Reuß nach bis Fahrwindisch einen Umweg genommen hatten, um Baden von der entgegengesetzten Seite anzugreifen. Die Belagerten machten ein heftiges Feuer aus der Stadt, vom Kapuzinerkirchhof und vom hohen Schlosse herab gegen Wertmüllers Lager. Die Züricher aber antworteten aus vierzig Feuerschlünden und Mörsern. Die Kirche, der Thurm, viele Häuser wurden hart beschädigt. Die Brustwehr des Schlosses stürzte prasselnd über die Felsen herab. Da erschienen von der andern Seite der großen Bäder gegen das Schloß auch die Berner mit zwanzig Feldstücken, Haubitzen und Mörsern. Dessen erschracken die in der Stadt so sehr, daß sie sich auf harte

Bedingungen (31. Mai) ergaben. Der Befehliger der Festung, Crivelli von Uri, zog mit der Besatzung ab, doch ohne Geschütz.

Diese Fortschritte, und daß auch das Rheinthal gezwungen ward, Bern und Zürich zu huldigen, brachte große Wuth, Zwietracht und Verwirrung unter die katholischen Orte. Einige wollten Frieden, andere Krieg. Die Gesandten von Oesterreich und Frankreich verhießen Hilfe, der Papst sandte ihnen Geld. Freiburg und Solothurn machten sich auf in Waffen für sie, auch Wallis, und Alles, was in den eidsgenössischen Vogteien katholisch war. Aber dagegen dräueten diejenigen reformirten Orte, welche bisher still gewesen waren, die Waffen zu ergreifen; und was in den gemeinen Vogteien reformirt war, rüstete sich zum Beistand für Zürich und Bern. Also standen in dieser Zeit bei hundert- und fünfzigtausend Schweizer zum blutigen Kampf gewaffnet wider einander; zu keiner Zeit vorher waren so viele Streiter aus der Eidsgenossenschaft gegen fremde Feinde ins Feld getreten. Und also hielt ein Schwert das andere in die Scheide zurück. Frankreich und Oesterreich liessen von ihren Heerschaaren wohl gegen die Grenzen rücken; allein Engländer, Holländer und Preussen hielten von andern Seiten auch diese im Zaum.

Während die Gesandten der Eidsgenossen zu

Aarau saßen und um Frieden handelten, zog der Landvogt und Ritter Ackermann von Unterwalden mit fünftausend Mann gegen die Sinserbrücke, wo die Berner mit ihrem Kriegsvolk lagen. Der Pfarrer zu Sins, einverstanden mit dem Ritter Jakob Ackermann, hatte den Kriegshauptleuten der Berner ein Gastmahl gegeben, daß sie nichts merkten. Also wurden diese überfallen, daß sie sich mit großer Noth retten konnten. Viele Berner wurden erschlagen. Oberst Meunier von Bern, der mit zweihundert Mann erst auf dem Kirchhof, dann in der Kirche tapfer wehrte, mußte sich gefangen geben. Sie wären von den Kriegsleuten aus Unterwalden, Schwyz und Zug ohne Barmherzigkeit ermordet worden, hätte Ackermann diese blutdürstigen Menschen nicht mit edler Kühnheit zurückgehalten (20. Juli). Auch auf der andern Seite gegen den Zürichsee, bei Hütten und Bellenschanz, waren die Schwyzer (22. Juli) vorgedrungen. Da aber stießen sie auf den wachsamen Züricher Hauptmann Hans Kaspar Wertmüller. Sieben Stunden lang fochten die Schwyzer; zweihundert Mann verloren sie; aber sie mußten den Zürichern weichen. Bei ihren Erschlagenen fand man geweihte Zettel mit Zahlen und Kreuzen und Versicherungen des gewissen Sieges.

Ritter Ackermann zog von allen Seiten die

katholischen Hilfsvölker an sich. Das Heer ward über zwölftausend Mann stark. Es schritt gewaltig durchs Land über Muri nach Wohlen und Villmergen, wo die Berner mit achttausend Mann standen. Hier, in derselben Gegend, wo schon einmal die Berner von den katholischen Orten (14. Jänner 1656) blutige Niederlage erfahren hatten, sollte wiederum das Feld durch Schweizer mit dem Blute der Schweizer gefärbt werden. Es war der fünfundzwanzigste Tag des Heumonds 1712. Die Berner hatten Stellung bei Meiengrün genommen. Der Donner der Feuerschlünde eröffnete den Kampf. Sechs lange Stunden ward gestritten. Da brachten die Berner Verwirrung und Entsetzen über die Völker der katholischen Orte. Sie durchbrachen deren Schlachtreihen und schlugen sie in die Flucht. Zweitausend der Katholischen und mehr bedeckten mit ihren Leichnamen das Feld.

Als nun darauf die Toggenburger Uznach und Gaster eroberten, die Stadt Rapperswyl sich den Zürichern ergab, und die Sieger von allen Seiten in das Gebiet der Katholischen vordrangen, ward diesen bange, und sie baten um Frieden.

Schon hatten bei der Tagleistung in Aarau die Kantone Luzern und Uri (18. Juli) den Frieden untersiegelt gehabt; aber die Luzerner

Bauern, aufgewiegelt im Namen Gottes und der heiligen Religion vom päpstlichen Nunzius und von ihren Pfarrern und Mönchen, hatten den Frieden nicht gewollt, und waren gegen die Stadt gezogen, um ihre Obrigkeit zum Kriege zu zwingen, dann hinaus gegen die Berner bei Villmergen. Hier hatten sie ihren Untergang gefunden. Auch noch nach der Villmerger Schlacht hatten sich bei zweitausend Willisauer gegen die Regierung empört; aber auch sie wurden vom Berner Kriegsvolk bald zu Paaren getrieben und mußten schwere Brandschatzung zahlen. Denn die Berner Mannschaft war damals die vortrefflichste an Waffe, Kleidung, Kriegszucht und Uebung geworden.

Endlich (am 9. und 11. August 1712) ward zu Aarau der allgemeine Landesfriede geschlossen, zum großen Vortheil der Sieger. Die fünf katholischen Orte mußte nicht nur ihre Rechte auf Baden, Rapperswyl und die untern freien Aemter an Zürich und Bern abtreten, sondern auch Bern in die Herrschaft über den Thurgau und das Rheinthal aufnehmen, wo beide Religionsparteien von da an gleiche Rechte empfingen. Glarus blieb neben Bern und Zürich überall im Mitbesitz.

Der gebeugte Abt Leodegar von St. Gallen aber wollte den Frieden nicht annehmen, blieb ausser Landes und hartnäckig, bis er starb. Die

Züricher und Berner hielten unterdessen sein Land besetzt. Als nachher der neue Abt Joseph (1718) den Frieden in Rorschach annahm und schloß, empfing er seine Lande wieder; auch wurden ihm die Toggenburger, jedoch mit größern Freiheiten und Rechten, unter Zürichs und Berns Schutz, abermals untergeben. Nur der Papst und der Nunzius verwarfen den Aarauer Frieden und erklärten ihn ganz ungültig. Doch darum kümmerten sich die nun versöhnten Eidsgenossen wenig: und als das Volk in einigen Aemtern des Kantons Luzern abermals von Geistlichen gegen die Regierung aufgewiegelt wurde, nahm diese eine Besatzung aus dem Entlibuch in die Stadt, verlangte vom Papst Besteuerung der Klöster zur Deckung ihrer Kriegskosten, und zugleich Zurückberufung des Nunzius Caraccioli, den sie den Urheber alles Uebels hieß. Die katholischen Orte empfanden lange noch die bittern Nachwehen dieses Krieges; denn sie hatten große Unkosten gehabt. Schwyz schrieb eine Auflage von fünf Thalern auf jede Haushaltung aus. Luzern brauchte Gewalt, die Kosten einzutreiben. Uri besänftigte die Unterthanen im Livinerthal nur durch stattliche Befreiungen (1713), und nannte sie fortan „liebe und getreue Mitlandleute."

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Schriften

Bd.: 8. Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk.

Aarau 1825 - 1828

Opp. 582 t-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604825-6